DIE TÖPFERSCHEIBE ; ANNA

Eduard Kulke

Eduard Kulke's erzählende Schriften

herausgegeben von

Dr. Friedrich S. Krauss.

V. Band.

Die Töpferscheibe. — Anna.

Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft.
1907.

Die Töpferscheibe.

Anna.

Erzählungen

von

Eduard Kulke.

Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft
1907.

Die Töpferscheibe.

Erzählung.

I.

Es war im Jahre 1863. Unendlicher Jubel erscholl in den Straßen der Kaiserstadt, der Kaiser war eben vom Fürstentage aus Frankfurt zurückgekommen, als auf einem der belebtesten Plätze Wiens ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren in eine Buchhandlung eintrat und in äußerst schüchterner Weise Littrows „Wunder des Himmels" verlangte. Ein älterer Herr, der zufällig anwesend war und am Lesetische sitzend in einem eben angekommenen wissenschaftlichen Fachblatte las, blickte bei diesen Worten, die, wie leise sie der junge Mann auch gesprochen, seinem Ohr doch nicht entgangen waren, von der Zeitung auf und sah den Ankommling, dessen Physiognomie er nicht alltäglich fand, mit einiger Neugierde an. Dieser, als er den Blick eines Fremden so scharf auf sich gerichtet fühlte, schlug, als ob er bei einer unerlaubten Handlung ertappt worden wäre, verschämt die Augen nieder. Der Zeitungleser hatte dies mit feinem Kennerblick bemerkt und sagte, da er den Jüngling aus der peinlichen Verlegenheit befreien wollte: „Es ist mir eine rechte Freude, einen jungen Mann zu sehen, der aus diesem Buche Unterhaltung zu schöpfen wünscht."

„Unterhaltung?" fragte der junge Mann mit sichtbarer Betroffenheit.

„Gewiß!" sagte der Herr am Lesetisch.

„Ich war der Meinung", sagte jetzt mit ganz offenem und freiem Wesen der früher so schüchterne junge Mann, „ich war der

Meinung, derjenige, der die ‚Wunder des Himmels' geschrieben, habe für etwas anderes gesorgt als für bloße Unterhaltung."

„Gewiß, junger Mann!" sagte der ältere Herr mit wohlwollendem und freundlichem Lächeln, „Sie werden sich in dieser Ihrer Meinung von dem Buche auch nicht getäuscht finden. Sind Sie Student?"

„Jurist", antwortete der Gefragte, „aber nicht aus Neigung", fügte er unwillkürlich hinzu, als ob er mit der kurzen Auskunft nicht die volle Wahrheit gesagt hatte.

Mit einem Tone, der eine wirkliche Teilnahme und keineswegs bloße Neugierde verriet, sagte nun der ältere Herr: „Und darf man fragen, weshalb Sie demungeachtet die juristischen Studien gewählt haben?"

„Es war", gab der junge Mann zur Antwort, „der Wunsch meines Vaters, der ein praktischer Geschäftmann ist und es am liebsten gesehen hätte, wenn auch ich mich dem Geschäfte gewidmet hätte. Es war", fügte er erläuternd und so den Widerspruch zwischen seiner innern Abneigung und seiner Handlungweise gleichsam entschuldigend hinzu, „von meinem Vater schon ein großes Zugeständnis, das ihm nur meine Mutter abzuringen vermochte, mich überhaupt studieren zu lassen; billigerweise mußte auch ich ihm wieder so weit entgegenkommen, mich ungeachtet meiner Abneigung, die ich in seiner Gegenwart gar nicht äußern dürfte, für ein Studium zu entscheiden, das in betreff eines praktischen Erfolges nach seiner Meinung verhältnismäßig noch die beste Aussicht eröffnet."

„Das ist ein starkes Opfer", sagte der ältere Herr und fuhr fort, „vorausgesetzt, daß Sie es nicht als Zudringlichkeit betrachten, wünschte ich recht sehr, von Ihnen zu erfahren, was Sie eigentlich gegen die juristischen Studien einzuwenden haben?"

„Einzuwenden?" erwiderte der junge Mann, „im allgemeinen gar nichts, für meine Person aber so ziemlich alles."

„Damit", warf der ältere Herr ein, „haben Sie eigentlich nur wiederholt, was Sie früher schon gesagt haben, daß Sie nämlich mit Ihrer Neigung nicht dabei sind."

„Ich bitte um Entschuldigung", entgegnete der junge Mann und geriet dabei ein wenig ins Feuer, „ich glaube damit auch gesagt

zu haben, daß ich mir der Gründe meiner Abneigung gar wohl bewußt sei; nur wollte ich nicht darauf Anspruch erheben, daß meine Gründe auch für jeden andern Geltung haben sollten."

„Das ist sehr vorsichtig gedacht", sagte der ältere Herr, „am Ende bleibt Neigung und Abneigung immer etwas Persönliches; gleichwohl sind Sie sich der Gründe Ihrer Abneigung bewußt, und wenn es Sie nicht geniert —"

„Ich finde", begann der Jüngling, „für meine geistigen Bedürfnisse keine Befriedigung in einem Studium, das mir, so weit es sich mit dem historisch gewordenen beschäftigt, nichts als einen Haufen von Willkürlichkeiten bietet. Alle diese Gesetzparagraphen, die unser bürgerliches Verhalten regeln, alle diese Strafbestimmungen, die dem Verbrecher innerhalb der Gesellschaft als Androhungen entgegengehalten werden, sie könnten ebensogut auch anders beschaffen sein, als sie sind, und in verschiedenen Staaten sind sie es auch. Man braucht nur den äußersten Osten mit dem äußersten Westen unseres Weltteiles zu vergleichen, und die Sache bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Was aber diejenigen Fächer betrifft, in denen eine verstandmäßige Ableitung aus obersten Prinzipien durchgeführt wird, wie beispielweise in der Rechtphilosophie oder in der Nationalökonomie, so fehlt es gegenwärtig noch absolut an jedem Fundament; denn gerade diese obersten Prinzipien sind willkürliche Annahmen. Was der eine aufbaut, reißt der andere nieder; was der eine verteidigt, wird von dem andern verworfen, und die verschiedenen Rechttheorien sind miteinander nicht minder im Streite, als die verschiedenen Systeme der Nationalökonomie."

„Betreffs der Prinzipien haben Sie allerdings nicht unrecht, junger Mann", sagte der ältere Herr in gemütlich-belehrendem Tone, der etwas kathedermäßiges nicht verleugnen konnte, „nichtsdestoweniger stehen diese Disziplinen, die Sie da genannt haben, heutzutage achtunggebietend da, und mancher vortreffliche Kopf hat auf diesen Gebieten hervorragendes geleistet und außerordentlichen Scharfsinn bewährt. Auch jene Gesetzbestimmungen, die freilich gar oft den Charakter des Willkürlichen an sich zu tragen scheinen, schließen in Wirklichkeit doch die Resultate tausendjähriger Erfahrungen in sich

und sind eine Notwendigkeit, ohne welche die bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen könnte."

„Es fällt mir nicht ein, dies zu bestreiten", erwiderte der Student, dessen freies und unbefangenes Wesen im Laufe des Gespräches immer mehr hervorgetreten war, „es ist aber doch wohl eine ganz andere Frage, ob irgend eine Disziplin für die staatliche Gesellschaft notwendig sei, oder ob ihr die Fähigkeit innewohnt, das wissenschaftliche Bedürfnis irgend eines bestimmten Individuums zu befriedigen."

„Und nach welcher Seite hin richtet sich Ihre Neigung?" fragte der ältere Herr, der den Studenten in solcher Weise examinierte.

„Ich muß gestehen", antwortete der unfreiwillige Jurist, „daß zum Beispiel die gewonnene Einsicht in die Wahrheit des bekannten pythagoräischen Satzes mein inneres Wesen mit einer ganz anderen Wärme erfüllte als alles, was mir die juristischen Studien bis jetzt zu bieten vermochten."

„Das wäre also die Mathematik", sagte der freundliche Herr.

„Und Mechanik", ergänzte der junge Mann und fügte hinzu: „Leider sind meine Kenntnisse in diesen Dingen sehr gering und vollends von der Astronomie habe ich keine Ahnung. Ich habe ein Gefühl innerer Scham, wenn ich des Nachts zum Himmel emporblicke und von all den unzähligen Sternen nichts zu sagen weiß, als daß es Sterne sind. Man hat mir geraten, mir die ‚Wunder des Himmels' von Littrow anzuschaffen. Dieses Buch soll am besten dazu geeignet sein, einen noch so ganz unvorbereiteten Anfänger, wie ich es bin, in diese Wissenschaft einzuführen."

„Man hat Ihnen da keinen schlechten Rat gegeben", sagte wohlwollend der ältere Herr, „das Buch setzt allerdings nicht sehr viel voraus, und so viel als es von Geometrie und Mechanik voraussetzt, bringen Sie reichlich vom Gymnasium mit. Sollten Sie gleichwohl bei einem oder dem andern Punkte Schwierigkeiten finden, wird man Ihnen ja gerne unter die Arme greifen."

„Leider", erlaubte sich der junge Mann einzuwenden, „findet man nicht so leicht jemanden, den man in solchen Dingen um Rat fragen kann; denn gerade mit dieser Wissenschaft beschäftigen sich so wenige."

„Dann will ich Ihnen gerne meinen Beistand leihen“, sagte der ältere Herr.

Der junge Mann blickte den würdigen Herrn, der ihm so teilnehmend und bereitwillig entgegenkam, fragend an. Dieser aber hatte mittlerweile aus einem Brieftäschchen eine Visitenkarte herausgenommen und überreichte sie dem jungen Manne. Der Student warf einen raschen Blick auf die Karte und wußte nun, wen er vor sich habe. Auf der Karte war zu lesen: „Karl von Littrow, Direktor der Sternwarte und Professor der Astronomie an der k. k. Universität zu Wien.“ Er machte eine tiefe Verbeugung und fragte schüchtern, ob er sich gleichfalls erlauben dürfe, seine Karte zu überreichen. Der Professor erwiderte:

„Sie dürfen dies nicht nur, sondern ich bitte Sie darum.“

Mit zitternder Hand überreichte der Student seine Karte und der Professor las darauf den Namen: Moses Kohn.

„Auf Wiedersehen also, Herr Kohn!“ sagte der Professor, indem er dem jungen Manne leutselig zum Abschied die Hand reichte. Der Student bezahlte seine Schuldigkeit, nahm das Werk, das inzwischen herbeigeschafft und eingepackt war, unter den Arm und trug mit hoffnungfreudigem Gemüte den erworbenen Schatz nach Hause.

Während des Gespräches zwischen Professor Littrow und dem Studenten Moses Kohn waren ab und zu Kunden ein- und ausgegangen, die ihre Einkäufe besorgten und sich um das, was dort am Lesetische gesprochen wurde, wenig kümmerten. Nur der Buchhändler selbst war, während die hier beschäftigten Leute die Kunden bedienten, dem Gange des Gespräches aufmerksam gefolgt, und nachdem der Student sich entfernt hatte, sagte er:

„Ein interessanter junger Mensch!“

„Weit mehr als interessant“, sagte Littrow.

„Er kommt oft hieher“, fuhr der Buchhändler fort, „und kauft viel; ich habe ihn aber erst heute so recht eigentlich kennen gelernt. Man hat eine rechte Freude, ihn sprechen zu hören. Die schöne Aussprache! Man hört ihm den Juden gar nicht an.“

„Das ist Nebensache“, sagte der Professor, „aber die Gesinnungen! Man muß nur bedenken, was das heißen will! Ein junger Mensch studiert Jurisprudenz ganz und gar gegen seine

Neigung, bloß weil es der Vater will. Das ist eine ethische Höhe, eine Selbstverleugnung, eine Hingebung, eine Pietät, wie man sie nur äußerst selten findet."

„Gerade bei den Juden", bemerkte der Buchhändler, „findet sich diese Pietät der Kinder gegen die Eltern häufiger; es scheint dies eine jüdische Eigenschaft zu sein, ein alttestamentarisches Erbstück."

„Nicht doch", entgegnete der Professor, „es ist eine allgemein menschliche Eigenschaft, und sie findet sich wie jede Eigenschaft, sei es Tugend oder Laster, nicht sowohl bei ganzen Stämmen und Völkern, als vielmehr bei einzelnen Individuen eines jeden Stammes. Was bei diesem jungen Manne aber noch weiter in die Wagschale fällt, das ist sein Idealismus, sein Schwung, seine Begeisterung! Man pflegt doch den Juden so häufig den Sinn für das Ideale abzusprechen; sie haben für nichts Sinn als fürs Geschäft, sagt man, sie kennen nichts als Handel und Gelderwerb. Da haben wir nun einen jüdischen Jüngling, der trotz dem Zwange, den er dem Vater zulieb sich antut, doch seinem Wissensdrange genugzutun sucht, ohne jede Aussicht auf äußeren Erfolg, ohne Aussicht auf Stellung und Erwerb, völlig selbstlos und uneigennützig."

„Der junge Mann ist wirklich eine Ausnahme", bemerkte der Buchhändler. Der Professor aber sagte darauf:

„Die Möglichkeit einer solchen Ausnahme ist Beweis genug, daß der Vorwurf gegen einen ganzen Stamm in solcher Allgemeinheit erhoben nicht berechtigt ist. Der Vater, der den Sohn zwingt, sich seiner Neigung entgegen für die Jurisprudenz zu entscheiden, mag ja immerhin bloß die materielle Seite der Sache im Auge behalten; die Mutter aber, die dem Vater die Erlaubnis, daß der Sohn studieren darf, abnötigt, scheint den Sinn auf etwas Höheres gerichtet zu haben."

Während hier in der Buchhandlung in solcher Weise über ihn geurteilt wurde, saß Moses bereits in seiner Studierstube und begann „Die Wunder des Himmels" zu lesen. Mit außerordentlichem Eifer warf er sich auf das Buch, und mit wahrem Heißhunger verschlang er eine Seite nach der anderen.

Dieser Drang, in die Erkenntnis des Weltenbaues einzudringen, war bei ihm aber nicht erst von heute und gestern; er ist bei ihm

vielmehr schon in der Knabenzeit hervorgetreten, freilich nicht mit Bewußtsein, wie es jetzt der Fall war, dafür aber mit einer Heftigkeit, die es offenbar machte, daß er als Knabe schon gewissermaßen seinen eigenen Geist entdeckt hat und unter Umständen, welche diese in einem kindlichen Gemüt aufdämmernde ahnungvolle Selbsterkenntnis merkwürdig genug erscheinen lassen.

Moses war das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater Emanuel Kohn war der reichste Mann in jener Gasse, die man schlechtweg die „Gasse" nannte, weil jedermann wußte, daß man darunter die Judengasse versteht. Diese Gasse lag in einem kleinen Städtchen im südlichen Mähren, in welchem seit unvordenklicher Zeit das Töpferhandwerk in hoher Blüte stand. Eine ganze Gasse entlang stehen die Töpferöfen in der Gestalt von halbkugelförmigen Kappen wohl gereiht nebeneinander. Die sonst ziemlich öde Gasse führt den Namen „Unter den Schanzen", den man davon ableitet, daß die gegenwärtig kleine Stadt dereinst befestigt gewesen sein soll. Die Schweden, so wollen ältere Leute in der Chronik gelesen haben, hätten in der Gegend mit wenig Schonung gehaust und die Festung zerstört. Von den ehemaligen „Schanzen", wenn solche wirklich jemals daselbst existiert haben, ist nichts zurückgeblieben als der Name, und auf dem Platze, welcher dereinst dem andringenden Feinde einen, wie sich zeigt, nicht eben unbezwinglichen Widerstand entgegensetzte, werden heutzutage bei mächtigen Feuergluten unzählige irdene Töpfe gebrannt, und der Rauch, der aus den Öfen emporsteigt, gehört für die Bewohner der umliegenden Gassen und Plätze nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Ortes. Die Öfen lehnen sich an die nicht sehr ansehnliche Böschung, welche ehemals eine Schanze gebildet hat, so daß die ganze Gasse hierdurch ihrer Länge nach in zwei parallele Hälften, eine höher und eine tiefer gelegene, geteilt wird. Über den höher gelegenen Teil führt nur ein sehr schmaler Fußweg längs der Getreidescheuern hin, und die Kinder des Ortes hatten diesen Steg um so lieber, je schärfer ihnen von den Eltern eingeprägt worden war, ihn wegen der Gefahr eines Absturzes zu meiden. Die tiefer gelegene Gassenhälfte hat für ein Fuhrwerk wohl Breite genug, doch nicht für zwei, so daß zwei einander begegnende Fuhrwerke nicht ausweichen könnten, weshalb sich

auch niemand erinnert, jemals daselbst ein Fuhrwerk gesehen zu haben. Den Öfen gegenüber zog sich eine lange, niedere Mauer hin. Diese Mauer enthielt die Hintertüren der Gärten und Höfe jener Häuser, die mit ihrer Front die nächstgelegene Parallelgasse bilden halfen. Auf der Schwelle einer solchen kleinen Hintertür, im Schatten eines über die Gartenmauer weit emporragenden, dicht belaubten Baumes saß einem der Öfen gerade gegenüber der kleine Moses. Er mochte damals ungefähr zwölf Jahre alt sein und sah mit aufmerksamer Neugierde unverweilt in die helle Glut, die ihm aus dem Ofen entgegenflammte. So oft Töpfe gebrannt wurden, konnte man den Knaben auf der bezeichneten Türschwelle sitzen sehen; es war dies sein Lieblingaufenthalt in freien Stunden. Der alte Meister, dessen Ofen gegenüber der Knabe saß, hatte sich, wenn er ihn da so still und in sich gekehrt auf der Türschwelle sitzen sah, wohl manchmal gedacht, was der Junge wohl haben möge, daß er sich immer da hersetzt; er tat aber keinerlei Frage an den Knaben; er ging still und emsig seinem Geschäfte nach und ließ den kleinen Moses unbehelligt.

Wenn gebrannt werden sollte, so mußten die aus Lehm geformten Gefäße, Töpfe, Krüge, Schüsseln usw. aus der Töpferwerkstätte in den Ofen gebracht werden, bevor das Feuer angezündet war; erst wenn die von Sonne und Luft getrockneten Gefäße fein säuberlich in dem Ofen aufgestellt waren, durfte der darin hergerichtete Scheiterhaufen in Brand gesteckt werden. Dies war heute der Fall, und des Meisters Töchterlein, ein schlankes Mädchen von vierzehn Jahren, kam eben mit vorsichtig ängstlichen Schritten einher; denn auf dem Kopfe trug sie ein Brett, auf dem die aus Ton geformten Töpfe und Krüge wohl geordnet nebeneinander standen, und sie mußte sich wohl hüten, einen Fehltritt zu tun, etwa zu stolpern oder irgendwo anzustoßen, weil dies die Arbeit, um die sich Meister und Geselle tagelang geplagt hatten, in einem Augenblicke hätte zerstören können. Es wich daher auch jeder, der dem Mädchen begegnete, scheu und vorsichtig aus, um sie vor Schaden zu behüten. Plumps! — da sauste ein Stein durch die Luft und Töpfe und Krüge lagen zerbrochen auf der Erde. Sie hatte aber noch kaum Zeit gehabt, sich von dem Schrecken, der ihr das Brett

mit den Gefäßen vom Kopfe warf, zu erholen, als der mutwillige Bursche, der den Stein geworfen, auch schon am Boden lag und von Moses' Händen die verdiente Züchtigung erfuhr. Moses war eben herangekommen, und voll Entrüstung über die Niederträchtigkeit, deren Zeuge er gewesen, stürzte er sich auf den jugendlichen Frevler, und obwohl er an Kräften überlegen schien, wurde er dennoch von Moses überwältigt. Genoffa, so hieß die Töpfertochter, war gleich, nachdem sie von dem ersten Schrecken sich erholt hatte, nach Hause gegangen und betrat zitternd und furchtsam die Werkstätte, wo sie unter Tränen, was sich zugetragen hatte, zu erzählen begann. Dies hören und die Hundpeitsche von dem Wandnagel, wo sie hing, herunternehmen, war für den stämmigen Burschen, der ihrem Vater als wackerer Geselle zur Seite stand, eins. Genoffa hatte ihren Bericht kaum begonnen, geschweige denn geendet, so war er auch schon voll Wut mit der Peitsche zur Türe hinaus. Wenige Augenblicke danach vernahm man in der Stube von den Öfen her ein jämmerliches Geschrei, und der Meister, das schluchzende Mädchen beruhigend, sagte: Nu! Nu! so hör' nur auf! Der hat sein Teil! Der Gassenbub wird dir keinen Stein mehr nachwerfen! Mit triumphierender Miene, wie ein Held, der siegreich vom Schlachtfelde heimkehrt, kam der Gesell in die Werkstatt zurück, und im Bewußtsein der vollbrachten Tat hängt er das Strafinstrument an seinen Platz und ging, ohne ein Wort zu verlieren, an die Arbeit. Moses aber, der durch das unheilvollste Mißverständnis ein kränkendes Unrecht erlitten, schlich traurig von dem ihm so lieb gewordenen Platze bei den Töpferöfen hinweg, und die Folge davon war, daß er sich nunmehr unter den Schanzen nicht mehr sehen ließ.

Dies war aber nur die äußerliche Folge; die innere Folge war eine völlige Änderung seines ganzen Wesens. Er hatte ein schmähliches Unrecht erfahren und war sich keines Unrechtes bewußt; er erkannte, daß man Schimpfliches dulden müsse, wenn man keine Macht hat, es abzuwehren, und dies bedeutete für ihn so viel als: es gibt keine Gerechtigkeit.

Dies ereignete sich zu Anfang der Fünfzigerjahre. Schon waren die freiheitlichen Ideen, die mit dem Jahre Achtundvierzig auch in die „Gasse" eingedrungen waren, wieder unterdrückt und schwer

lastete der Druck auf allen Geistern. Moses stand noch in einem zu kindlichen Alter, um das allgemeine Weh mitzuempfinden und den ungeheuren Umschwung, der sich vollzogen hatte, zu begreifen; aber das Leid, das ihm persönlich widerfahren, das empfand er sehr tief, das verstand er sehr gut, und indem er darüber reflektierte, hat er sich geistig selber emanzipiert. Warum läßt es Gott geschehen, daß sich so etwas ereignen darf? Von dieser Frage ging er aus, und er konnte die Antwort auf diese Frage nicht finden. Die Mutter, die sich seine Erziehung sehr angelegen sein ließ und sich viel mit ihm beschäftigte, hatte ihn allezeit gelehrt, daß Gott allgerecht sei Das war seinem Gemüte tief eingeprägt, und nun konnte er sich die Allgerechtigkeit Gottes mit dem, was er erlitten, nicht zusammenreimen. Oft war Moses in der Abenddämmerung auf einem Schemel zu Füßen der Mutter gesessen und mit ganzer Seele hatte er gelauscht, wenn sie fast unwillkürlich, mehr als ob sie es müßte, als daß sie es wollte, die eine oder andere von Schillers Balladen mit leiser Stimme, fast im Flüstertone, sprach. So hatte sie ihm einmal auch den „Gang zum Eisenhammer“ vorgelispelt. Die schauerliche Begebenheit hatte sich seiner ganzen Seele bemächtigt. Wenn er dann dem Töpferofen gegenüber saß und in die hochauflodernde Flamme hineinstarrte, so schwebte seiner kindlichen Phantasie das Bild des Bösewichts vor, den seine Verruchtheit in die Glut des Eisenhammers hineingetrieben. Die Vergeltung schien ihm schrecklich, aber gerecht. Wenn Fridolin durch seine Frömmigkeit vor dem fürchterlichen ihm zugedachten Schicksale bewahrt wurde — das war für Moses eine Befriedigung, da offenbarte sich die Gerechtigkeit Gottes. Seitdem er aber unter den Peitschenhieben des Töpfergesellen eine dieser zuversichtlichen Anschauung über die in der Welt herrschende Gerechtigkeit so entgegengesetzte Erfahrung gemacht, durchdrang ihn ein Gefühl der Bitterkeit, das ihn um so mehr schmerzte, je weniger er sich darüber äußern konnte; äußerlich ließ er nichts merken, weil er sich schämte, die Schmach, die er erduldet, vor seinen Genossen oder gar vor seinen Eltern zu verraten; er glühte aber vor innerer Scham darüber, daß er Gutes gesäet und Böses geerntet. Über alles, was er hörte und sah, urteilte er nun vom Standpunkte der Gerechtigkeit. Dies zeigte

sich auch in seinen Fragen und Einwendungen an den Lehrer, der ihm hebräischen Unterricht erteilte.

Vor dem Jahre Achtundvierzig und selbst noch bis hinein in die Fünfzigerjahre ungefähr bis zum Abschluß des Konkordats gingen in solchen Gemeinden, wo noch keine jüdische öffentliche Schule bestand, die jüdischen Kinder zwei Stunden täglich in die christliche Schule, in die sogenannte Trivialschule; hier lernten sie deutsch lesen und schreiben und notdürftig rechnen. Das Lesebuch war der von dem Oberlandrabbiner in Nikolsburg, Rabbi Marcus Benedict, herausgegebene „Bene-Zion“; geschrieben wurde Kurrent- und etwas Kanzleischrift. Täglich wurde von sämtlichen Kindern, Knaben und Mädchen, in eigentümlich summendem Tone das Einmaleins aufgesagt, über die vier Spezies kamen sie nicht hinaus, und die besten Schüler der zweiten Klasse brachten es bis zum Dividieren mit einer zwei- oder, wenn es hoch kam, dreizifferigen Zahl. Dies war das Maß des Wissens, mit dem der jüdische Knabe und das jüdische Mädchen von zwölf Jahren aus der Schule entlassen wurden. Seinen eigentlichen Unterricht erhielt der jüdische Knabe aber nicht in dieser Trivialschule, sondern bei seinem jüdischen Lehrer in dem sogenannten „Cheder“, welches Wort zu deutsch Zimmer bedeutet und in Wahrheit diejenige gewöhnlich dunkle Kammer war, in welcher der Lehrer den Unterricht erteilen mußte. Hier lernten die Kinder hebräisch lesen und jüdisch schreiben, die Vorgeschrittenen lernten die Bibel übersetzen; die Allerfähigsten erhielten auch Unterricht in der „Gemarah“, das ist der Talmud. Moses gehörte zu diesen Allerfähigsten.

Eben hatte der Lehrer, es war dies einen Tag nach der Begebenheit bei den Töpferöfen, mit den vorgeschrittensten Schülern einen neuen Traktat aus dem Talmud angefangen, der sich gleich zu Beginn mit der Behandlung des folgenden Falles beschäftigt: „Zwei ergreifen einen Gegenstand, beispielweise ein Kleid. Der eine sagt: Ich hab's gefunden, und der andere sagt: Ich hab's gefunden — so sollen sie es teilen. Sagt der eine: Das ganze gehört mir, und der andere sagt darauf: Das ganze gehört mir — so sollen sie es teilen. Sagt aber der eine: Das ganze gehört mir; der andere aber behauptet: Die Hälfte davon gehört mir — so teilen sie nicht:

zu gleichen Teilen, sondern der, welcher auf das ganze Anspruch macht, erhält drei Viertel und der andere, der auf die Hälfte Anspruch macht, nimmt ein Viertel."

„Warum?" fragte Moses, nachdem der Lehrer diesen Fall vorgetragen hatte, „wo bleibt da die Gerechtigkeit?"

„Sehr gerecht", erwiderte der Lehrer, „ich werd' es dir gleich aufklären. Gib Achtung! Wenn jeder von beiden sagt, daß das ganze ihm gehört —"

„So haben beide unrecht", unterbrach ihn Moses.

„Wieso?" fragte der Lehrer, und alle anwesenden Schüler hatten ihre Blicke scharf auf Moses gerichtet. Dieser aber war dadurch nicht eingeschüchtert worden; er sagte: „Wenn man etwas findet, sei es nun einer oder seien es zwei, so muß man sich erkundigen, wer es verloren hat und muß es dem rechtmäßigen Eigentümer zurückgeben."

„Narrele!" sagte der Lehrer und alle Mitschüler lachten, „haben denn das unsere Weisen nicht gewußt? Was sagst du mir da für eine Neuigkeit? Ich will dir doch zeigen, was für ein Scharfsinn in der Sache steckt."

„Ich habe nicht nach dem Scharfsinn gefragt", erwiderte Moses, „sondern nach der Gerechtigkeit."

„Ganz gut", erwiderte der Lehrer, „grad' in dem Scharfsinn liegt auch die Gerechtigkeit. Was den Fund betrifft, denk dir, der Eigentümer ist nicht aufzufinden —"

„Meinetwegen", sagte Moses.

„Nu also", setzte der Lehrer fort, „jetzt sagt der eine: Mein gehört es, und der andere sagt: Mein gehört es. Nu, welchem von beiden soll man glauben? Wem von ihnen soll man es geben? Ist da nicht das gescheiteste, man gibt jedem die Hälfte? Wie sollte man da anders teilen? Jetzt kommt aber erst der Hauptwitz. Der eine sagt: Das ganze gehört mir, der andere aber sagt: Die Hälfte gehört mir! so macht dieser andere auf die eine Hälfte gar keinen Anspruch. Um diese eine Hälfte streiten sie also gar nicht, sie streiten dann nur um die andere Hälfte, nun — so sollen sie diese andere Hälfte teilen; und wie viel kommt auf den einen, wenn man ein Halbes in zwei Teile teilt?"

„Ein Viertel", riefen alle Schüler mit Ausnahme des Moses.

„Also", fuhr der Lehrer fort, „wenn der eine ein Viertel kriegt, so kommen auf den Andern drei Viertel. Verstehst du mich, Moses, das heißt ein Verstand; denn um die eine Hälfte streiten sie sich ja gar nicht. Verstehst du mich schon?"

„Ich versteh' schon", sagte Moses, „es ist aber keine Gerechtigkeit."

„Wieso keine Gerechtigkeit?" fragte mit überlegenem Lächeln der Lehrer, „laß' mich hören deinen närrischen Verstand. Wieso keine Gerechtigkeit?"

„Wenn zwei miteinander etwas finden, so sollen sie es dem Eigentümer zurückgeben."

„Noch einmal dieselbe Narrischkeit", unterbrach ihn der Lehrer, „darauf habe ich dir doch schon geantwortet."

„Sie haben mich nicht ausreden lassen", sagte Moses ruhig, ohne das Gelächter zu beachten, das er durch seine Einwendungen bei den Mitschülern hervorgerufen, „wenn sich der Eigentümer nicht meldet, soll man die gefundene Sache aufbewahren. Vielleicht findet er sich nach Jahr und Tag."

„Nimm an", sagte der Lehrer noch immer mit großer Überlegenheit, „nimm an, er findet sich nach Jahr und Tag auch nicht, nu und was dann? Bist du jetzt am Ende mit deinem närrischen Verstand?"

„Was dann?" sagte Moses. „Wenn jeder von beiden behauptet, das ganze gehört ihm, so sind sie alle beide im Unrecht, da ja beide wissen, daß sie die Sache miteinander gefunden haben. Wie kann da der eine oder der andere sagen, daß das ganze ihm allein gehört?"

„Deshalb sollen sie es ja teilen", sagte der Lehrer schon etwas ungeduldig.

Moses aber erwiderte: „Das Unrecht eines jeden von beiden liegt schon in der Forderung. Ganz und gar ungerecht aber ist der zweite Fall, wo der eine drei Teile und der andere nur einen Teil bekommt."

„Chammer!" (Esel) sagte der Lehrer, „hab' ich dir nicht schon zweimal gesagt, daß sie um die eine Hälfte gar nicht streiten? Verstehst du das denn nicht?"

„Ich versteh' schon", sagte Moses, „aber wenn zwei miteinander etwas finden, so ist doch gewiß der, der nur auf die Hälfte Anspruch macht, ein rechtlicherer Mensch als der, der das ganze für sich verlangt und dem andern gar nichts lassen will. Nun wird der gerechtere von beiden, der nur die Hälfte fordert, für seine Rechtlichkeit bestraft und bekommt nur ein Viertel; der Ungerechte aber, der das ganze haben und dem anderen gar nichts lassen will, bekommt drei Viertel. Heißt das nicht die Ungerechtigkeit belohnen?"

„Moses! Moses!" sagte der Lehrer zornerregt, „du scheltest die Gemarah? Ich fürcht', ich fürcht', aus dem kleinen Mosesl wird einmal noch ein großer Verbrecher an Israel werden!"

Mit diesem Ausblick in die Zukunft war die Diskussion über die behandelte Rechtfrage nicht sowohl erledigt als abgeschnitten.

Man kann es fraglich finden, ob es zweckmäßig sei, Knaben dieses Alters in das Studium des Talmud einzuführen, denn nur allzu sehr ist die Erörterung solcher Fragen, wie die hier behandelte, geeignet, einen Knaben altklug zu machen oder wenigstens erscheinen zu lassen; unstreitig aber ist, unter Voraussetzung einer richtigen Auswahl von Seite des Lehrers, daß der Verstand des Schülers frühzeitig in ungewöhnlicher Weise geschärft wird; was aber dem jüdischen Knaben früherer Zeiten eine bedeutende Überlegenheit verlieh, war nicht sowohl das Studium des Talmud, der ja nur wenigen zugänglich war, als vielmehr das Studium der Bibel im Urtexte. Mit dem jüdischen Knaben wurde, kaum hatte er die Kenntnis des Hebräischlesens hinter sich, sogleich die Bibel im Urtext vorgenommen. Man plagte ihn nicht viel mit grammatikalischen Regeln und mit Formelkram, man begann sofort zu übersetzen: „Bereschith" — Im Anfang; „boroh" — erschuf; „Elohim" — Gott usw. Man wirft ihn sozusagen ohne Strick ins Wasser hinein, und nun soll er schwimmen. Da er muß, so schwimmt er, und so lernt er praktisch und spielend, ungefähr in der Art, wie der berühmte Schliemann Griechisch erlernt hat, Hebräisch. Diese Kenntnis des Hebräischen ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck; die Hauptsache bleibt die Bibel. Aus ihr, besonders aus dem ersten Buch Mosis, womit ja begonnen wird, schöpft der Knabe eine Nahrung fürs Gemüt, an der er dann sein ganzes Leben lang

zu zehren hat. Was kann es für ein kindliches Gemüt auch Anziehenderes geben als die Patriarchengeschichte, diese Erzählungen schlichtester Zustände und Verhältnisse mit den rührendsten Zügen! Wenn Eleasar mit seinen Kameelen auszieht, für Isak die Braut zu suchen und ihm Rebekka begegnet und ihn tränkt und ihm sagt: „Auch deine Kameele will ich tränken", und der Knabe von zehn oder zwölf Jahren diese Bilder, die sich in seiner Phantasie plastisch ausgestalten, vergleicht mit den Zuständen und Verhältnissen, von denen er in der Wirklichkeit umgeben ist, so gewinnt er, wenn er auch nie ein Kameel gesehen hat, wie durch Inspiration einen Einblick in eine ganz andere, fremdartige, ihn aber doch anheimelnde Kulturwelt, zu der er sich, wenn sie auch vergangen ist und wie sehr er der Gegenwart angehört, doch elegisch-sehnsuchtvoll hingezogen fühlt, und gerade die Fähigkeit, diese ergreifenden Darstellungen in der Ursprache zu lesen, läßt ihn das Gefühl seiner Verwandtschaft mit dieser Vergangenheit nur um so inniger empfinden. Man denke sich einen Knaben, der im Alter von zehn bis zwölf Jahren ein oder das andere Kapitel aus den „Psalmen" in der Ursprache aufzusagen weiß, man denke sich einen Knaben dieses Alters, der kernige, schlagende Sätze aus den Sprüchen Salomonis im gewöhnlichen Gespräche im Urtexte zitiert, als ob es Büchmanns geflügelte Worte wären, wie z. B.:

„Ein weiser Sohn erfreut des Vaters Herz,
Ein törichter ist seiner Mutter Schmerz,"

kurz einen Knaben, welcher über einen hebräischen Sprachschatz verfügt, wie etwa Montaigne, der von frühester Kindheit an eine durchaus lateinische Erziehung erhielt, des lateinischen Wortschatzes mächtig war, und man wird zugeben, daß ein solcher Knabe trotz des Mangels eines Unterrichtes in den sogenannten Realien, denn die bleiben ihm sowohl im „Cheder" wie in der christlichen Trivialschule gänzlich vorenthalten, doch, was die Wirkung aufs Gemüt betrifft, für diesen Mangel reichlich entschädigt war.

Dieses Nebeneinander zweier so ganz verschiedener Kulturwelten im Gemüte des Knaben, das Spiegelbild einer vergangenen Kultur neben der Kultur, in der er lebt und von der er sich auf Schritt und Tritt umgeben sieht, erzeugt in dem Knaben frühzeitig die

Fähigkeit zu vergleichen, und rasch erkennt er, es müsse nicht alles, was ist, gerade so sein, wie es ist, es könnte vielmehr manches auch ganz anders sein. Besonders unser Moses wurde schon in dem Alter, in dem er sich zu Anfang der Fünfzigerjahre befand, ganz besonders durch das jüngste ihn so tief verletzende Ereignis bei den Töpferöfen auf einen solchen Gedankengang geleitet. Andererseits kam er aber gerade durch dieses Vergleichen frühzeitig zu der mindestens instinktiven Erkenntnis, daß der eigentliche Kern aller Zustände, das echt menschliche daran, trotz der Verschiedenheit der äußerlichen Nebenumstände im ganzen und großen da und dort sich gleich bleibe. Hatte er z. B. bei seinem Lehrer die Geschichte von Jakob und Esau gelesen, die friedlichen Zurüstungen, die Jakob traf, als er die Boten an seinen Bruder Esau absandte, vor dem er sich fürchtete, eine Geschichte, die er nie ohne Tränen lesen konnte, oder hatte er gar die Geschichte von Josef und seinen Brüdern gelesen: wie Josef sagt: „Ich bin Josef, euer Bruder, den ihr verkauft habt nach Egypten", und er vor innerer Gemütbewegung und heftigem Schluchzen nicht weiter lesen konnte, und sagte ihm die Mutter des Abends in ihrer schlichten Art ohne alle Prätension und ohne jede Absichtlichkeit z. B. Schillers „Bürgschaft" oder „Hektors Abschied von Andromache" vor, da ward es ihm offenbar, daß das allgemein Menschliche im Gefühl enthalten sei. Er empfand alle diese Dinge viel tiefer, als die anderen Knaben, die mit ihm gemeinschaftlich Unterricht erhielten. Er machte vor seinem Lehrer kein Hehl daraus, daß er für die vertriebene Hagar mit ihrem Ismaël mehr Sympathie habe als für Sarah, daß er für den des Vatersegens beraubten Esau weit mehr Mitgefühl habe, als für Jakob, wofür er vom Lehrer gescholten wurde, er konnte aber nicht anders, er urteilte einzig und allein nach seinem Gefühl. Sein Gefühl war ihm die Bürgschaft für die Gerechtigkeit.

II.

Für die freien Stunden, die er bisher unter den Schanzen bei den Töpferöfen zugebracht, suchte sich Moses jetzt eine andere Beschäftigung; diese war leichter gesucht als gefunden. Da trieb ihn sowohl die Langweile, als auch sein Hang zur Einsamkeit auf den

Dachboden, um nachzusehen, ob sich nicht unter dem mannigfachen alten Gerümpel, das da umher lag, etwas findet, woran er Interesse hätte. Neben viel anderem Zeug, das er nicht brauchen konnte, stand da auch eine alte Kiste, deren Deckel nur lose auflag und leicht abgehoben werden konnte; diese Kiste war voll von alten und größtenteils schadhaften Büchern, zerrissenen Landkarten und Schriften, die von dem bereits verstorbenen Oheim, einem Bruder seiner Mutter, herrührten. Der war zu Anfang der vierziger Jahre nach Berlin gegangen, hatte dort Philosophie studiert und war gegen Ende der vierziger Jahre von Berlin als Doktor der Philosophie zurückgekommen. Diesen Oheim hatte Moses sehr geliebt. Seit dessen Tode standen die von ihm zurückgelassenen Bücher und Schriften in der Kiste auf dem Dachboden unberührt. Von dieser Kiste hob Moses den Deckel ab und kramte in den darin enthaltenen Scharteken. Nach einigem Herumkramen zog er ein zerrissenes Buch heraus, das wegen der in den Text gedruckten Figuren seine Aufmerksamkeit erregte. Er hatte so etwas noch niemals gesehen, denn der Unterricht, den er bisher in der christlichen Trivialschule und im „Cheder" genossen, hatte für alles andere eher gesorgt, als für die Anschauung. Hundertmal hat er in der Bibel gelesen, daß die Israeliten in Egypten waren, daß sie dort Sklavendienste verrichten mußten, daß Moses sie aus der Sklaverei befreit, daß er sie in die Wüste geführt, daß er ihnen am Berge Sinai die zwei Gesetztafeln gegeben, daß ihnen von Gott ein Land verheißen war, worinnen Milch und Honig fließt usw., aber wo Egypten liegt, wo die Wüste, in der die Israeliten vierzig Jahre lang umhergezogen, wo der Berg, an dem sie die zehn Gebote erhielten, und wo das fruchtreiche Land, das ihnen gelobt und verheißen war, darum sich zu kümmern, das war dem Lehrer im „Cheder" niemals in den Sinn gekommen. Die Kinder gewannen aus seinem Unterrichte bloß die Kenntnis des Geschichtlichen und Sagenhaften, und dies war geeignet, die Phantasie zu beleben, aber sie gewannen von all den örtlichen Bezeichnungen wie Egypten, Schilfmeer, Berg Sinai, gelobtes Land usw. keine Kenntnis, nicht einmal jene die lebendige Anschauung vertretenden Symbole, welche aus der Landkarte zu gewinnen sind. Von Natur wißbegierig hätte Moses gerne gewußt, was die Figuren

in dem Buche zu bedeuten haben. Er setzte sich unter das Dachfenster und begann zu lesen; er konnte aber aus dem, was er da las, nicht klug werden. Das Buch war von Mäusen zerbissen. Die ersten Blätter waren ganz durchlöchert und zerfetzt, die nachfolgenden mehr oder minder beschädigt; erst mit Seite 75 begannen die leidlich erhaltenen Blätter, und diese Seite begann mit einem Satze, über den sich der kleine Moses vergeblich den Kopf zerbrach. Es stand da nämlich zu lesen: „deshalb ist auch die Erde in der Aequatorgegend ausgebaucht und an den beiden Polen abgeplattet!"

Moses war ein in sich gekehrter, aber aufgeweckter Junge und mit einer raschen Auffassung begabt; hier aber ließen ihn sein durch den Talmud geschärfter Verstand und seine rasche Auffassungfähigkeit völlig im Stich; denn ihm fehlte die Kenntnis der Tatsache, die von der Ausbauchung des Äquators und der Abplattung der Pole die Ursache war; er wußte ja nicht einmal, was diese Worte bedeuten. Die ganze Masse für ihn ganz neuer Dinge erfuhr er erst hier mit einem Male aus dem gelesenen Satze; er wußte bisher nichts vom Äquator und nichts von den Polen, viel weniger, daß der Äquator ausgebaucht und die Pole abgeplattet seien. Wie sollte er also von der Ursache dieser Tatsache etwas wissen! Mit dem unverstandenen Satze erhielt er Kunde von einer neuen Welt; nicht daß sie sich seinen Blicken auftat und ihm Einblick in ihr Inneres gestattete, aber er erfuhr doch wenigstens von ihrem Vorhandensein; er fing an einzusehen, daß es Dinge gibt, über die man mit dem Gefühle allein nichts ausmachen kann, daß es neben der Gerechtigkeit noch etwas anderes geben müsse, und daß ihm dieses andere, wovon er sich nicht klar machen konnte, was es sei, durchaus fehle, und mit einer von der Schärfe seiner Urteilkraft zeugenden Schlußfolge sagte er sich: „Der dieses Buch geschrieben, mußte das wissen, was ich nicht weiß; wenn er sagt: deshalb — so mußte er wissen weshalb. Dieses „Weshalb" haben die Mäuse weggebissen, aber es muß doch einmal da auf dem zerbissenen Blatte zu lesen gewesen sein" und nun ging sein Sinnen und Trachten dahin, zu ergründen, auf welche Art man dazu gelangen könnte, das zu erfahren, was die dummen Mäuse zerfressen hatten. Vergebliches Bemühen! er konnte, was er suchte, nicht finden. Es

ließ ihm keine Ruhe, und als er des anderen Tags im „Cheder" saß und eine Frage, die der Lehrer an ihn gerichtet, beantworten sollte, war er wie traumverloren, und anstatt auf die Frage des Lehrers die richtige Antwort zu geben, fragte er: „Warum ist die Erde ausgebaucht?"

„Was sagst du da?" fragte der Lehrer.

„Warum die Erde ausgebaucht ist," antwortete Moses.

„Was heißt das?" fragte der Lehrer. „Das versteh' ich nicht", und alle Kinder fingen an zu lachen. Moses aber ließ sich durch den Spott seiner Mitschüler nicht aus der Fassung bringen und sagte: „das heißt: Warum die Erde einen Bauch hat?"

„Was?" sagte der Lehrer, „die Erd' hat einen Bauch? Ist denn die Erd' etwa ein Mensch?" und die Kinder lachten noch mehr als früher. Moses aber deutete auf die mit Wasser gefüllte Flasche, die der Lehrer vor sich auf dem Tische stehen hatte, und den Lehrer parodierend fragte er: „Ist denn diese Flasche da etwa ein Mensch?"

„Nu?" fragte der Lehrer.

„Nu?" fragte Moses zurück, „und hat die Flasche da nicht einen Bauch?"

„Die Flasch'", sagte der Lehrer, „ist so, wie man sie gemacht hat."

„Ausgebaucht", sagte Moses, der sich durch den Anblick der Flasche erst selbst eine Anschauung von dem, was „ausgebaucht" bedeute, verschafft hatte.

„Die Erd' aber," sagte er Lehrer und hielt inne, weil er nicht wußte, was er sagen solle, und ein tiefes Stillschweigen herrschte im „Cheder". Endlich besann sich der Lehrer und sagte: „Im Talmud steht nichts davon, daß die Erd' einen Bauch hat, und wenn im Talmud nichts davon steht, ist es gewiß nicht wahr."

„Aber hier steht es", sagte Moses und hielt dem Lehrer das zerrissene Buch hin, das er aus seiner Rocktasche herausgezogen.

„Moses, Moses!" rief der Lehrer, „mit was für närrischen Sachen tust du dich abgeben? Was gehen dich solche Bücher an? Lern', was im Talmud steht; was nicht im Talmud steht, brauchst du nicht zu wissen."

„Ich will es aber wissen", sagte Moses.

„Du wirst ‚meschügge‘ (wahnsinnig) werden, Moses,“ sagte der Lehrer, „wie dein Vetter gewesen ist, der ‚meschüggene‘ Doktor.“

„Mein Vetter ist ‚meschügge‘ gewesen?“ rief Moses tief erregt, „wer meint, daß mein Vetter ‚meschügge‘ gewesen ist, der ist selber ‚meschügge‘.“

Er zitterte vor innerer Erregtheit. Der Lehrer wagte es nicht, ihm etwas zu entgegnen; er fühlte, daß er zu weit gegangen sei, es entstand eine peinliche Pause, und die Kinder benutzten sie, das Buch, das Moses in seiner Aufwallung hatte fallen lassen, zu besichtigen.

„Da steht es ja“, sagte endlich einer der Mitschüler.

„Was steht?“ fragte der Lehrer.

„Was Moses gefragt hat“, antwortete der Schüler, und Moses horchte hoch auf.

„Da steht es“, wiederholte der Mitschüler und las auf Seite 75 den Satz, den wir schon kennen:

„deshalb ist auch die Erde in der Äquatorgegend ausgebaucht und an den beiden Polen abgeplattet.“

„Weshalb?“ fragte Moses.

„Deshalb“, antwortete der Mitschüler, es steht doch hier ganz deutlich;“ verdutzt schauten die Mitschüler einander an und bald auf Moses, bald auf den Lehrer, bis dieser endlich der Szene ein Ende zu machen suchte mit der Ermahnung: „Laßt das Buch jetzt sein und lernen wir weiter! Als ob unsere Weisen etwa Narren gewesen wären.“

Man lernte weiter; Moses aber war nicht mit Aufmerksamkeit bei der Sache. Er konnte es kaum erwarten loszukommen, und als die Stunde schlug, da er seine Freiheit erlangte, stieg er gleich wieder auf den Dachboden hinauf, um die Nachforschungen in der Kiste des verstorbenen Oheims fortzusetzen. Ein Heft mit beschriebenen Blättern, auf denen manches durchstrichen, manches wieder zwischen die Zeilen hineingezwängt war, fiel ihm in die Hand. Die Schrift war vergilbt, man konnte sie aber noch gut lesen; er setzte sich wieder unter das Dachfenster, um besseres Licht zu haben. Das Heft enthielt kurze Notizen, längere Abhandlungen über Judentum und Christentum, auch Gedichte, kürzere und längere. Eines

dieser Gedichte trug die Überschrift: **Der Prophet Eliah.** Diese Figur, legendenartig ausgeschmückt wie kaum eine zweite, ist jedem jüdischen Kinde ins Herz gewachsen. Moses war voll von Neugierde. Er las:

* * *

Folgt man der Sage Spur —
Auf feur'gem Wagen fuhr,
Wie es geschrieben steht,
Eliah, der Prophet,
Er fuhr zum Himmel auf
Mit feuriger Rosse Lauf;
Nun steigt er hie und wieder
Vom Himmel auch hernieder
Verbreitend Glück und Segen
Auf allen seinen Wegen.

Zur schönen Frühlingzeit
Die Tür sich öffnet weit,
Geladen sind die Gäste
Zum Osterabendfeste;
Da leert als frommer Zecher
Jedweder vier der Becher,
Und einen füllet man
Für den Propheten an.
Der bleibt, wie sich's gebührt,
Von jedem unberührt.
Die Türe steht ihm offen,
Und alle Gäste hoffen,
Er werde jetzo kommen —
So hoffen es die Frommen —
Der sehr erwünschte Gast,
Zu halten hier die Rast,
Und öffnen seinen Mund
Verheißend guten Fund.

Was mag das für ein Fund sein?
Und was davon der Grund sein?
Wie ist das nur gemeint? — — —

Wenn der Prophet erscheint,
Pflegt Gold er hinzulegen
Auf Wegen und auf Stegen?
In Gassen und in Straßen,
Daß man es greift in Massen?
Liegt es versteckt in Schlünden,
In Höhlen, tiefen Gründen?
Daß der nur es gewinnt,
Der sich auf ihn besinnt?

Zu roh ist diese Deutung.
Ich künd euch andere Zeitung;
Soll sich der Fund bewähren,
Muß man den Sinn verklären.

Von Gold und Edelstein
Kann nicht die Rede sein;
Die Hoffnung der Erscheinung
— Das ist die rechte Meinung —
Die Hoffnung ist der Fund,
Und dies hat guten Grund.

Der Fund ist so gemeint:
Eliah ist der Freund,
Der unsern Geist erhebet
Und unsern Mut belebet.

Schmählich in allen Landen
Liegt Isreal in Banden;
Doch war es auch geknebelt,
War nie sein Sinn umnebelt,
Und war es auch verachtet,
Nie war sein Geist umnachtet.
Und mitten in der Menge,
Im wogenden Gedränge
Feindlicher Völkerscharen
Wußt' treu es zu bewahren
Trotz allertiefster Schmerzen
Die Hoffnung in dem Herzen.
Ein neu gestärktes Hoffen

Strömt durch die Türe offen
Erquickend und erlabend
Am schönen Osterabend.

In meinen Kinderjahren,
Da ich noch unerfahren
Beim frohen Male saß
Und Osterbrote aß —

Wir sagten die Haggadah,
Und jedes Auge sah da
Schon blinzelnd nach der Türe,
Ob dort sich noch nichts rühre.
Ins Sterbekleid gehüllt
Auf's neu den Becher füllt
Den Vierten nun der Vater,
Des Hauses Treuberater;
Blickt auf und spricht zu mir:
Nun öffne weit die Tür!
Mach auf sie dem Propheten,
Daß er herein mag treten!
Da war mir wohl anfänglich
Zu Mute etwas bänglich;
Doch bald schwand Furcht und Zagen,
Ich mußte es ja wagen!
Fest schritt ich hin zur Türe,
Daß meinen Schritt man spüre,
Und öffnete sie weit
In Herzenfreudigkeit.

O welch ein Augenblick!
Wer ruft ihn mir zurück!
Wie wollt' ich ihn bedienen!
Doch er war nicht erschienen.
Mein Glaube aber war:
Er kommt im nächsten Jahr!

Der Glaube war Gewinn
Für meinen Kindersinn,
Ich hatt' was zu erwarten
Im Märchen-Rosengarten.
O Kinderzeit voll Wonne!
Wie golden schien die Sonne
Mir in das Herz hinein! —
Ein Kind kann glücklich sein.

Dieses Gedicht machte auf Moses einen tiefen Eindruck; seine eigenen Empfindungen, wie er sie am Osterabend hatte, dieses Gefühl einer beseligenden Angst und eines schauerlichen Entzückens, wenn er auf Geheiß des Vaters hingegangen war, dem Propheten Eliah die Türe zu öffnen, und das Gefühl der Enttäuschung, wenn der Prophet trotz zuversichtlichen Glaubens wieder nicht erschienen war, und er sich wieder auf ein Jahr vertrösten mußte — das Alles fand er in dem Gedichte treu und lebendig wiedergegeben.

Des Abends war er bei seiner Mutter. Sie las einen Roman von Walter Scott, und Moses saß zu ihren Füßen und blickte schweigend zu ihr empor.

„Mutter!" begann Moses plötzlich, „hat der Onkel David Alles das gewußt, was in den Büchern steht?"

„In welchen Büchern?" fragte die Mutter.

„Oben in der Kiste, auf dem Dachboden", gab Moses zur Antwort.

„Diese Kiste mußt du steh'n lassen", sagte die Mutter, „diese

alten Bücher sind mir ein Heiligtum, die darfst du mir nicht anrühren."

Moses erschrak und wurde bleich. Die Mutter bemerkte es und fragte: „Hast du vielleicht etwas herausgenommen?"

Moses gab keine Antwort.

„Hast du aus der Kiste etwas herausgenommen?" fragte die Mutter zum zweitenmale in etwas strengerem Tone, und statt aller Antwort begann der Knabe zu weinen.

„Was hast du herausgenommen?" fragte die Mutter, und Moses das zerrissene Buch, das seine Mitschüler im „Cheder" heute schon so neugierig beguckt hatten, abermals aus der Rocktasche hervorziehend, überreichte es der Mutter.

„Hast du sonst nichts herausgenommen?" fragte die Mutter, „du mußt mir die Wahrheit sagen!"

Nun nahm Moses auch das Heft heraus, in welchem er auf dem Dachboden gelesen hatte. Die Mutter nahm es, warf einen Blick hinein, erkannte sogleich die Schriftzüge des verstorbenen Bruders. Sie führte das Heft zum Mund und küßte es.

„Das muß man in Ehren halten", sagte sie, „diese Sachen rühren vom Onkel David her; die dürfen nicht verschleudert werden."

„Moses hatte sich inzwischen, nachdem ihm diese Schätze abgenommen waren, von dem Schrecken erholt, er hatte zu weinen aufgehört und wieder Mut gewonnen.

„Es steht etwas sehr Schönes da drinnen", sagte er auf das Heft deutend, und die Mutter fragte:

„Hast du es denn gelesen?"

„Etwas sehr Schönes", sagte Moses, „vom Propheten Eliah. Ich werd' es dir aufblättern."

„Da ist es, „rief er, nachdem er einige Blätter umgewendet, und die Mutter, die während der vorausgegangenen Szene aufgestanden war, setzte sich wieder auf ihren Sitz und las das Gedicht. Ihre Züge verklärten sich beim Lesen immer mehr, je weiter sie las. Hatte der Dichter ja doch in den schlichten Versen eine Kinderzeit besungen, die sie, die nur um wenig Jahre ältere Schwester, mit ihm im Elternhause gemeinschaftlich verlebt hatte.

Jetti Kohn, wie man sie jetzt nannte, war nicht in dem Orte

geboren, der jetzt ihre Heimat war; sie hatte aus einer anderen, und zwar aus einer bei weitem mehr fortgeschrittenen Gemeinde hieher geheiratet. Sie genoß, wie ihr Bruder David, eine sorgfältige Erziehung, lernte in ihrer Jugend was, las in späteren Jahren sehr viel und war an Bildung allen Frauen und Mädchen ihres jetzigen Heimatortes weit überlegen. Besonders Schiller kannte sie sehr genau; ihn verehrte sie abgöttisch. Sie war an Bildung auch ihrem Manne voraus, und man hat sie hieher verheiratet, weil sich Emanuel Kohn, ihr jetziger Gatte, schon als junger Mann in ganz Mähren und über Mähren hinaus eines guten Rufes erfreute und als der einzige Sohn eines reichen Mannes eine sehr gute Partie war. In Schillers Gedichten, von denen sie die meisten auswendig wußte, fand sie den Quell, der ihr Erquickung bot in allen Lagen des Lebens. Ihr Gatte, Emanuel Kohn, war ganz anderer Art. Sein Sinn war vorzugweise auf das Praktische gerichtet, und für den Schwung ihres Herzens besaß er nicht das volle Verständnis; aber er ehrte und schätzte die „Phantasiererei", wie er den Idealismus nannte, von dem sie erfüllt war, um so höher, als er wahrnahm, wie sie sich in allen wichtigen Fragen, welche die Energie des Mannes und die Lebensklugheit in vollem Maße herausfordern, seinen Anschauungen fügte und seiner Einsicht unterordnete. Auf solche Art und bei so rücksichtvoller Behandlung mußte das gegenseitige Vertrauen der beiden Ehegatten nur immer mehr gestärkt werden, so daß, wenn sich eine Meinungverschiedenheit zwischen ihnen regte, sie nicht, wie es häufig der Fall ist, zu einem häuslichen Konflikte führte, sondern mit Ruhe, Verstand und Nachgiebigkeit von beiden Teilen beseitigt wurde. Eine solche Meinungverschiedenheit offenbarte sich, als die Eltern einmal vor längerer Zeit über die Zukunft des einzigen Sohnes miteinander sprachen. Der Vater hätte den Knaben am liebsten in seine eigene Bahn gelenkt. Er war ein tüchtiger Geschäftmann, und dies sollte nach seiner Absicht auch Moses werden; die Mutter hingegen hätte es gerne gesehen, wenn der Knabe einer wissenschaftlichen Laufbahn zugeführt worden wäre. Ihren Bruder, der von Berlin als Doktor zurückgekommen war, hatte sie außerordentlich geliebt, und in den Träumen ihrer Phantasie sah sie auch den Sohn dereinst von der

Fremde heimkehren als einen Gelehrten, als einen Mann der Wissenschaft, oder gar als einen Dichter, der die Bahnen Schillers wandelt und mit seinem Ruhme die Welt erfüllt. Dieser schöne Traum sollte durch die Absichten des Vaters in nichts zerfließen. Das war eine Meinungverschiedenheit, die nicht so einfach durch Nachgiebigkeit und Unterordnung zu beseitigen war; denn gerade in diesem Punkte wollte sich keiner von beiden unterordnen und keiner nachgeben. Daß sie beide das Glück des Sohnes wollten, sowohl der Vater als die Mutter, das stand für beide fest und darüber waren sie sich klar; nur worin dieses Glück bestehen, und über die Mittel, durch welche dies Glück begründet werden sollte, darüber gingen ihre Meinungen auseinander und gerade über diesen allerwichtigsten Punkt konnten sie zu keiner Einigung gelangen.

Aber gerade die Art und Weise, wie sie den Meinungkampf nach langem Hin- und Herreden ausfochten, liefert das schönste Beispiel für ihre Gesittung und für die Reinheit ihrer Gesinnungen, und so waren sie zu der Vereinbarung gelangt, daß man den Knaben vorläufig in nichts beirren solle. Die Mutter mußte das Versprechen leisten, die Lust zum Studieren bei dem Knaben nicht in künstlicher Weise aufzuregen, wogegen der Vater versprach, in die Sache zu willigen und jeden Widerstand aufzugeben, wenn die Neigung zu studieren bei dem Knaben ohne jede Beeinflussung in unmittelbarer Weise hervortreten sollte.

An diese vor langer Zeit getroffene Uebereinkunft erinnerte sich nun die Mutter, als sie, das Manuskript des verstorbenen Bruders in Händen haltend, das Gedicht vom Propheten Eliah las. Unwillkürlich fingen beim Lesen die Lippen an, sich zu öffnen, und sie las in dem gewohnten Flüstertone, wie sie schon oft die Gedichte von Schiller geflüstert hatte. Als sie mit dem Verse: „Ein Kind kann glücklich sein“ das Heft niederlegte und mit dem Seufzer: „Ja, ja! ein Kind kann glücklich sein,“ den Blick auf Moses warf, sagte er: „Das versteh ich nicht!“

„Wohl dir,“ sagte die Mutter, „daß du es noch nicht verstehst; wollte der Himmel, du möchtest es nie verstehen!“

„Kann man denn, wenn man älter wird, nicht glücklich sein?“ fragte Moses.

„Können!“ sagte die Mutter, „man kann wohl; aber die Meisten sind es nicht.“

„Und ich?“ fragte Moses.

„Was meinst du?“ fragte die Mutter.

„Ich bin doch ein Kind,“ sagte Moses, „und bin ich glücklich?“

„Gewiß bist du es,“ sagte die Mutter, indem sie ihm mit der Hand sanft über die Stirne fuhr, „was sollte dir fehlen? Du hast ja alles, was du brauchst und mehr als das.“

„Nein, Mutter,“ sagte Moses mit einer ihr unbegreiflichen Aufwallung, „es fehlt mir schon etwas, und ich hab' nicht alles, was ich brauch'.“

„Was?“ sagte die Mutter in rügendem Tone, „das ist von dir ja der reine Uebermut! Andere Kinder möchten sich ja glücklich schätzen, wenn sie nur die Hälfte hätten von dem, was du hast!“

„Ja,“ sagte Moses, „zu essen! Das glaube ich, und schöne Kleider habe ich auch genug; aber wie kann ich glücklich sein, wenn ich nicht einmal weiß, weshalb die Erde ausgebaucht ist!“

Die Mutter brach in helles Lachen aus über diese pathetische Entrüstung des Knaben; innerlich aber empfand sie eine große Genugtuung über diese verwunderliche Offenbarung seines Wissensdranges.

„Hat der Onkel das gewußt?“ fragte Moses, nachdem sie zu lachen aufgehört.

„Der Onkel hat alles gewußt,“ sagte die Mutter, „er hat ja so viel studiert.“

„Lernt man denn solche Sachen, wenn man studieren tut?“ fragte der Knabe weiter.

„Solche Sachen!“ wiederholte die Mutter und lachte abermals, „noch ganz andere Dinge lernt man! Aber,“ fügte sie hinzu, „wie kommst du denn darauf?“

„Könnt' ich denn nicht auch studieren, wie der Onkel David?“ fragte Moses, anstatt auf die Frage der Mutter eine Antwort zu geben.

„Wenn es dem Vater recht sein wird,“ sagte die Mutter, „ich werde nichts dagegen haben.“

„Ja!“ sagte Moses, „studieren will ich! Das Lernen hier im

‚Cheder' freut mich nicht. Was nicht im Talmud steht, das weiß der Lehrer nicht, und ich brauch' Einen, der mir sagt, warum die Erde ausgebaucht ist."

„Was hast du nur immer mit diesem ‚ausgebaucht'?" fragte die Mutter und lachte wieder.

„Da, in dem Buch von dem Onkel, steht es," sagte Moses und nahm das Buch und las die Stelle auf Seite 75: „deshalb ist auch die Erde in der Aequatorgegend ausgebaucht und an den beiden Polen abgeplattet."

Die Mutter nahm den Knaben, umarmte ihn, und mit einem Ausdruck, der die tiefgehende Bewegung ihres Herzens verriet, sagte sie: „Jetzt hab' ich den Prozeß gewonnen!"

„Was für einen Prozeß?" fragte Moses.

„Nichts, nichts!" sagte die Mutter. „Bis du älter sein wirst, werd' ich dir die Sache schon erzählen!" und voll Ungeduld schritt sie nun im Zimmer auf und ab, harrend des Gatten, dem sie mitzuteilen hatte, was sich soeben ereignet.

III.

Wenn Emanuel Kohn des Abends nach vollbrachtem Tagewerk sein Geschäftlokal verließ und sich in die Wohnzimmer seines Hauses begab, war sein erster Weg ins Zimmer seiner Frau. Es war so behaglich da, es ließ sich so gemütlich da plaudern, und auch das Vergnügen einer duftenden Havanna war ihm da nicht verwehrt, denn Jetti war nicht zimperlich und war an das Rauchen vom elterlichen Hause her gewöhnt. Emanuel erzählte da von den geschäftlichen Ereignissen des Tages, mitunter kleine Neuigkeiten aus der „Gasse", daneben fiel manches Scherzwort, hie und da ein Witz, hie und da eine Anekdote, und so verging die Zeit bis zum Nachtmahl, welches man in still begnügter Heiterkeit einnahm, wie es bei Menschen der Fall ist, die von der Natur und den Umständen begünstigt, die Sorge um die gemeine Notdurft des Lebens nicht kennen. Als die Frau nun so im Zimmer auf und ab ging, ihren Mann erwartend, überlegte sie, ob sie ihm die Mitteilung von dem Geschehenen gleich bei seinem Eintritt plötzlich und ohne jede Einleitung machen solle, oder ob es nicht vielleicht klüger

wäre, nicht sogleich mit der Türe ins Haus zu fallen und ihm die Kunde von dem Vorfalle durch allerlei Vorbereitungen und Anspielungen nach und nach beizubringen. Denn, wie sieggewiß sie vorhin in der ersten Aufwallung auch ausgerufen, daß sie den Prozeß gewonnen habe, das mußte sie sich doch sagen, daß Emanuel von der Sache, wenn er auch versprochen, ihr unter der nun erfüllten Bedingung keinen Widerstand entgegenzusetzen, doch in keinem Falle freudig oder auch nur angenehm berührt sein werde. Das Peinliche ihrer Lage trat ihr nun erst ganz ins Licht. Einerseits galt es die Erfüllung ihres heißesten Herzenswunsches, und Lieberes hätte ihr ja nicht widerfahren können, als die Art und Weise, wie sich ihr das Gemüt des Kindes geoffenbart; andererseits liebte sie ihren Gatten zu aufrichtig, um ihm wehe zu tun und Kummer zu bereiten, das heißt also: „Wasch' mir den Pelz und mach ihn nicht naß!" Sie überdachte die Vorteile des einen und des anderen Weges. Offenbar hatte sie, wenn sie gleich mit der Sprache herausrückte und ihm die Sache gleich einem abgefeuerten Kanonenschuß mitteilte, den Vorteil sofort zu erkennen, welchen Eindruck diese Mitteilung auf den ganz unvorbereiteten Ehegatten macht und ob sie sich trotz seines gegebenen Versprechens auf einen erneuerten Kampf gefaßt machen müsse; andererseits konnte aber gerade das Verblüffende ihrer Mitteilung verletzend auf den Gatten wirken und sein Widerstand hiedurch in schärferer Weise hervortreten, als wenn sie kleine Zufälligkeiten, wie sie der Augenblick ergibt, benützend, gleichsam wie von ferne auf die Möglichkeit hindeutend, daß dasjenige, was unter ihnen als Bedingung vereinbart worden war, eintreten könnte, nach längerem Gedankenaustausch die Mitteilung machte, die vereinbarte Bedingung sei in Wahrheit erfüllt. Noch hatte sie sich für keine der beiden Methoden entschieden, als Emanuel ins Zimmer trat.

„Vater!" sagte Moses, bevor man sich noch gegenseitig begrüßt hatte, „kann ich nicht studieren? Wenn es dir recht ist, die Mutter hat nichts dagegen."

„Was?" fragte der Vater und warf der Mutter einen finstern Blick zu.

Die Mutter wußte sich diesen Blick zu deuten; denn in diesem

Blicke lag, wenn es der Vater auch nicht mit dürren Worten ausgesprochen, für sie erkennbar genug der Vorwurf: Also hast du ihn doch angestiftet?

Da nun durch die Raschheit des Knaben die Situation mit einemmale gänzlich verändert und der Mutter jede Wahl über den Weg, den sie gehen sollte, abgeschnitten war, sagte sie zu ihrem Gatten nichts als die wenigen Worte: „Du bist sehr im Irrtum“. Sie fand seinen Vorwurf, den sie auch unausgesprochen fühlte, beleidigend, und es war ihr in diesem Augenblick mehr zu tun um die Aufhebung des Mißverständnisses, als um die Erfüllung ihres Herzenswunsches.

„Laß uns jetzt allein!“ sagte die Mutter zu Moses und der Knabe ging hinaus.

„Manni!“ sagte sie (es ist dies der abgekürzte Name für Emanuel), „wie lange leben wir miteinander?“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Emanuel.

„Manni!“ wiederholte sie, „kennst du mich seit dreizehn Jahren so schlecht, daß du mich für fähig hälst, mein Wort zu brechen und mein gegebenes Versprechen nicht zu halten?“

„Nein, Jetti, nein!“ sagte Emanuel, „ich kenn' dich schon gut genug! Ich bin überzeugt, daß du dein Wort gehalten —“

„Ebenso wie ich von dir überzeugt bin,“ unterbrach ihn die Frau, „und ich würde mich vor mir selber schämen, wenn ich dir auch nur in Gedanken die Beleidigung zufügen sollte, dir zuzumuten, daß du dein gegebenes Versprechen nicht halten solltest.“

„Du bist,“ sagte der Gatte, „wie ich sehe, in großer Aufregung. Beruhig dich und reg dich nicht auf! Ueber das, was du gesagt hast, haben wir noch Zeit zu sprechen. Du hast mich aber vorhin nicht ausreden lassen. Ich wollte dir sagen, ich bin überzeugt, daß du dein Wort gehalten und daß du so gerade heraus ihm nichts eingeflüstert hast; allein es könnte doch immerhin, ohne daß du daran schuld wärst, auf eine andere Art geschehen sein; denn, darin wirst du mir beistimmen, wenn ich sage, aus seinem Kopf heraus hat es Moses nicht; irgend wer steckt da dahinter!“

„Es steckt auch einer dahinter,“ sagte die Frau.

„Nu, siehst du," sagte Emanuel, „das hab' ich gewußt. Wie sollte es denn auch anders möglich sein? Wer ist es?"

„Ein toter Mann!" sagte Jetti, „mein verstorbener Bruder David ist es, der ihm die Augen geöffnet hat," und nun erzählte sie dem Manne alles haarklein, was sich diesen Abend zugetragen hatte.

Der Mann hörte ihren Ausführungen ruhig zu und sagte, nachdem sie geendigt: „Weißt du was, mein Kind! wir werden jetzt Nachtmahl essen; wir haben ja noch Zeit, über die Sache zu reden."

Die Frau wußte nicht, wie sie sich diese Aufschiebung einer so wichtigen Angelegenheit deuten solle. Hatte Emanuel, seines gegebenen Wortes eingedenk, innerlich zu ihrem Wunsche bereits seine Zustimmung erteilt und auf jeden weiteren Widerstand verzichtet, oder suchte er nur Zeit zu gewinnen, um sich zu erneutem Widerstande um so besser vorzubereiten. In jedem Falle hatte sie bereits so viel gewonnen, daß die Sache einmal in Fluß geraten war, und sie war fest entschlossen, sich aus der gewonnenen Position nicht mehr verdrängen zu lassen. Man setzte sich zum Nachtmahl und nahm es schweigend ein. Man fühlte sich wenig ermuntert zu reden. Der Frau wäre es wie eine Versündigung an ihren heiligsten Gefühlen erschienen, bei Tische wie sonst über gleichgiltige oder auch selbst über ernste Dinge zu sprechen, wenn es ihr versagt war, über die allerwichtigste Sache, die ihr wie keine andere am Herzen lag, den Mund zu öffnen; und Emanuel wollte keinen Entschluß fassen, ohne die Sache nochmals gründlich zu überlegen. Man muß, wie er meinte, so eine Sache überschlafen. Man sieht eine jede Sache am Morgen anders an als am Abend. Auch ihm erschien die Sache wichtig genug; aber gerade darum, weil er sie für wichtig hielt, wollte er sich nicht übereilen und sich nicht heute schon durch ein etwa im ersten Eifer voreilig gesprochenes Wort für die Zukunft binden. Er hielt die Sache für wichtig, aber nicht für dringlich. Und so ward das Mahl beendigt, und man ging früher zu Bette, als dies an anderen Abenden zu geschehen pflegte.

In der Nacht hörte sie ihn seufzen, und das tat ihr weh. Er wälzte sich im Bette mehrmals hin und her, legte sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite; er konnte also nicht schlafen, und sie hatte Mitleid mit ihm. Wenn es sonst der Fall war, daß er

erwachte, fragte sie ihn, weshalb er nicht schlafe, ob ihm etwas sei, ob er sich nicht wohl fühle, sie stand auf, weckte, wenn er dessen bedurfte, die Köchin und ließ ihm auf dem Schnellsieder Tee kochen oder sie kochte ihn wohl auch selber; in dieser Nacht aber trug sie Scheu, an ihn eine Frage zu richten. Kannte sie doch nur allzugut die Ursache seiner Schlaflosigkeit, und was sollte sie ihm zur Antwort geben, wenn er ihr auf die Frage, weshalb er nicht schlafe, etwa gesagt hätte: „Du weißt es ganz gut, warum ich nicht schlafen kann! Die Sache macht mich ganz krank." Sie erkannte es klar, daß sie den bevorstehenden Kampf, auf den sie sich vorbereiten mußte, nicht sowohl gegen seinen Kopf, d. h. gegen die Verstandgründe, die er etwa vorbringen könne, zu führen haben werde, als vielmehr gegen sein Gefühl, und sie mußte fürchten, daß ihn die Sache vielleicht stärker angreifen könnte, als sie bisher gemeint, und er infolge der Zwanglage, die er sich durch die mit ihr getroffene Vereinbarung geschaffen, ernstlich krank werden könnte. Diese Erwägung siegte über alle Bedenken, und sie räusperte sich, als ob sie soeben erst erwacht wäre, entschlossen, bei der allernächsten Bewegung seinerseits, ihn zu fragen. Ihr Seelenadel hatte über ihren Herzenswunsch gesiegt;

„Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht —"

so drängte es sich mit dem Schwunge Schillerscher Beredtsamkeit ihr ins Gemüt. Nein! Das konnte sie nicht wollen! Den geliebten Gatten krank zu machen, um ihren Willen durchzusetzen, das hieße den Eigensinn auf die Spitze treiben. Still lag sie im Bette, horchend und lauschend auf jeden Atemzug. Der Gatte aber, kaum hatte er bemerkt, daß sie wach sei, verhielt sich ganz ruhig und tat sogar ein wenig, als ob er schnarchte, nur um sie glauben zu machen, daß er schlafe. Er wollte es vermeiden, ihr seine Bekümmernis zu zeigen; denn daß sie, wenn sie seinen Schmerz in der ganzen Stärke kannte, von ihrem Willen abstehen würde, das wußte er; er wußte aber auch, daß sie sich über das Aufgeben ihres Lieblingwunsches kränken würde, und kränken wollte er sie nicht; auch bei ihm begann der Adel der Gesinnung über die Stärke des

eigenen Willens die Oberhand zu gewinnen, und so waren die beiden Ehegatten dem Frieden, der dem bestehenden Kampfe erst folgen sollte, schon in diesem Augenblicke näher, als sie es beide zu ahnen vermochten.

Die Nacht verging. Als sich des Morgens Emanuel nach dem Frühstücke auf die Geschäftstube begeben wollte und schon die Türklinke in der Hand hielt, kehrte er noch einmal um, umarmte seine Frau, küßte sie und sagte: „Heut' abend werden wir reden!" Und kaum hatte er das Zimmer verlassen, so kam Moses herein mit der Frage: „Wird es dem Vater recht sein?"

„Ich weiß es noch nicht," sagte die Mutter.

„Hast du ihn denn nicht gefragt?" so fragte Moses, und auf diese so schlichte und natürliche Frage des Knaben vermochte die Mutter keine Antwort zu geben.

Sie machte sich im Stillen Vorwürfe, daß sie vielleicht doch nicht genau im Sinne der Vereinbarung gehandelt, indem sie den Knaben, wenn auch nicht durch direkte Einflüsterung, so doch indirekt durch mancherlei beeinflußt habe. Sie hätte die Kiste nicht so mit offenem Deckel auf dem Boden stehen lassen sollen; wäre die Kiste vernagelt gewesen, so hätte Moses den Deckel nicht aufheben und aus der Kiste nichts herausnehmen können. Sie hätte sich überhaupt mehr darum kümmern sollen, wie Moses seine freie Zeit verbringt und was er treibt, und so wäre es ihr auch nicht entgangen, daß er sich auf dem Dachboden zu schaffen macht. Sie warf sich ferner vor, daß sie durch das Rezitieren Schillerscher Gedichte in Gegenwart des Knaben, namentlich in der Abendzeit, die Phantasie des Kindes allzu sehr aufgeregt und mit idealen Bildern erfüllt habe; am meisten aber mußte sie sich zum Vorwurf machen, daß sie dem Knaben nur allzuviel von seinem Onkel David erzählt habe, was der alles studiert und was für ein Mensch der gewesen.

„Und doch, habe ich mit alledem ein Unrecht getan? Ich kann es nicht glauben! Nein und abermals nein!" so sagte sie sich; allein sie war schon völlig geneigt, auf ihren Herzenswunsch zu verzichten, um dem geliebten Gatten keinen Kummer zu bereiten.

Die beiden Ehegatten befanden sich, ohne daß eines von den Gefühlen und der Gemütstimmung des anderen Kenntnis hatte,

in einem förmlichen Wetteifer, einander nicht zu betrüben; sie waren beide voll von Resignation. Sie waren beide so heldenhaft, sich selbst zu bekämpfen und den Sieg über sich selbst davon zu tragen, und unter solchen Umständen ist wohl nicht zu befürchten, daß bei der bevorstehenden Unterredung, die Emanuel seinem geliebten Weibe für den Abend angekündigt, die Leidenschaften in ungebührlicher Weise losbrechen und einen ehelichen Konflikt herbeiführen würden.

Emanuel besorgte des Tages über, wie gewöhnlich, seine Geschäfte, die Gattin aber, in ihrer rührenden Hilflosigkeit, griff zu dem niemals versagenden Auskunftmittel, das ihr schon oft in verschiedenen Lebenslagen Trost gespendet hatte, zu ihrem Lieblingdichter Schiller und blätterte in seinen Gedichten.

„Des Lebens Mai blüt einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht."

So las sie in dem Gedichte „Resignation". Diese Verse begünstigten die Stimmung, in der sie sich befand. Dann wieder las sie „Die Ideale":

„So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien, — — —"

„Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen — — —"

Auch ihr Ideal war zerronnen oder sollte zerrinnen, und es bemächtigte sich ihrer jene elegische Stimmung, in der man ein verlorenes, unwiederbringlich verlorenes Glück beweint. Dann wieder las sie „Die Sehnsucht":

„Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin."

Und diese Verse stachelten wieder auch die Sehnsucht in ihrem eigenen Herzen auf, und tief empfand sie die Größe des Opfers, das sie bringen, die Schwere der Last, die sie tragen sollte. Sie las weiter und kam zum Schlusse:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland."

Und ihr ganzes Innere bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß dieses schöne Wunderland, als das ihr die Phantasie die Zukunft des Sohnes gezeigt, für alle Zeiten verloren, für alle Zeiten unerreichbar bleiben sollte.

Des Mittags brachte der Vater den Gegenstand nicht zur Sprache. Moses saß bei Tische; man konnte in seiner Gegenwart nicht über diese ihn betreffende Angelegenheit verhandeln. Des Abends aber, als Emanuel zu seinem Weibe in die Stube trat, sagte er, nachdem die beiden Ehegatten sich begrüßt hatten: „Du warst gestern abend in großer Aufregung, und ich, ich war völlig unfähig zu denken und zu sprechen vor Ueberraschung. Es ist inzwischen ein Tag vergangen, ich habe reiflich über die Sache nachgedacht und hoffe, du wirst heute ruhig genug sein, um ohne Leidenschaftlichkeit zu reden, und was noch wichtiger ist, reden zu hören. Setzen wir uns," fügte er hinzu, „es redet sich leichter und besonnener."

„Rede, Manni! rede!" sagte die Frau, während sich die beiden Ehegatten auf das Kanapee setzten, „ich werde dich ruhig anhören, so ruhig, als es mir möglich ist."

„Reden wir ganz offen, ohne Hintergedanken und ohne Rückhalt," sagte Emanuel Kohn, der zwar bezüglich der Bildung an seine Frau nicht hinanreichte, ihr aber an Verstand, Geist und Urteil überlegen war, „es ist notwendig, daß wir die Sache heute zu Ende bringen, ein Entschluß muß gefaßt werden; wir dürfen heute nicht zu Bette gehen, ohne einander ganz anzugehören. Der Widerstreit unserer Meinungen darf nicht mehr über Nacht verschoben werden. Bist du einverstanden?"

„Ich bin einverstanden," sagte sie, „obwohl ich mich ja darauf berufen könnte, daß wir uns schon vor Jahr und Tag über die Sache verständigt und eine Vereinbarung getroffen haben."

„Das ist richtig," sagte er, „ich habe es gewußt, daß du dich darauf berufen und diese Vereinbarung geltend machen wirst."

„Ich mache sie nicht geltend," entgegnete sie, „ich sage nur, ich könnte sie geltend machen!"

„Ja," sagte er, „wenn es sich zwischen uns beiden um eine bloße Rechthaberei handeln möchte in einer gleichgiltigen Sache, die für uns kein Interesse hat; es handelt sich aber um die Zukunft eines Menschen, um ein ganzes Menschenleben, und dieser Mensch ist unser Sohn."

„Eben deswegen," erwiderte die Frau, „weil es sich um seine ganze Zukunft handelt, möchte ich es gerne sehen, daß er nicht in eine Laufbahn gedrängt werde, für die er nicht paßt und die seiner Natur nicht angemessen ist."

„Liebe Jetti," sagte Emanuel und schüttelte den Kopf, „du meinst also, ich wäre für diese Laufbahn gut genug, Moses aber nicht."

„Du hast mich mißverstanden," sagte sie, nicht mit völliger Ruhe, „ich habe gegen die Laufbahn des Geschäftmannes nicht das Geringste einzuwenden, ich schätze die Tätigkeit des Geschäftmannes nicht geringer als die eines Gelehrten und wollte sie durchaus nicht degradieren; am wenigsten konnte es mir einfallen, in der gemachten Bemerkung eine Geringschätzung gegen dich durchblicken zu lassen. Ich meinte nur, daß die Menschen so wie in der Physiognomie auch in ihrer geistigen Beschaffenheit einander nicht gleich sind, und daß etwas für den einen zweckmäßig sein kann, was es für den andern nicht ist."

„Was du da sagst," entgegnete der Gatte, „klingt sehr schön, und es mag sogar auch richtig sein; das wirkliche Leben aber gestattet uns nicht, uns nach solchen schönen Maximen einzurichten. Wenn man das wirkliche Leben betrachtet, so sieht man, wie wahr es ist, daß die Umstände den Menschen bestimmen, und die meisten Menschen, das kannst du mir glauben, denn ich habe die Erfahrung für mich, werden in ihre Laufbahn mehr hineingedrängt, als daß sie selber sie wählen."

„Das geb' ich zu," sagte die Frau, „denn leider sind für die meisten Menschen die Umstände so zwingend, daß sie sich in sie gut oder übel fügen müssen, weil ihnen kein anderer Ausweg übrig bleibt. Wenn sich nun aber einmal der günstige Fall ereignet, daß ein solcher Zwang nicht vorhanden ist, soll man da von der Gunst

des Geschickes und von der Freiheit, die man sich gönnen darf, keinen Gebrauch machen?"

„Eine solche Freiheit, liebes Kind," sagte Emanuel, „kann für den, der von ihr Gebrauch macht, sehr gefährlich werden, und mit Betrübnis im Herzen hat vielleicht schon so mancher zurückgeblickt auf seine Jugendzeit und es bitter bereut, daß er sich den Umständen nicht gefügt hat. Will ich denn etwas anderes, als daß Moses glücklich sein soll? Und ist es da ein Unrecht von mir, wenn ich den Wunsch habe, daß er dasselbe werden soll, was ich bin?"

„Deinen Wunsch finde ich ja nicht unberechtigt," sagte die Frau, „du fühlst dich glücklich und willst, er soll es auch sein. Dein Irrtum besteht nur darin, daß du meinst, er müsse es auch auf dieselbe Art sein, wie du es bist und müsse, um glücklich zu sein, genau denselben Weg gehen, den du gegangen bist. Er hat aber nicht deine Natur, und es ist eine Unmöglichkeit, einem Kinde eine andere Gemütart einzupflanzen als die, die es hat. Ich glaube, es ist dies meine feste moralische Überzeugung, er könnte sich einmal bei all dem Reichtum, den wir ihm zurücklassen werden, innerlich sehr unglücklich fühlen und uns, wenn wir nicht mehr sind, noch bemitleiden, daß wir so kurzsichtig gewesen, seine Natur nicht zu erkennen."

„Eine moralische Überzeugung kann ein Grund sein," sagte der Gatte, „für den, der sie hat, nicht aber für den, der sie nicht hat."

„Sie kann ein Grund werden auch für den, der sie nicht hat," entgegnete die Frau, „wenn derjenige, der sie hat, zeigen kann, worauf sie sich gründet."

„Das ist eine andere Sache," sagte Emanuel.

Die Frau aber fuhr fort: „Meine Überzeugung gründet sich auf die Heftigkeit, mit welcher bei dem Kinde der Wissendrang oder Wissenschafteifer hervorgebrochen. Er ist ja ganz außer sich, und ich fürchte, er könnte, Gott behüte, krank werden, wenn man ihm seinen Wunsch nicht erfüllt."

Diese letzten Worte machten eine tiefe Wirkung auf Emanuel; sie waren ein Appell an sein Vaterherz, und nicht ganz vergeblich hatte sich die Mutter an diese Instanz gewendet. Er sagte:

„Ich bin zwar nicht so überzeugt, wie du es sein willst, denn

ich habe ja die Heftigkeit dieses Ausbruches nicht gesehen. Doch du sagst, es ist so, und ich glaube dir. Also folgt daraus: Man muß dem Kinde seinen Willen tun; allein, das ist nur die eine Seite der Sache. Die Sache hat aber noch eine andere Seite."

„Welche andere Seite?" fragte die Frau mit innerer Genugtuung, da sie seinen Widerwillen besiegt und nur noch mit Einwendungen, wie sie aus dem Verstande kommen, zu tun zu haben meinte.

„Wir können ihn doch nicht so ins Blaue hinein studieren lassen," sagte er, „man muß doch bei allem einen Zweck und ein Ziel vor Augen haben. Man muß sich doch fragen, was er werden soll!"

„Daran zu denken," sagte sie, „ist noch Zeit genug."

„Man kann das nicht früh genug bedenken," entgegnete er, „gewöhnt sich ein junger Mensch Jahre hindurch daran, an ein Ziel, das er erreichen soll und will, nicht zu denken, so erreicht er auch keines."

„Mein Bruder David," sagte sie, „hat, wie er zu studieren angefangen, auch kein bestimmtes Ziel vor Augen gehabt."

„Er hat auch keines erreicht," sagte Emanuel, und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Du mußt mir, ehe ich weiter rede, jetzt im Vorhinein versprechen, mir zu verzeihen, was ich sagen werde."

„Ich werde dir gar nichts übelnehmen," sagte sie, und er fuhr fort:

„Ich wollte deinen Bruder David nicht in diese Besprechung hereinziehen; er ist tot, und ich wollte ihn ruhen lassen. Da aber du selbst von ihm zu reden angefangen hast, so kann ich der Sache nicht mehr ausweichen. Du magst mir es glauben, ich ehre sein Andenken, und nicht allein darum, weil er mein Schwager gewesen ist, sondern weil ich ihn wirklich sehr gern gehabt hab'. Er war ein guter und braver Mensch; man findet seinesgleichen nicht so leicht. Er ist gewiß auch ein großer Gelehrter gewesen, darüber hab' ich kein Urteil, das versteh' ich nicht; aber eines weiß ich und das versteh' ich: ein Ziel hat er nicht erreicht. Es hat ihm etwas wichtiges gefehlt: jede Beziehung zu der Welt. Das ist ungesund

für den Körper und für den Geist. Dieses ewige Aussichherausgrübeln und Insichhineinbrüten taugt nichts, und ich meine, das hat ihn so frühzeitig hingerafft. Der Mensch, er mag sein, was er will, muß zur Welt, zu seinen Mitmenschen Beziehungen haben, er muß Pflichten haben, er muß sich jeden Tag sagen: das und das hab' ich heut' zu tun, und muß das, was er zu tun hat, es mag sein, was es will, gewissenhaft erfüllen. Das bildet den Charakter und macht den Mann. David war ein Mensch, aber kein Mann, er war auch ein Charakter, ein edler, aber kein tüchtiger, und wie sehr ich das Andenken an ihn in Ehren halte, du wirst mir schon verzeihen, wenn ich das Bestreben habe, Moses in eine solche, dem Körper wie dem Geist gleich gefährliche Lage nicht kommen zu lassen. Und darum müssen wir bedenken, was er werden soll."

Auf diese Auseinandersetzung ihres Mannes antwortete die Frau nicht. Die Erinnerung an ihren Bruder stimmte sie wehmütig. Der Gatte bemerkte dies und sagte: „Ich wollte dich nicht kränken, mit dem, was ich gesprochen habe; ich mußte dir aber zeigen, wie die Sache steht. Auch habe ich deinem Bruder ja nichts schlechtes nachgesagt, und du brauchst dich seiner nicht zu schämen!"

„Schämen!" sagte die Frau mit einem tiefen Seufzer; er aber fuhr fort: „Ich wollte, es möchte keinen schlechteren Menschen geben auf der Welt wie er's war. Man könnte dabei zufrieden sein; aber geleistet werden möchte wenig."

„Er hat geleistet!"

„Was?"

„Er hat geschrieben."

„Für die Welt? Für sich vielleicht! Hat er jemals eine Zeile drucken lassen?"

„Er war zu bescheiden dazu!"

„Das ist es ja, was ich sage. Bescheidenheit ist gewiß eine sehr schöne Sache; aber auch die Bescheidenheit muß eine Grenze haben. Es ist eine Anmaßung, sich in unberechtigter Weise vorzudrängen und einem anderen den Platz wegzunehmen; aber da, wo man auftreten soll, wo man sich verpflichtet fühlen sollte, aufzutreten, sich zurückziehen und anstatt in der Welt an dem Allgemeinen teilzunehmen und mitzukämpfen, philosophische Betrachtungen an-

stellen über den Lauf der Welt, das geht über die Grenze einer erlaubten Bescheidenheit hinaus. „Übrigens," fügte Emanuel hinzu, „wollen wir ja nicht von David reden, sondern von Moses."

Die Frau aber fühlte in diesem Augenblicke ganz als Schwester und in dem Eifer die Anklage gegen den Toten zurückzuweisen, sagte sie: „David konnte das nicht leisten fürs wirkliche Leben, was er seinen Fähigkeiten nach hätte leisten können. Als Jude mußte er sich in sich selbst zurückziehen, nach außen hin war ihm ja Tür und Tor verschlossen."

„Du berührst da einen sehr wichtigen Punkt," sagte Emanuel, „und gerade diese Rücksicht ist es ja, weshalb es mir vernünftiger und zweckmäßiger erscheint, daß Moses dem Geschäfte gewidmet werde, als den Studien. Glaub' mir, Jetti! Für uns Juden ist das Geschäft am besten."

„Dafür nennt man uns auch Schacherjuden," sagte die Frau mit Indignation, „und ich glaube, man muß der Welt zeigen, daß der Jude auch zu etwas anderem taugt, als zum Schacher. Wenn wir das selber zugestehen, daß für den Juden das Geschäft das Beste ist, dann haben sie ja recht, wenn sie uns Schacherjuden nennen."

„Nein, Jetti," sagte Emanuel, „sie haben nicht recht; wir gestehen gar nichts zu, und der Vorwurf ist durchaus unberechtigt. Wenn sie uns nicht, wie sie tun, seit Jahrhunderten Tür und Tor verschlossen hätten, wenn sie uns jede Laufbahn frei ließen, wie es von Recht wegen sein sollte, wenn wir zu allen Ämtern und Stellungen, die sie für sich behalten, Zutritt hätten, wenn der Jude Beamter, Professor, kurz alles das werden könnte, was er heute noch immer nicht werden kann, und wir Juden möchten uns trotzdem einzig und allein dem Handel ergeben; wenn die Freiheit für die Juden, in alle möglichen Ämter einzutreten, nur einige Generationen hindurch bestanden hätte, und wir trotzdem nicht davon abließen, und uns ausschließlich dem Geschäftleben widmeten, dann könnten sie sagen: Seh't hin, diese Juden! Alle Wege stehen ihnen offen; sie können alles werden, so gut wie wir, sie wollen aber nicht. Das Geschäft bringt Gewinn, und der ist ihnen mehr wert als alles! Dann könnten sie uns vorwerfen, daß wir vom Schachergeist erfüllt sind,

und daß es uns im Blut liegt. Aber so wie die Sachen stehen, was können wir denn werden, wozu können wir es denn bringen? Haben wir da eine Wahl? Bleibt uns etwas anderes übrig als das Geschäft? Wenn wir nun auf diesen Weg angewiesen sind und keinen anderen betreten können, wenn wir uns nun mit allem Eifer und aller Kraft, die in uns liegt, dem Geschäfte widmen, und es der eine oder andere da zu etwas bringt, dann weisen sie mit Fingern auf uns und heißen uns Schacherjuden! Nein, Jetti, sie haben kein Recht, uns Schacherjuden zu heißen, denn sie sind es, die uns im Laufe von Jahrhunderten dazu gemacht haben, und sie sind es, die es heute noch verhindern, daß wir aufhören, es zu sein. Nein! Nicht, weil seine Natur den Juden dazu treibt, nicht darum, weil er für nichts anderes Sinn hat, ist das Geschäft für ihn das Beste, sondern darum, weil man ihn zu nichts anderem zuläßt, und weil ein Jude, der eine andere Laufbahn ergreifen möchte, von allen Seiten zurückgestoßen wird und nach tausenderlei Demütigungen aller Art darüber belehrt wird, daß sein Leben ein verfehltes gewesen ist. Dann bleibt ihm, wenn er etwas werden will, freilich nur ein Ausweg übrig. Es sind in jüngster Zeit einige Juden Professoren geworden; ich hab' davon reden gehört, wie ich das vorigemal in Wien gewesen bin. Ein gewisser Pick, scheint mir, aus Eibenschütz, ein gewisser Beer aus Proßnitz, ein gewisser Grün aus Prerau, ein gewisser Pisko aus Rausnitz, und mir scheint, auch ein gewisser Prager, von dem ich nicht weiß, woher er ist; aber sie haben sich alle taufen lassen, sonst wären sie keine Professoren geworden. Willst du, daß sich Moses taufen lassen soll?"

„Keine jüdische Mutter will das erleben," sagte die Frau.

„Nun also," fuhr er fort, „so wird ihm als Juden ja auch Tür und Tor versperrt sein!"

„Es gibt aber doch Juden," entgegnete die Frau, „die nicht getauft sind, und es doch zu etwas gebracht haben."

„Wer sind die?" fragte er.

„Ich kann sie dir nicht aufzählen," erwiderte sie.

„Aufzählen?" sagte er mit bitterem Lachen. „Nenne mir nur einen!"

Die Frau, statt einer Antwort, zog ein Zeitungblättchen aus der Tasche, reichte es ihm hin nnd sagte: „Lies das!"

„Wozu?" fragte Emanuel.

„Lies nur!" wiederholte sie und er las:

„Wie schön ist das Gebet,
Wenn bei des Frühlings Nah'n
Der Sohn aus Kanaan
Um Tau zum Himmel fleht."

„Ist das nicht schön," fragte sie.

„Gewiß," erwiderte er, „aber was willst du damit sagen?"

„Dieses Gedicht ist von einem Juden," sagte sie.

„Von Ludwig August Frankl," sagte er, „es steht ja hier."

„Neulich," sagte die Frau, „als ich beim Rabbiner zu Besuch war, ist dort diese Zeitung auf dem Tisch gelegen. Es sind die ‚Wiener Blätter' von Adolf Neustadt, und da hab' ich das Gedicht gelesen, und weil es mir so gut gefallen hat, hat mir der Rabbiner das Blatt geschenkt.

„Ganz gut," sagte Emanuel, „aber wie kommt das da her?"

„Ich meine," erwiderte sie, „hat es der Ludwig August Frankl nicht zu etwas gebracht?"

„Ja," sagte Emanuel, „er hat einen Namen, aber von der Dichterei leben könnt' er nicht, dieser Ludwig August Frankl; glücklicherweise ist er Sekretär bei der israelitischen Kultusgemeinde; also die Juden sorgen für ihn."

„Und Leopold Kompert," sagte sie, „seine ‚Geschichten aus dem Ghetto'! Das ist doch etwas Herrliches. Heißt das, es zu nichts gebracht haben?"

„Auch der," sagte Emanuel, „müßt' schmale Bissen essen, wenn er von den ‚Ghetto-Geschichten' leben sollte; er ist aber, wie ich neulich in Wien gehört hab', Hofmeister in einem vornehmen Hause. Das heißt nicht, es zu etwas gebracht haben, so wie ich es meine."

„Und Berthold Auerbach?" fragte sie.

„Der hat reich geheiratet," entgegnete er. „Dazu braucht man nicht studiert zu haben; das trifft unser einer auch!"

„Und haben sie nicht," fragte er sie weiter, „im Wiener Burgtheater ein Stück von einem Juden aufgeführt? Hat man nicht ‚Deborah' gegeben? Und ist Mosenthal kein Jude?"

„Du bringst," sagte Emanuel, „lauter Beispiele von Juden, die Dichter sind. Das hat ja aber mit unserer Frage, ob Moses studieren soll, gar nichts zu tun. Wird denn jeder, der studiert, ein Dichter? Ich habe gemeint, du wirst mir Beispiele anführen von Juden, die studiert haben und im Staat etwas geworden sind. Solche Juden sollst du mir nennen."

„Aber damals," sagte die Frau, „als wir die Vereinbarung getroffen haben, hast du mir solche Einwendungen nicht gemacht."

„Damals," erwiderte Emanuel, „konnte ich mit leichterem Herzen auf die Bedingung eingeh'n, über die wir uns verständigt haben. Erstens hab' ich, wenn ich dir's aufrichtig gestehen soll, im Stillen gehofft, daß sich diese Bedingung gar niemals erfüllen wird. Der Fall, daß das Kind, wenn du es ihm nicht einflößest, jemals von selbst auf diese Idee kommen soll, war nach meiner Meinung völlig ausgeschlossen. Zweitens war Moses damals erst acht Jahre alt, und die Möglichkeit dieses Falles, selbst wenn er nicht so unwahrscheinlich war, als ich gemeint habe, war noch in weiter Ferne gelegen; einige Jahre mußten jedenfalls noch darüber hingehen, bevor sich so etwas ereignen konnte. Drittens aber, und das ist die Hauptsache, war damals eine neue Zeit hereingebrochen, die das, was mir heute als völlig aussichtlos erscheint, nicht so ganz aussichtlos erscheinen ließ. Man hatte damals, du erinnerst dich ja daran so gut, wie ich, das Gefühl, als ob sich ein neues Sonnenlicht über die Welt ausgegossen hätte, und ein Strahl von diesem Licht, das weißt du, ist auch in unsere ‚Gasse' hereingefallen. Man hat von nichts reden gehört, als von der Freiheit. Ich bin damals in Wien gewesen. Was das für ein Jubel war, das läßt sich gar nicht sagen. Die Studenten! Die Nationalgarde! Die Masse Zeitungen und Flugblätter. Da hat man in den Straßen ein Flugblatt verkauft, das war das erste zensurfreie Gedicht. Es war von einem jüdischen Studenten, der es verfaßt hat, während er auf dem Wachposten gestanden ist; und dieser jüdische Student war derselbe Ludwig August Frankl, von dem du vorhin gesprochen

hast. Den Wiener Prediger Mannheimer hat man gar in den Reichstag hineingewählt, und der ist drin gesessen und hat Reden gehalten, wie wenn er im Tempel gepredigt hätte, und alles hat ihm zugehört und hat gelauscht auf jedes Wort, und er hat mitgeholfen Gesetze machen. Es war eine merkwürdige Zeit; es war alles, wie vom Taumel ergriffen, und so war auch ich vom Taumel ergriffen und hab' gemeint, daß jetzt wirklich für uns Juden eine bessere Zeit gekommen ist, und daß die Ausnahmgesetze, unter denen wir bis dahin zu leiden gehabt haben, nun endlich aufhören. Da ist es mir nicht so ungeheuerlich erschienen, daß Moses studieren soll. Dein Wunsch war es. Meinetwegen, hab' ich mir gedacht, wenn sie es durchaus will, soll er studieren. Soll er meinetwegen Bezirkrichter werden! Was liegt daran? Heute aber leben wir in einer anderen Zeit. Der Taumel ist gewichen und die Ernüchterung ist gekommen, und das Jahr achtundvierzig erscheint heute wie ein Traum."

„Leider!" sagte die Frau. „Und doch, Manni, war es kein bloßer Traum. Ich sage dir, so etwas, wie das Jahr achtundvierzig, vergißt sich nicht. Das lebt fort im Gemüt. Der Jubel kann unterdrückt werden, die Erinnerung daran — nicht. Wir haben die Freiheit gesehen; sie hat Gestalt angenommen, wir wissen, wie sie aussieht. Die einzige Tatsache, die Hans Kudlich zustande gebracht hat, daß nämlich die Robot aufgehoben worden ist, bleibt eine Errungenschaft für alle kommenden Zeiten."

„Gewiß," sagte Emanuel, „ist das eine große Errungenschaft; allein es ist eine Errungenschaft für die Bauern. Wir Juden haben nichts davon."

„Auch für uns Juden," entgegnete die Frau, „ist das Jahr achtundvierzig nicht umsonst gewesen. Ich erinnere dich nur an Eins: an die Aufhebung der Familiantenstellen. Was hat es da in früheren Zeiten für Schwierigkeiten gegeben, wenn ein Zweitgeborener hat heiraten wollen. Und gar ein Drittgeborener! Der ist ja auf geradem Wege nie dazu gekommen. Heutzutage kann doch jeder Jude heiraten, er mag ein Erstgeborener sein oder nicht. Diese Schranke hat das Jahr achtundvierzig ein- für allemal weggeräumt, und das ist gewiß auch etwas Großes."

„Ja," gab Emanuel zu, „das ist wahr; man kann es nicht leugnen. Es war eine Schmach, daß einer, der heiraten wollte, warten mußte, bis ein Familiant in der Gemeinde stirbt, und diese Schmach ist beseitigt worden; aber mit der Beseitigung dieser Schmach ist ja dem Juden noch keine Laufbahn eröffnet. Er kann heiraten! Das ist gut für jeden, der heiraten will. Was hat das aber mit dem Studieren zu tun? Ich wollte dir doch sagen, in welcher Zeit wir heute leben."

„Die Zeiten ändern sich," sagte die Frau. „Es kann über kurz oder lang ein neues Licht kommen und die Finsternis von heute verscheuchen. Wenn ich heute ‚Don Carlos' oder ‚Tell' lese, so lese ich diese Sachen mit einem ganz anderen Verständnis als früher, und Marquis Posa ist für mich kein Phantasiegebilde mehr."

„Das ist alles sehr schön," sagte Emanuel, „und ich will deinen Gedankenkreis nicht stören; nur wenn du Hoffnungen daran knüpfst, die sich im Laufe der Jahre erfüllen sollen, muß ich dir entgegentreten. Mit solchen Hoffnungen auf bessere Zeiten, die im Unbestimmten liegen, können wir nicht rechnen; wir müssen rechnen mit den heutigen Zuständen. Heute herrscht die Reaktion, und wir haben nichts Gutes zu erwarten. Die Herrschaft führen die Geistlichen und die Polizei. In Wien herrscht eine so gedrückte Stimmung, du kannst dir's gar nicht denken. Das gemeine Volk wird zwar eingelullt mit Gassenhauern: ‚I bitt', Herr Hauptmann, bitt' gar schön, und lassens mi auf Urlaub gehn'; überall, wo man geht und steht, hört man die Gervinus-Polka: ‚Mein Verlangen, sie zu fangen, hat mir diesmal nichts genützt'. Wenn im Karltheater die Pepita tanzt, ist das Haus gedrängt voll, und wenn sie nach der Vorstellung beim ‚Lamm' ein zerschnittenes Sacktuch vom Balkon herunterwirft, drängen sich die Enthusiasten, als ob an einem solchen Fetzen das Glück des Lebens hängen möcht'! Im allgemeinen aber herrscht eine Stimmung, daß man sich auf der Straße und im Kaffeehaus fast kein Wort zu reden traut. Überall fühlt man sich umgeben von Spitzeln und fürchtet sich vor Denunziation. Für das unschuldigste Wort, das einer spricht, kann er eingesperrt werden. Neulich, wie ich das letztemal in Wien war, gehe ich über die Gasse, auf einmal klopft mir jemand auf den Rücken. Ich bin

so erschrocken, daß ich gemeint hab', ich sink' in die Erd'; ich hab' nicht anders geglaubt, als daß es ein Vertrauter ist, und es hat mich jemand denunziert. Ich hab' vielleicht irgend ein Wort gesprochen, und es hat es jemand falsch gedeutet."

„Um Gottes Willen!" rief die Frau erschrocken aus.

„Ich dreh' mich um," erzählte er weiter, „und wer meinst du, ist es gewesen? Unser Bürgermeister! Du kannst dir denken, wie froh ich war. Ich war von einem Druck befreit, wie wenn man aus einem bösen Traum erwacht."

„Davon hast du mir ja gar nichts erzählt," sagte sie vorwurfsvoll, „warum hast du mir davon nichts gesagt?"

„Du magst mir es glauben, Jetti," erwiderte er, „diese gegenwärtigen Zustände sind mir so ekelhaft, daß ich nicht einmal gern davon rede und auch jetzt red' ich nur notgedrungen davon, weil es sich um die Zukunft und das Glück unseres Kindes handelt. Du wirst es daher begreiflich finden, daß ich, wenn ich mich zu dem Schritt entschließe, mir heute schon die Frage vorlege, was aus ihm werden soll. Soll er Arzt werden? Diese Laufbahn steht dem Juden frei."

„Wie soll ich darauf Antwort geben," sagte die Frau. „Ich, für meine Person finde in dem Berufe des Arztes etwas sehr Erhabenes; der Arzt, wenn er seinen Beruf richtig auffaßt, ist ein Wohltäter der Menschheit; kann ich aber wissen, ob Moses Neigung dazu haben wird?"

„Das ist ja das Gefährliche bei der Sache," sagte Emanuel, „daß wir das nicht wissen können. Unsere Pflicht ist es aber doch, alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Nehmen wir also an, er wird Arzt. Nach deiner Anschauung ist er dann ein Wohltäter der Menschheit. Ich aber bin ein praktischer Mensch und frage, was hat er da für ein Glück gemacht? Mir scheint, je mehr er Wohltäter der Menschheit ist, desto weniger schaut dabei für ihn selbst heraus. Ein Arzt ist der stets bereitwillige Diener eines jeden anderen, er hat keinen Tag und keine Nacht und ist nicht sein eigener Herr. Und wenn er sich den beschwerlichen Anforderungen, die Tag und Nacht an ihn herantreten, nicht unterwirft, hat er nicht zu leben."

„Daran brauchen wir doch nicht bei Moses zu denken! Er wird zu leben haben, wenn er auch gar keine Praxis haben sollte."

„Das ist sehr unpraktisch gedacht. Er darf sich nicht auf unseren Reichtum verlassen; er muß ein Mann werden, der auf eigenen Füßen steht. Können wir ihm ein Vermögen hinterlassen, desto besser für ihn, aber er muß nötigenfalls auch darauf verzichten können. Weiß denn der Mensch, was in der Zukunft liegt?"

„Er muß ja nicht Arzt werden," sagte die Frau.

„Also Advokat vielleicht?" fragte Emanuel. „Weißt du, wie lange das dauert? Acht Jahre Gymnasium, vier Jahre Jus, dann vergeht ein Jahr, bevor er das Doktorat gemacht hat. Dann kommt er als Konzipient in eine Kanzlei und muß acht Jahre warten, bevor er zur Advokatenprüfung nur zugelassen wird, und dann, wenn er sie gemacht hat, dann steht erst der numerus clausus da und hindert ihn daran, eine Advokatenkanzlei zu eröffnen. Dieser numerus clausus ist für diejenigen, die Advokaten werden wollen, dasselbe, was bis zum Jahre Achtundvierzig die Familiantenstelle für die Juden gewesen ist. Einen Vorteil hat die Advokatur in meinen Augen. Sie kommt der Laufbahn des Geschäftmannes am nächsten; ja streng genommen ist der Advokat ein Geschäftmann.

„Und dies," sagte die Frau, „dürfte seinerzeit auch die Ursache sein, daß er keine Neigung haben wird, sich dem Advokatenstande zu widmen."

„Nun also," sagte der Vater, „soll er Rabbiner werden?"

„Mein Geschmack wäre es nicht," sagte die Mutter.

„Wenn man sieht," fuhr der Vater fort, „was der Rabbiner in der hiesigen Gemeinde für Verdrießlichkeiten hat, kann einem die Lust vergehen, den einzigen Sohn Rabbiner werden zu lassen. Bei jeder Sache, die in der Gemeinde vorgeht, bilden sich zwei Parteien und diese bekämpfen sich gegenseitig mit der größten Verbitterung. Und nicht immer ist es dem Rabbiner möglich, sich neutral zu verhalten; gar oft wird die Sache auf das religiöse Gebiet hinübergespielt, und er kann sich nicht helfen, er muß seine Meinung abgeben und sich auf die eine oder die andere Seite stellen. Und wie er sich auf die eine Seite stellt, hat er die Anhänger der anderen Partei zu Feinden."

„Leider, sehr wahr," sagte die Mutter.

„Was bleibt also noch übrig?" fragte der Vater, „die Eisenbahn? Ich sag' dir, ich beneide keinen darum. Der Dienst ist schwer und die Verantwortung außerordentlich."

„Ich weiß es," sagte die Frau, „ich habe erst neulich mit dem Betriebeleven davon gesprochen, der hat mir sein Leid geklagt."

Hierauf nahm Emanuel ihre Hand in die seine und sagte:

„Wenn ich nun bei diesen traurigen Zuständen auf deinen Wunsch eingehn soll, so habe ich große Furcht, daß wir mit diesem Schritt einen großen Fehler machen. Die Sache ist doch keine Kleinigkeit, und ich befinde mich ihr gegenüber in einer sehr verzwickten Lage. Ich stehe da zwischen dir und ihm. Es tut mir weh, dir deinen liebsten Wunsch zu versagen, auf der anderen Seite aber hab ich doch als Vater die Pflicht, alles abzuwehren, was zu seinem Unglück führen kann."

„Aber genau in derselben Lage bin ja auch ich," entgegnete die Mutter, „auch ich möchte dir nicht gern wehe tun; ich möchte nicht gern meinen Wunsch erfüllt sehen, wenn es nicht mit deiner Zustimmung geschieht; ich kann doch aber in der Sache nur als Mutter empfinden, und als Mutter empfinde ich, wenn ich deinen Widerwillen zu überwinden suche, weil ich überzeugt bin, daß er nur auf die Art glücklich werden kann, wie ich es meine. Ich würde dir ja mit Freuden das allerschwerste Opfer bringen, das du von mir verlangen kannst; nur dieses nicht, grade weil es sich um seine Zukunft handelt! Es ist ein schwieriger Prozeß, in welchem beide Teile recht haben."

„Wenn du," sagte Emanuel, „nach allem, was ich vorgebracht habe, nicht widerlegt bist und nicht einsiehst, daß ich allein recht habe, so wirst du recht behalten; denn entscheiden müssen wir die Sache so oder so, und heute noch."

Sie schwieg.

„Nun? Warum schweigst du?" fragte der Gatte.

„Du willst sagen," erwiderte sie, „daß du das Opfer bringst und willst sehen, ob ich es annehme!"

„Nein, Jetti," sagte Emanuel, „so war es nicht gemeint." Er umfaßte sie mit seinen Armen und sagte: „Es sei! Ich habe mich

entschieden. Kein Mißton darf aufkommen zwischen uns. Vielleicht liegt in der Festigkeit, mit der du auf deinen Willen bestehst, etwas Höheres. Vielleicht ist es Bestimmung! Wenn es Gottes Wille ist, so soll es sein und ich will die Sache nicht hindern. Es ist also abgemacht und jetzt werden wir Nachtmahl essen."

IV.

An demselben Abend, an dem zwischen den beiden Ehegatten in so ernster Weise über die Zukunft des Knaben verhandelt wurde, machte der Töpfermeister, während aus seinem Teller die Suppe dampfte, die er noch ein wenig abkühlen ließ, indes ihr der Geselle bereits wacker zusprach, die Bemerkung, wie sehr es ihn wundere, daß der stille Knabe, der sonst, wenn Töpfe gebrannt wurden, immer dem Ofen gegenüber auf der kleinen Türschwelle saß, so gänzlich verschwunden sei.

Bei diesen Worten des Meisters trat Genoska in die Stube mit einer Flasche Bier in der Hand, die sie eben auf den Tisch stellen wollte. Sie blieb aber stehen und horchte hoch auf, als der Meister in seiner Rede fortfuhr, er habe sich im Laufe der Zeit an den Knaben so gewöhnt, und es gehe ihm jetzt ordentlich nahe, daß er ihn gar nicht mehr zu Gesicht bekomme. Da müsse etwas vorgefallen sein, und die Sache müsse ihren Grund haben.

„Den hat sie auch", sagte der Geselle, „der Judenbub wird sich die Hundpeitsche merken!"

„Um Gottes Willen!" rief Genoska und ließ die Flasche mit dem Bier zu Boden fallen.

„Was hast du denn? was ist dir?" fragte der Vater, indem er rasch vom Stuhle aufsprang.

Genoska konnte nicht antworten; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

„Was hat sie nur? Weißt du es?" wendete sich der Meister an den Gesellen.

„O, was für ein Unrecht!" schluchzte das Mädchen.

„Ein Unrecht?" fragte der Geselle, „hat er's vielleicht nicht verdient?"

„Der war es ja nicht", rief das Mädchen, und aufs neue brach

ein Tränenstrom ihr aus den Augen. Sie warf sich dem Vater an die Brust und wimmerte, daß es ihm fast das Herz zerbrach. Er streichelte ihr Haare und Wangen, um sie zu beschwichtigen. Das Nachtmahl stand unberührt auf dem Tische, die Glasscherben der zerbrochenen Flasche lagen am Boden, und in der Stube herrschte eine unheimliche Stille.

„Dein Eifer, scheint es, ist diesmal zu voreilig gewesen", sagte der Meister zum Gesellen.

„Er! Und Steine werfen!" sagte Genoffa mit einem tiefen Seufzer, indem sie den Kopf erhob, „im Gegenteil, er hat ja den Buben geprügelt, weil der den Stein geworfen hat."

„Es war aber", wendete der Geselle ein, „als ich zu den Öfen kam, kein anderer dort als er."

„Natürlich", entgegnete der Meister, „darin liegt ja grade der Beweis, daß er es nicht getan hat. Der andere hat sich rasch genug aus dem Staub gemacht; er aber, weil er sich keines Unrechtes bewußt war, blieb ruhig auf seinem Platz."

„Es ist nicht wieder gut zu machen", sagte Genoffa traurig.

„Red' nicht so kindisch", tröstete sie der Vater, „es ist alles wieder gut zu machen, so lang der Tod nicht dazwischen fährt. Nur die Toten können nichts mehr gut machen. Gestorben ist er nicht. Die paar Streiche, die er unverdienterweise bekommen hat, wird er verschmerzt haben, und er wird wiederkommen zu den Öfen, wie früher."

„Meinst du?" fragte das Mädchen mit leisem Zweifel.

„Ich bürge dir dafür", beruhigte sie der Vater, „ich selber werde ihn holen. Morgen hol' ich ihn."

Jetzt erst gewann sie ihre Fassung wieder und konnte bemerken, daß das Nachtmahl zum größten Teile noch ungenossen auf dem Tische stand. Die Speisen waren indes kalt geworden, und das Bier lag ausgegossen auf der Erde. Leise schlich sie zur Türe hinaus, um für den nötigen Ersatz zu sorgen.

„Ganz wie ihre Mutter, selig", sagte der Meister, „die hat auch so ein weiches und mitleidiges Herz gehabt."

„Wer die einmal kriegen wird", sagte der Geselle.

„Dazu hat's noch Zeit", bemerkte der Meister trocken; der Ge-

selle aber meinte, sie sehe heute schon so schön aus, wie eine Jungfrau, die man zum Altare führt, und was ihre Jugend betrifft, die paar Jahre, die noch fehlen, die verfließen, ehe man sich recht herumdreht.

„Geb' ihr Gott nur einen braven Mann, wenn die Zeit einmal da ist“, sagte der Meister und der Geselle darauf: „Das wünsch' ich recht von Herzen, Meister! Denn wenn es eine verdient, daß sie in gute Hände kommt, ist sie's.“

„Schon gut“, sagte der Meister, indes sich die Türe öffnete und Genofka mit einer Flasche frischen Bieres und einer Schüssel kalter Küche ins Zimmer trat.

„Jetzt bekommen wir wenigstens was zu essen und einen guten Trunk“, sagte der Meister bei diesem Anblicke.

„Ja, Vater“, sagte Genofka, indem sie die Flasche und die Schüssel auf den Tisch stellte, „sei mir nur nicht böse, daß ich heute das Nachtmahl so verstört habe.“

„Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen“, sagte der Meister mit wohlwollendem Lächeln, „übrigens sind wir ja, wie ich sehe, gar nicht zu kurz gekommen.“

„So gut ich's bieten kann“, sagte Genofka, die, seitdem die Mutter tot war, die Pflichten der Hausfrau auf sich genommen hatte.

„Ein wahres Sonntagessen“, sagte der Meister, „greif nur auch du recht wacker zu!“

Genofka mußte sich nun zu Tische setzen und der Vater suchte unter dem Essen das Kind auf alle mögliche Weise zu erheitern. Er erzählte allerlei lustige und scherzhafte Dinge, und sie lachte wohl auch und war desto munterer, je mehr sie sah, wie viel Freude sie hiedurch dem Vater bereitete. Nur der Geselle war einsilbig. Ihn beschäftigte der Gedanke an den kommenden Tag. Er mochte sich vorstellen, daß er dem Knaben gegenüber, dem er so bitteres Unrecht zugefügt, keine sehr angenehme Figur machen werde; er schlief auch, nachdem man sich zur Ruhe begeben hatte, die Nacht über nicht so fest wie gewöhnlich. Genofka aber harrte dem kommenden Morgen mit aufrichtiger Freude entgegen. Nur der Meister schlief, wie sonst, den Schlaf des Gerechten.

Am anderen Morgen in aller Frühe verlangte der Meister

von Genofka seinen Sonntagrock; sie gab dem Vater lachend zur Antwort, sie habe ihm bereits auch die Stiefel geputzt. Er setzte sich also in Positur und machte sich anf den Weg. Langsam stieg er den kleinen Hügel hinan, der von seiner unter den Schanzen gelegenen Werkstätte hinaufführte in die Judengasse, und jeder, der ihm begegnete, blieb stehen und verwunderte sich über den alten Töpfermeister, wie er da an einem gewöhnlichen Werktage in seinem langen wohlgebürsteten Feiertagrock einherging, als ob es Sonntag wäre, und keiner konnte sich's erklären, was das zu bedeuten habe. Hätten die Leute nicht gewußt, daß Genofka erst vierzehn Jahre alt sei, so hätten sie gemeint, das Mädchen sei über Nacht Braut geworden, oder es sei etwas derartiges im Anzuge, und der Alte gehe nun, es seinen Freunden und Verwandten kundzutun; aber daran war ja bei dem jugendlichen Alter des Mädchens nicht zu denken. Kein Wunder also, daß die Leute, die ihn sahen, verdutzt den Kopf schüttelten, so daß mancher von ihnen, bei dem die Neugierde größer war als der Drang, die eigenen Geschäfte zu besorgen, dem Töpfermeister in respektvoller Ferne folgte, um zu erfahren, was er eigentlich vorhabe. Als sie nun sahen, daß er in das Haus des reichen Geschäftsmannes eintrete, das in der oberen Judengasse lag, da schüttelten sie erst recht die Köpfe. Was hat der Töpfer Martinek bei dem Juden zu tun? Sollte er ihm vielleicht Geld schuldig sein oder sollte er eines ausleihen wollen? Und dazu braucht er den Sonntagrock? Oder meint er vielleicht, der reiche Kohn werde ihm in Rücksicht auf den langen Sonntagrock einen besseren Kredit gewähren?

Der Töpfermeister Martinek wußte nichts von diesen über seine vermeintliche Absicht angestellten Vermutungen; er war ein gerader Mann und ging geradeweg auf sein Ziel los. Mit schlichten Worten erzählte er der Frau Jetti Kohn, was sich unter den Schanzen ereignet hatte, und indem er unter tausend Beteuerungen sein Bedauern über das Mißverständnis ausdrückte, das sich für den Knaben so schmerzlich gestaltete, bat er um die Gnade, ihn in seine Werkstätte mitnehmen zu dürfen, damit der Geselle ihn für das Unrecht, das er ihm zugefügt, um Verzeihung bitten könne. Der Gesell', fügte der Meister hinzu, hätte zwar von Rechtes wegen hieher kommen und

um Verzeihung bitten sollen; allein er sei zu schüchtern, um den Schritt hieher zu wagen. Und dann ist noch eines, sagte der Meister und versicherte, er habe den Knaben, ohne daß er je ein Wort mit ihm gesprochen, so lieb gewonnen und habe sich im Laufe der Zeit so an ihn gewöhnt, daß ihm jetzt förmlich etwas fehle, wenn er Töpfe brenne, und es werde ihm eine große Freude bereiten, den Knaben in Zukunft wieder auf dem gewohnten Platze unter den Schanzen bei den Öfen zu sehen.

Die Mutter war von dem, was sie da hörte, außerordentlich überrascht. Von den Besuchen des Knaben bei den Töpferöfen hatte sie keine Kenntnis. Moses stand in freien Stunden, wie überhaupt die Kinder aus anderen Häusern auch, nicht derart unter Aufsicht, daß man ihn auf Schritt und Tritt kontrolliert hätte; er ging, wohin er wollte, und zur rechten Zeit war er wieder zu Hause.

Von der Gutmütigkeit des alten Töpfermeisters, den sie von den Jahrmärkten her, wo er sein Geschirr feil hatte, sehr gut kannte, war die Mutter aufs innigste gerührt. Sie hatte genug Erfahrung und noch mehr genug Belesenheit, um zu wissen, daß Mißverständnisse derart, wie dasjenige, unter dem Moses gelitten, im Leben hie und da vorkommen; sie besaß auch Klugheit genug, um einzusehen, daß es auf das Gemüt des Knaben nur einen wohltätigen Einfluß üben werde, wenn er wahrnehmen wird, mit welchem Eifer man bestrebt sei, ein gegen ihn begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Sie beruhigte daher den Meister über das Vorgefallene, tröstete ihn über das Mißverständnis mit einigen Mitteilungen über ähnliche Ereignisse, die sie aus dem reichen Schatz ihrer Lektüre sogleich bei der Hand hatte, willigte in das Begehren des Töpfermeisters ein und versprach, den Knaben zu ihm zu schicken. Er ist jetzt, sagte die Frau, bei seinem Lehrer, wo er das Hebräische lernt; er geht gleich nach dem Frühstück zum Unterricht, aber sobald er fertig sein werde, wolle sie ihn hinunterschicken. Der Meister aber wollte den Knaben selber zu sich ins Haus führen, denn erstens hatte er es Genofka so versprochen, zweitens fürchtete er, der Knabe könnte, wenn es ihm die Mutter auch erlaubt, doch Scheu tragen, zu ihm zu kommen; also meinte er, wenn er nicht lästig falle, so wolle er warten, bis der Unterricht zu Ende ist und den Knaben selber mitnehmen. Was

ihn selber betreffe, fügte er hinzu, so habe er Zeit genug und gar keine Eile. Dies gab Gelegenheit zu noch weiterer Unterredung, welche von Seite der klugen und gutmütigen Frau mit einem rasch improvisierten Frühstück, das sie dem alten Manne vorsetzen ließ, gewürzt wurde. Wenn in anderen Fällen ein gutes Mahl durch unterhaltende Gespräche gewürzt werde, so mag in diesem Falle, meinte sie, ihre arme Unterhaltung wenigstens durch ein erträgliches Frühstück gewürzt sein. Der wackere Töpfermeister ließ dies nicht gelten, er lobte den Entenbraten nach Gebühr, trank den köstlichen Wein, in welchem das Sonnenlicht sein wunderliches Spiel trieb, auf ihr Wohl, belobte aber noch mehr ihre Freundlichkeit, von der er ganz entzückt war. Die Unterhaltung drehte sich, wie dies in der Situation lag, vorzugweise um den Knaben, und der alte Töpfermeister verwunderte sich höchlich, als er im Laufe des Gespräches erfuhr, daß Moses nicht mehr lange im Elternhause bleiben werde, da es beschlossene Sache sei, daß er studieren solle. Seiner Meinung nach, sagte der Töpfermeister, sollte man den Knaben nicht studieren lassen, sondern lieber zu Hause behalten, damit er fähig gemacht werde, dereinst einmal das Geschäft zu übernehmen. Die Frau belehrte den Töpfermeister, daß dies auch die Ansicht und der Wunsch ihres Mannes gewesen sei, aber seit gestern abend sei die Sache entschieden, denn Moses hat einen ganz außerordentlichen Drang zu den Studien.

Wie Gott will, sagte der Meister und blickte nach der Türe, ob sie sich noch nicht öffne, denn er konnte es kaum erwarten, den Knaben zu sehen.

Die Frau bemerkte seine Ungeduld und stand auf, indem sie lächelnd sagte, sie werde Moses holen lassen, weil es sonst bis gegen Mittag dauern könnte und sie die Geduld des Meisters doch nicht auf eine solche Probe stellen wolle.

Der Meister gab eine verlegene Antwort, die Frau ging hinaus, kehrte rasch wieder zurück, und nach kurzem kam auch Moses und fand zu seiner Verwunderung den alten Meister im Gespräche mit seiner Mutter.

Es ist wohl begreiflich, daß bei diesem so unvermuteten Anblick, da man ihm den Grund, weshalb er vom Unterrichte weg

nach Hause gerufen wurde, nicht mitgeteilt, das Gefühl der Bitterkeit, mit dem er vor kurzem die Töpferöfen verlassen hatte, im Gemüte des Knaben in seiner ganzen Stärke wieder erwachte; ja dieses Gefühl steigerte sich noch bei dem Gedanken, und dieser Verdacht stieg natürlicherweise in dem Knaben auf, daß der Töpfermeister in der Absicht hiehergekommen sei, ihn wegen der zerbrochenen Töpfe und Krüge bei seiner Mutter zu verklagen und Anspruch auf Ersatz für den zugefügten Schaden zu erheben. Dieses neue Unrecht schmerzte ihn noch tiefer als das erste, zugleich erwachte in ihm das Gefühl der Scham darüber, daß die erlittene Schmach, die er verschwiegen, jetzt vor seiner Mutter aufgedeckt werden sollte oder gar vielleicht schon aufgedeckt sei. Die erste Regung des Herzens hieß ihn, sich so rasch als möglich wieder zu entfernen und einen Schauplatz zu verlassen, auf dem er in keinem Falle eine erfreuliche Rolle zu spielen habe. Schon hatte er die Türklinke ergriffen, als die Mutter: „Wohin willst du, Moses? Ich habe dich ja doch rufen lassen!" zu ihm sagte und ihn auf solche Art zu bleiben zwang. Schon war er entschlossen, der ungerechten Anklage nur Stolz entgegenzusetzen und kein Wort über den wahren Sachverhalt zu seiner Verteidigung vorzubringen, als er zu seiner freudigen Überraschung erfuhr, wie die Dinge hier stehen und in welcher Absicht der Meister hieher gekommen.

Als Moses dann nach einer Weile an der Hand des alten Töpfermeisters durch die „Gasse" ging, steckten die Leute, welche die beiden so miteinander sahen, neuerdings die Köpfe zusammen, und der eine sagte zum andern: Merkwürdig! das hätte man auch nicht erwartet! Der reiche Emanuel Kohn läßt seinen Moses einen Töpfer werden! So etwas ist noch nicht dagewesen, seitdem die Judengemeinde existiert! Und der andere erwiderte spöttisch: Nu, sollt' er ihn vielleicht lieber zu dem Rauchfangkehrer in die Lehr' geben? Für Moses aber, der an der Seite des alten Meisters einherschritt, hatte die Welt wieder die schöne und freundliche Farbe gewonnen, in der sie ihm vor dem unglückseligen Ereignis bei den Töpferöfen früher allezeit erschienen war.

In der Wohnung des Töpfermeisters herrschte große Freude über seine Ankunft. Genofka, da sie verlegen war und nicht wußte,

was sie ihm sagen solle, gab dem Knaben ihre Freude dadurch zu erkennen, daß sie den braunen Samtrock, den er trug, sanft streichelte. Der Meister legte den Sonntagrock ab und blieb, wie er gewöhnlich in der Werkstätte zu sehen war, in Hemdärmeln; er zog die geputzten Stiefel aus und vertauschte sie mit einem Paar Pantoffeln, band die blaue Handwerkschürze um und stand nun genau so da, wie ihn Moses bisher allzeit bei den Öfen gesehen hatte. Der Geselle endlich, dieser war bei der Ankunft des Knaben von der Töpferscheibe, an der er gesessen war, aufgestanden, wußte nicht recht, wie er sich dem unerwünschten Gast gegenüber verhalten solle.

„Hans", begann der Meister das allgemeine Stillschweigen unterbrechend, „du mußt ihn um Verzeihung bitten, du mußt ihm sagen —"

„Nichts davon", fiel ihm Moses in die Rede, „es ist hier nichts zu verzeihen. Wir beide haben dasselbe getan, wir haben das Unrecht nicht ungestraft hingehen lassen wollen."

„Nur, daß du den wirklichen Übeltäter gezüchtigt hast", sagte der Meister, „und er —"

„Er konnte ja nicht wissen", fiel Moses dem Meister wieder in die Rede, „daß ich es nicht bin."

Bei diesen Worten reichte Moses dem Gesellen die Hand, und es hätte in dem kleinen Kreise nun auch innerlich dieselbe Harmonie geherrscht, die äußerlich hergestellt war, wenn der Geselle es hätte verwinden können, daß Genofka seinen Rock noch niemals so gestreichelt wie jetzt den Samtrock des schönen Judenknaben, der sie nach seiner Meinung ja eigentlich gar nichts anging. Abgesehen aber von dieser Gemütstimmung des Gesellen, von der ja niemand etwas wußte, war der seit kurzem so tief erschütterte Friede in der stillen Werkstätte des Töpfermeisters wieder hergestellt, und man ging munter an die Arbeit. Der Geselle kehrte an seinen Platz zurück, Genofka ging hinaus in die Küche, für das Mittagmahl zu sorgen, der Meister setzte sich zu seiner Scheibe und Moses rückte sich einen Stuhl zurecht dem Meister gegenüber.

Moses hatte bisher nur immer die fertigen Tonformen, wie sie aus der Werkstätte kamen, zu dem Ofen tragen gesehen; er wußte wie die Töpfe und Krüge aussehen, bevor sie im Ofen gebrannt

werden; wie der Topf aber gemacht wird, auf welche Weise der Topf seine wie mit dem Zirkel abgemessene kreisrunde Form erhält, das wußte er nicht. Das sollte er jetzt gewahr werden. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte sein Auge jeder Bewegung des Meisters. Dieser hatte ein Stück feuchten Tones in die Hand genommen und legte es auf die Mitte der Scheibe. Dann drückte er mit der Hand auf den Ton und bewirkte so eine kleine fast unmerkliche Vertiefung; zugleich aber begann er mit dem Fuß die mit der oberen Scheibe parallele untere Scheibe, die mit der oberen durch einen vertikalen Pflock verbunden ist, zu drehen, und so wie das Ganze in drehender Bewegung begriffen war, schienen die einzelnen Teilchen des Tones förmlich auseinander zu fliehen; die anfangs unscheinbare Vertiefung wurde immer größer, die Öffnung nach oben immer breiter, zugleich strebte der Ton immer mehr in die Höhe und bald zeigte sich innerhalb seiner ein großer Hohlraum. Der Meister drehte bald rascher, bald langsamer; war die Bewegung beschleunigt, dann wurde die Ausbauchung immer größer, verzögerte sich hingegen die Rotation, so schienen auch die Teilchen des Tones die entgegengesetzte Bewegung anzunehmen und anstatt auseinander vielmehr gegeneinander nach der Mitte hin zu streben. Scheinbar vollzog sich der ganze Prozeß von selber, ohne daß sich der Meister hierbei sonderlich zu bemühen brauchte; so glatt war der Verlauf und so schön ging alles von statten. Wer aber schärfer zusah, und Moses sah zu mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig war, dem konnte es nicht entgehen, daß die Formung des Gefäßes einzig und allein Sache des Meisters sei. Moses war in den Anblick des Vorganges ganz versunken, und unwillkürlich begann er, ohne daß er sich dessen recht bewußt war, eine alte eigenartige Synagogenmelodie auf einen Text in hebräischer Sprache vor sich hin zu summen. Er sang:

„Ki hinne kachomer
Beja-a-ad hajozer,
Birzosso marchiw
Ubirzosso mekazer,
Ken anachnu bejodcho — — —“

„Was singst denn da?“ sagte der Meister, unter dessen Händen eben ein Gefäß in seinen Umrissen fertig geworden war.

„Das singen wir Juden," sagte Moses, „am Vorabend des Versöhnungtages."

„Aha, vor dem langen Tag," ergänzte der Meister, „aber wie fällt es dir jetzt ein?"

„Weil ich den Topf machen seh," antwortete Moses.

„Wie? ist denn in dem Lied vom Topfmachen die Rede?"

„Jawohl," sagte der Knabe.

„Aber wie lautet denn das Lied? Im Deutschen, mein' ich."

„Auf Deutsch übersetzt," sagte Moses, „heißt das:

Denn wir sind wie der Ton
In der Hand des Bildners,
Nach seinem Willen erweitert er ihn
Und nach seinem Willen verkürzt er ihn;
So auch sind wir in Deiner Hand — — —"

„Das ist ein schönes Lied," sagte der Meister, „ebenso schön wie unsere Kirchenlieder."

„Meister," fragte der Knabe, nachdem der Töpfer die Scheibe zum Stillstehen gebracht hatte, „muß sich denn das da immer drehen?"

„Ja wohl," sagte der Meister.

„Warum denn?" fragte Moses.

„Weil man sonst den Topf nicht fertig kriegt," erwiderte der Meister.

„Ja, aber warum kriegt man ihn sonst nicht fertig?" fragte Moses.

„Das weiß ich selbst nicht," erwiderte der Meister, „es muß halt so sein!"

„Merkwürdig," sagte Moses, und es entwickelte sich hierauf zwischen ihm und dem Meister folgendes Gespräch:

„Wenn man etwas macht, so muß man doch wissen, warum man es macht."

„O, das weiß ich sehr gut, warum ich es mach'; ich mach' es so, weil es mir mein Meister so gezeigt hat. Wie er mir's gezeigt hat, so mach' ich's."

„Aber wer hat es denn Eurem Meister gezeigt?"

„Dem wieder sein Meister."

„Und diesem?"

„Wieder der Seinige."

„Und dem hat man's auch so gezeigt?"

„Gewiß. Wie denn anders?"

„Es muß doch aber einmal Jemand zuerst einen Topf gemacht haben; ich meine, einen, dem es Niemand gezeigt hat."

„Das glaub' ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil man einen Topf nicht machen kann, wenn man es nicht gelernt hat."

„Es muß aber doch vor langer, langer Zeit einmal eine Zeit gegeben haben, da man noch keine Töpfe hatte."

„Das kann nicht sein!" sagte der Meister, „da hätte man ja nicht kochen können."

„Man muß auch gar nicht gekocht haben," wendete Moses ein. „Glaubt Ihr, daß Adam und Eva im Paradiese gekocht haben?"

„Das weiß ich nicht."

„Das lernen wir ja aus der Bibel. Adam und Eva lebten im Paradiese von den Früchten der Bäume; es steht nichts davon, daß sie Töpfe gehabt und gekocht haben. Und Gott selbst hat doch die Töpfe nicht erschaffen!"

„Das wohl nicht!" sagte der Meister und lachte.

„Nun also," fuhr Moses fort und trieb den harmlosen Meister immer mehr in die Enge, „dann muß einmal irgend ein Mensch zum erstenmal einen Topf gemacht haben. Nicht wahr?

„Richtig!" gab der Meister zu, da er sich nicht helfen konnte

„Und glaubt Ihr, daß auch der gedreht hat."

„Ganz sicher!"

„Diesem aber hat es Niemand gezeigt."

„Wieso?" fragte der Meister.

„Weil er ja der erste war, und vor ihm niemand einen Topf gemacht hat."

„Ja so," sagte der Meister.

„Also," fuhr Moses fort, „muß er auch von selbst darauf gekommen sein, daß er drehen muß!"

„Ja, ja! so muß es sein!"

„Dann muß er aber auch einen Grund gehabt haben für das Drehen!"

„Den hat er auch gehabt!“

„Nun also! welches war dieser Grund?“

„Ich hab's ja schon gesagt! Weil es ohne Drehen nicht geht.“

„Ja, aber warum es nicht geht?“

„Weil sich's drehen muß!“

„Nein! Das ist nicht zum Aushalten!“ rief Moses und sprang von seinem Sitze auf, auf den er bisher ruhig gesessen war.

„Wieso?“ fragte der Meister ängstlich, „ist dir was passiert?“

„Ihr versteht mich nicht!“ rief Moses in seiner Erregtheit; der Meister aber erwiderte ganz ruhig: „Ich versteh dich schon! Du willst etwas wissen, was ich selbst nicht weiß.“

„Man kann also etwas machen und braucht nicht zu wissen, warum man es macht,“ sagte Moses in einem etwas brummigen Tone, als ob er darüber böse wäre; der Töpfermeister aber sagte: „Wozu auch?“

„Das hab ich nicht gewußt,“ brummte Moses weiter und ging mit raschen Schritten in der Werkstätte auf und ab.

„Ich drehe meine Scheibe,“ sagte der Meister, „weil ich die Töpfe sonst nicht machen kann! Punktum! Weshalb es sich drehen muß, ist meine Sorge nicht.“

„Da könnt ich kein Töpfer werden,“ sagte Moses, indem er stehen blieb und den Meister anschaute. Dieser aber sagte: „Das meinst du nur! Der Mensch muß nicht alles wissen.“

„Aber man möchte doch! Es drängt einen doch dazu.“

„Ich weiß gar vieles nicht, und mich drängt es gar nicht.“

„Das begreif ich nicht,“ sagte Moses, „mir läßt es keine Ruhe, weil ich nicht weiß, weshalb die Erde ausgebaucht ist.“

„Was sagst du da?“

„Weil ich nicht weiß,“ wiederholte Moses, „weshalb die Erde ausgebaucht ist.“

„Was heißt denn das?“ fragte der Töpfer.

„Ich denke mir,“ sagte Moses, „die Erde hat einen Bauch, so wie der Topf, den Ihr da gemacht habt.“

„Unsinn!“ sagte der Meister und lachte.

„Es steht aber geschrieben,“ sagte Moses, „ich hab es in einem Buch gelesen.“

„Da hätte ja," sagte der Meister, „die Erde auch auf der Töpferscheibe gemacht werden müssen."

„Und Gott wär der Töpfer," sagte Moses.

„Ja," sagte der Meister, „wo nimmt er aber eine so große Töpferscheibe her?"

„Gott braucht keine Töpferscheibe," entgegnete Moses, „er kann machen, was er will; er hat ja doch die Welt aus nichts erschaffen."

„Aus was?"

„Aus nichts."

„Wie kaun denn das sein?"

„Wie? Wißt Ihr denn das nicht? Lest Ihr denn keine Bibel?"

„Die Bibel?" sagte der Meister, „Ich bin ja kein Geistlicher. Die ist ja nicht für uns gewöhnliche Leute, die lesen nur die Geistlichen."

„So?" fragte Moses.

„Natürlich," antwortete der Töpfermeister, und Moses sagte: „Bei uns Juden kennt jeder die Bibel; es lernen sie schon die kleinen Kinder, sobald sie nur das Hebräische lesen können."

„Und da drinnen steht," fragte der Meister, „daß Gott die Welt aus nichts erschaffen hat? Ich bin kein Studierter, aber man ist doch auch nicht auf den Kopf gefallen. Wenn ich einen Topf mache, so muß ich einen Lehm dazu haben; wie man aber eine Welt aus nichts machen soll. —"

„Dafür ist es ja Gott," unterbrach ihn Moses in der Rede, „bei Gott ist ja der Wille genug. Er sprach, es werde Licht und es ward Licht! er sprach, es werde eine Ausdehnung und es ward eine Ausdehnung."

„Ja," fragte der Meister, „wer hat es denn aber gehört, wie Gott das gesagt hat? Ist denn jemand dabei gewesen?"

„Das alles," sagte der Knabe, „hat Gott selber dem Moses erzählt, dem Propheten Moses. Gott hat sich ihm doch geoffenbart."

„Nein! was du schon alles weißt," sagte der Töpfermeister und legte die beiden Hände vorne über den Bauch zusammen.

„Nicht mehr, als die anderen Knaben meines Alters," sagte Moses.

„Aber du wirst weiter lernen!"

„Wie?“

„Du wirst studieren!“

„Woher wißt Ihr das?“

„Es hat mir's die Frau Mutter gesagt.“

„Ja,“ sagte Moses, „ich werde studieren.“

„Und was wirst du werden?“

„Ein Doktor,“ sagte Moses, „aber nicht so einer, der zu den Kranken geht, ich will ein Doktor werden, so wie mein Onkel David einer war, ein Doktor, der alles lernt und alles weiß.“

„Unsinn!“ sagte der Töpfermeister und nahm ein Stück Ton von der Erde auf, um einen neuen Topf auf der Drehscheibe zu formen, „es gibt keinen Menschen, der alles weiß; nur Gott weiß alles!“

Wieder entstand, wie die Scheibe sich drehte, nach und nach ein neues Gefäß, und Moses, der sich mittlerweile wieder gesetzt, betrachtete aufs neue den sich vollziehenden Prozeß und konnte beim Zuschauen den Gedanken nicht los werden, wie eigen es doch sei, daß ein Mensch etwas recht gut machen könne, ohne zu wissen, weshalb er das tut, was er tut.

Genoska kam herein und brachte auf einem Teller drei Stück Butterbrote, eins für den Meister, eins für den Gesellen und eins für Moses.

„Und du?“ sagte Moses, als er das Brot nahm.

„Ich habe meins schon draußen gegessen,“ sagte Genoska.

Der Geselle bemerkte es mit Verdruß, daß sie den Knaben anlächelte als sie dies sagte, und daß sie mit Lust zusah, wie er sein Butterbrot verzehrte.

Das Mädchen entfernte sich wieder. In der Werkstätte wurde fleißig weiter gearbeitet; Meister und Geselle drehten die Scheibe um die Wette, und sowohl auf der einen Scheibe wie auf der anderen entstand ein Topf nach dem andern, welcher, so wie er fertig war, zu den bereits fertigen Töpfen auf ein Brett zum Trocknen gestellt wurde. So verging der ganze Vormittag, bis es auf der Kirchturmuhr zwölf schlug und die Mittagglocke geläutet wurde.

„Warum dreht man die Scheibe?“ Mit dieser Frage verließ Moses die Werkstätte und ging nach Hause, beschwert mit einem

Rätsel, das ihm durch die Unmittelbarkeit der Anschauung fast noch tiefer zu Gemüte ging, als dasjenige, das er auf dem Dachboden aus dem zerrissenen Buche seines Onkels herausgelesen. Unablässig dachte er nun bald an die Töpferscheibe, bald an das alte zerrissene Buch derart, daß sich in seinem Geiste allmählich zwischen den beiden Fragen, die für ihn in undurchdringliches Dunkel gehüllt waren, eine Ideenverbindung herstellte, die in seiner Phantasie das ungeheuerliche Bild erzeugte, wie Gott der Herr dereinst bei einer kolossalen Töpferscheibe gesessen und die Erde geknetet und ausgebaucht habe.

Ein Gedanke dieser Art war ja in dem Gespräche in der Werkstätte schon leise berührt worden; jetzt aber war er bemüht, den Gedanken konsequent auszudenken. „Der Topf," so sagte er sich, „wird ausgebaucht durch das Drehen. Wenn nun die Erde ausgebaucht ist, so muß man auch die Erde gedreht haben, und wer anders könnte sie drehen als Gott?" Daß die Erde einmal gedreht worden sei, das stand für ihn fest; daß sie sich auch jetzt noch drehe, das wußte er nicht. Also hatte er, dieser kleine Naturforscher, wenn auch noch nicht die völlige und ganze Wahrheit, so doch nahezu die richtige Ursache für die Ausbauchung der Erde erkannt.

Moses konnte seine Freude über die gemachte Entdeckung gar nicht unterdrücken; er sollte aber auch bald genug den Hohn und Spott erdulden, den mancher Entdecker vor ihm schon erduldet hat. Denn als er nachmittags wieder zu seinem Lehrer ins „Cheder" kam, sagte er: „Ich weiß es schon, weshalb die Erde ausgebaucht ist!"

„Warum?" fragten alle Schüler mit dem Lehrer zugleich.

„Weil Gott sie gedreht hat," gab er zur Antwort.

„Davon steht nichts geschrieben," sagte der Lehrer. „Wer hat dir so eine Narretei gesagt?" und alle Mitschüler höhnten: „Gott hat die Erde gedreht! Gott hat die Erde gedreht!" und lachten ihn aus.

Seitdem trug er Scheu, von seiner Entdeckung etwas zu verraten und irgend jemandem davon Mitteilung zu machen; innerlich aber machte ihn die gewonnene Einsicht ganz glücklich, und er hatte das Gefühl, als ob er der reinen, unverschleierten Wahrheit ins Angesicht geschaut hätte.

In der Töpferwerkstätte wurde, nachdem Moses sie verlassen, über ihn in sehr verschiedener Weise geurteilt. Genoska, die sich den Vormittag über größtenteils in der Küche zu schaffen gemacht und nichts von dem gehört, was Moses mit ihrem Vater gesprochen, faßte ihr Urteil in die wenigen Worte zusammen, er sei gar gutherzig. Dies habe sich sogleich gezeigt, da er dem Hans, der ihm doch sehr weh getan, so ganz ohne Groll entgegengetreten. Dies mußte Hans nun allerdings gelten lassen, da er es ja nicht leugnen konnte; allein er meinte, im ganzen sei der Moses doch ein naseweiser und sehr vorlauter Judenbub und mache sich mit seinem ewigen Warum und Wie und Weshalb sehr lästig. Der Meister aber verwies dem Gesellen diese Lieblosigkeit und sagte, der Moses sei ein gescheiter, aufgeweckter Bursche, und er habe nichts gesagt und nichts gefragt, was man tadeln könnte. Was ihn selbst angehe, meinte der Meister, so habe er sich bei der Arbeit nie so munter und aufgelegt gefühlt wie heute, und das habe einzig und allein Moses bewirkt durch seine gescheiten Fragen und Bemerkungen, mit denen er wohl auch noch einen ganz anderen als einen einfachen Töpfermeister aus der Fassung bringen könnte. Der könnt' ja über die Bibel mit einem Pfarrer reden! Kurz, meinte der Meister, er freue sich recht sehr, den Moses von nun an noch fleißig bei sich und auch wieder auf der Türschwelle dem Ofen gegenüber zu sehen. Hans seinerseits hätte gegen das Lob, welches dem Knaben hier erteilt wurde, nichts einzuwenden gehabt, wenn nur nicht auch Genoska so mit voller Seele darein mit eingestimmt hätte. Der Meister mochte den Knaben bis in den Himmel erheben, das war dem Gesellen gleichgültig, aber jedes Wort des Lobes, das von ihren Lippen kam, gab ihm förmlich einen Stich ins Herz. Er konnte sich aber nicht helfen und mußte geschehen lassen, was er zu hindern nicht vermocht. Denn in der Tat kam Moses seit dem Tage, da ihn der Meister bei sich eingeführt, fast jeden Abend in seinen freien Stunden in die Werkstätte, um entweder der ihm so lieb gewordenen Hantierung zuzusehen oder mit dem Meister zu plaudern, und was für den Gesellen hiebei das allerbedenklichste war, das konnte man leicht merken, es war der Umstand, daß auch Genoska, die für das Abendmahl in der Küche nicht so viel Zeit brauchte wie für das

Mittagmahl, an den Gesprächen zwischen ihrem Vater und Moses immer mehr Anteil nahm und zu den Bemerkungen, die er machte häufig genug ihren Beifall zu erkennen gab. Mehr als je machte sie sich jetzt, wenn Moses anwesend war, in der Werkstätte zu schaffen, räumte bald dieses dahin, jenes dorthin, gerade so, als ob kein Ding an seinem rechten Platze wäre; nach und nach war aber die anfängliche Schüchternheit einem ganz freien, heiteren und unbefangenen Verkehr gewichen. Hans hätte manchmal, wenn er merkte, daß sie absichtlich hereinkam, nur um mit Moses zu plaudern, obwohl sie sonst eben da nichts zu tun hatte, vor Wut bersten können, und doch hatte er kein Recht, ihr darüber auch nur den leisesten Vorwurf zu machen. Genoffa hatte keine Ahnung davon, daß sie durch ihren unbefangenen Verkehr mit Moses einen stämmigen zwanzigjährigen Burschen auf einen zwölfjährigen Knaben eifersüchtig gemacht. Ein einziger Trost war dem Gesellen geblieben. Von all der Qual, die ihm durch Moses bereitet worden war, mußte er mit dem heranrückenden Herbste befreit werden. Da Moses für die Studien bestimmt war, so mußte er den Heimatort verlassen und mit den Besuchen in der Werkstätte hatte es dann ein Ende. „Aus den Augen, aus dem Sinn!" dachte Hans, und wenn der Judenbub erst einmal fort ist, dann werde sich auch Genoffa ändern.

Auch Moses, wie gerne er die Töpferwerkstätte besuchte, sah der Zeit, die ihn seiner Bestimmung zuführen sollte, hoffnungvoll entgegen; noch stand aber die Juni-Sonne hoch am Himmel und bis zum Oktober, dem Beginn des neuen Schuljahres, hatte es noch seine gute Weile.

In dieser Zwischenzeit mußte der Knabe fähig gemacht werden, die Prüfung aus der dritten Hauptschulklasse abzulegen, weil er sonst ins Gymnasium nicht eintreten konnte. Ein junger Mann aus dem benachbarten Städtchen, Simson Deutschländer, über den man erfahren, daß er schon manchen Knaben zu einer solchen Prüfung geführt, wurde aufgenommen, Moses den bezüglichen Unterricht zu erteilen, und dieser Versuch war von dem besten Erfolge begleitet. Die Zeit verging, und als sich die Blätter anfingen gelb zu färben und der Herbstwind durch die Stoppelfelder fuhr, legte Moses die Prüfung ab und man brachte ihn aufs Gymnasium.

V.

Der Vater hatte in Wien mannigfache Geschäftverbindungen; deshalb zog er es vor, den Knaben nach der Kaiserstadt zu bringen, als auf das Gymnasium in dem nahe gelegenen Nikolsburg. Durch seine geschäftlichen Beziehungen zu einigen Wiener Häusern war Emanuel Kohn genötigt, die Residenzstadt einigemale des Jahres zu besuchen, und so verlor er doch den Knaben nicht ganz aus den Augen. Als Moses von der Heimat weggehen und sich von der Mutter verabschieden sollte, sagte die Magd, die eben das Zimmer aufräumte, zu der Frau Jetti Kohn: „Seh'n Sie sich ihn jetzt gut an, den Moses, Frau Kohn! Wie er jetzt weggeht von Ihnen, gehört er Ihnen nicht mehr an!" — „Dumme Person!" hatte die Mutter darauf geantwortet und entließ den Knaben, den der Vater wegführen sollte, aus ihren Armen. Und nachdem er gegangen war, da war es ihr so öde und leer in den Zimmern, die bisher der Knabe so belebt hatte. So lange von der Abreise des Knaben bloß gesprochen wurde und sie die Vorbereitungen für sie traf, hatte die gute Frau noch keine Ahnung davon, was es für eine Mutter bedeute, ein geliebtes Kind in die Fremde zu schicken. Niemals war ihr früher ihre Wohnung so groß erschienen wie jetzt. Sie ging aus einem Zimmer in das andere und konnte in keinem die nötige Ruhe finden, und die Worte der Magd, die sie „dumme Person" gescholten hatte, wollten ihr nicht aus dem Sinn. Mittlerweile war Moses in Wien bei einer Familie untergebracht, die dem Hause des Herrn Rosenthal, einem Geschäftfreunde des Emanuel Kohn, genau bekannt war, und befand sich, wie Herr Kohn nach der Rückkehr von Wien seiner Frau versicherte, in den besten Händen.

In diese Zeit der ersten Abwesenheit des Knaben fiel ein für das Haus Kohn wichtiges Ereignis; es war dies die Entscheidung eines langwierigen Prozesses, der dem sonst so glücklichen Geschäftmanne manche schlaflose Nacht gekostet hatte. Emanuels Vater, Nathan Kohn, war zu dem Pächter des herrschaftlichen Meierhofes in geschäftlichen Beziehungen gestanden. Dieser Pächter war ein gutmütiger Mann, aber eigensinnig; wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, war es keine leichte Sache, ihn davon abzubringen. Da geschah es einmal, daß er sich bei einem Geschäfte, das er mit

Nathan Kohn abgeschlossen, von diesem übervorteilt glaubte. In dieser Meinung, daß er von dem Juden betrogen worden sei, verweigerte er, als die Zeit herankam, die Zahlung der Summe, die Nathan Kohn zu fordern hatte und nannte den Juden einen Betrüger. Dies führte zu einem Prozesse, dessen Ende Nathan Kohn nicht erlebte und der von dem Sohne weitergeführt werden mußte.

Emanuel Kohn war reich genug, den Verlust jener Summe Geldes zu ertragen; aber nicht dieser Verlust, falls er den Prozeß verlieren sollte, war es, was ihm so manche Stunde verbitterte; was ihn schmerzte, war das Unrecht, das seinem Vater von dem Pächter zugefügt worden, und dies empörte ihn in innerster Seele. Hätte es sich bloß um das Geld gehandelt, so würde er sich zu einem gütlichen Ausgleiche herbeigelassen haben, ja er hätte ihn selbst angestrebt; aber wie die Sachen nun einmal standen, konnte von einem Ausgleich keine Rede sein. Emanuel Kohn war in die Geschäfte seines Vaters völlig eingeweiht, er wußte genau, um was es sich bei dem Abschlusse des Geschäftes mit dem Pächter gehandelt und welches der Irrtum war, in dem sich der Pächter befand. Den Makel des Betrügers hätte er bei einem gütlichen Ausgleich von dem Andenken seines Vaters nicht weggewischt; er mußte also dem Prozesse seinen Lauf lassen. Das Urteil des Gerichtes mußte zeigen, daß sein Vater in vollem Rechte gewesen; einzig und allein das Gericht konnte den Vater im Grabe noch von dem Schimpfe befreien, den ihm der Pächter durch den Vorwurf des Betruges zugefügt hatte.

Mittlerweile war vor Beendigung des Prozesses auch der Pächter gestorben und der Sohn des Pächters befand sich nun diesem Prozesse gegenüber in derselben Lage wie sein Gegner. Die Väter hatten den Prozeß begonnen und die Söhne führten ihn weiter. Für Emanuel Kohn war die Fortführung des Prozesses eine Herzenssache, ihm war es dabei um nichts zu tun, als die Ehre des Vaters zu retten; nicht also stand es auf der Seite des Gegners. Der Pächtersohn war leichtsinnig und hatte in wenigen Jahren fast alles verschwendet, was der Vater in vielen Jahren durch kluge Bewirtschaftung des Gutes erspart hatte; für ihn gestaltete sich dieser Prozeß daher zu einer Existenzfrage. Wenn er zur Zahlung der

Summe und der aufgelaufenen Gerichtkosten verurteilt wurde, war er ein ruinierter Mann.

So standen die Dinge, als eines Tages Emanuel Kohn von seinem Advokaten einen Brief erhielt, worin ihm die Entscheidung in seiner Prozeßangelegenheit contra Herrn von Birkenfeld für die allernächste Zeit in Aussicht gestellt wurde; zu wessen Gunsten, das war die große Frage, denn gerade hierüber hatte der Advokat nichts Bestimmtes erfahren können. Ich hoffe, wir siegen, schrieb der Advokat, denn unsere Sache ist eine gerechte.

Diese Mitteilungen versetzten den sonst so ruhigen Mann einigermaßen in Unruhe, und er konnte, als er des abends bei seiner Frau im Zimmer saß, der düsteren Stimmung, die sich seiner bemächtigte, nicht Herr werden; und nicht wie sonst saß er da im traulichen Gespräche mit seiner Frau, sondern schweigend und sorgenvoll das Haupt auf die Hand gestützt.

Seine Frau mißdeutete diese Stimmung völlig, indem sie deren Ursache in einer ganz anderen Richtung suchte, als wo sie wirklich lag. Für sie bestand kein Zweifel, es sei die Entfernung des Knaben aus dem Elternhause, was ihm Kummer bereite; sie fühlte Mitleid mit ihm und machte sich im Stillen Vorwürfe, daß sie mit solcher Hartnäckigkeit auf ihren Willen bestanden. Leise wie ein Schatten schlich sie im Zimmer auf und ab; sie schien mit sich zu kämpfen. Lange ging sie hin und her und wagte nicht ihn anzureden; endlich hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie blieb stehen hinter dem Lehnstuhl, in dem er saß; eine sanfte Hand legte sich ihm auf die Schulter und eine Stimme gar liebevoll nannte mit Zärtlichkeit den Namen: „Emanuel“.

Der aus seinen trübsinnigen Betrachtungen aufgeschreckte Mann hob den gesenkten Kopf in die Höhe, bog sich nach rückwärts und sein Auge ward getroffen von dem freundlichen Blicke seiner Frau, die sich jetzt auf die Armlehne des Sessels stützte, so daß er zu ihr empor schauen mußte.

„Emanuel!“ wiederholte sie nochmals mit der ganzen Zärtlichkeit ihres tief fühlenden Herzens.

„Was willst du, Jetti?“ fragte der Mann.

„Wollen wir ihn wieder heim kommen lassen?“

„Wen?"

„Wen? Du fragst? Nun, wen anders, als ohne den wir beide nicht leben können.

„Nicht leben können!" sagte Emanuel. „So etwas darf ein Mensch gar nicht sagen! Gott soll hüten vor allem, was der Mensch können muß!"

Bei diesen Worten stand er von dem Sessel auf und ging einigemale durchs Zimmer auf und nieder, gleich als ob er mit einem Gedanken, der ihm lange im Kopfe hin- und hergegangen, plötzlich fertig geworden wäre.

„So ist es nicht dies?" fragte die Frau.

„Ich hab' in diesem Augenblick an ihn gar nicht gedacht," gab er zur Antwort.

„Was ist es denn aber, was dich drückt?" fragte sie ängstlich.

„Der leidige Prozeß," sagte er, „der wird mich noch krank machen."

„Geld verloren, nichts verloren!" tröstete ihn die Frau; er aber sagte darauf: „Wie redest du nur? Als ob du mich nicht kenntest. Ist es mir denn um das Geld zu tun? Du weißt ja doch, was auf dem Spiele steht! Geld verloren, nichts verloren; aber Ehre verloren, alles verloren!"

„Hast du den Prozeß verloren?" fragte sie bestürzt.

„Noch nicht," sagte er, „aber die allernächste Zeit wird die Entscheidung bringen; und wenn ich den Prozeß verliere, so ist mein Vater im Grabe geschändet, ich stehe als der Sohn eines Betrügers da, und mit mir leidet die ganze ‚Gasse'. Du weißt es ja, wenn einer von uns fehlt, wie sie es gleich uns allen zurechnen. Bei ihnen mag einer auch etwas noch so schlechtes tun, wird es immer nur dem einen zugerechnet, der es getan hat. Wir aber werden immer alle für einen verantwortlich gemacht."

„Aber der eine bist du ja nicht," sagte sie mit Entrüstung.

„Das weißt du," sagte er, „und ich; aber wenn ich den Prozeß verliere, so bin ich's und dann heißt es: die Juden!"

„Ich hoffe, du wirst den Prozeß nicht verlieren," sagte die Frau. „Ich hoffe, du wirst ihn gewinnen! Du bist ja im Recht!"

„Das meint der Advokat auch," erwiderte er, „aber, weißt du,

wie der Rabbi Baruch Fränkel immer gesagt hat? Weil du gerecht bist, wirst du verlieren!"

Glücklicherweise hatte sich die paradoxe Behauptung des berühmten Rabbi Baruch Fränkel nicht bewährt. Die Entscheidung kam und sie war zugunsten des Emanuel Kohn ausgefallen.

Mit freudestrahlendem Gesichte stürzte Emanuel in das Zimmer seiner Frau, um ihr den Brief zu zeigen, den er soeben von dem Advokaten erhalten. Sie las:

„Euer Wohlgeboren! In aller Eile die Mitteilung, daß Sie in causa Kohn contra Birkenfeld obgesiegt haben. Alle gegen ihre Forderung erhobenen Einwendungen sowie alle auf ein fraudulöses Vorgehen von Seite Ihres verstorbenen Vaters hinzielenden Beschuldigungen wurden in letzter Instanz als null und nichtig abgewiesen. Die Ehre und das Andenken Ihres verstorbenen Vaters steht unangetastet da; Ihr Gegner aber ist zur Zahlung Ihrer Forderung sowie der aufgelaufenen Gerichtkosten verurteilt. Die Entscheidunggründe, wie sie in letzter Instanz festgestellt wurden, werden Ihnen Freude machen, wenn Sie sie lesen werden. Ich bitte Sie also um das Vergnügen Ihres Besuches und zeichne hochachtungvoll . . ."

Emanuel las den Brief, nachdem seine Frau ihn gelesen, noch einmal von oben bis unten, vom Datum angefangen bis herunter auf die höfliche Empfehlung an die Frau Gemahlin, die der Advokat, obwohl es ein Geschäftbrief war, in Rücksicht auf seine befreundete Stellung zum Hause Kohn niemals unterließ; er las den Brief noch einmal und noch einmal, gleich als wollte er sich überzeugen, daß er wache und nicht träume, um sich des köstlichen, ihn beseligenden Inhaltes nur um so mehr zu vergewissern. Wer die beiden Eheleute noch vor wenigen Wochen an jenem Abende in ihrem Kummer gesehen hätte, der würde es nicht geglaubt haben, daß dies dieselben Menschen seien; so sehr gehoben war bei ihnen beiden das Gemüt.

Wenn es wahr wäre, daß der Zufall Launen hat, so würde man ihm nachrühmen, daß er an diesem Tage bei guter Laune gewesen sei, denn außer dem Brief des Advokaten war auch ein Schreiben

von Moses eingelaufen, und die Mutter konnte sich an den lieben Schriftzügen nicht satt sehen. Der Brief lautete:

„Vielgeliebte Eltern!

Mir kommt es sehr komisch vor, daß ich einen Brief schreiben soll. Wenn ich bei uns daheim im Geschäft hab' manchesmal einen Brief vorlesen gehört, so ist darin immer nichts anderes gestanden als von Woll'; hundert Zenten Woll' und fünfzig Zenten Woll' oder so etwas, und ich habe hier nichts zu schreiben von Woll', sondern höchstens von meiner lateinischen Grammatik, die gar nicht so schrecklich ist, als man sie macht. Nur die Ausnahmen bei der dritten Deklination, die sind schwer, aber ich hab' sie schon auswendig gelernt und fürcht' mich nicht mehr davor. Ich weiß auch schon eine Menge lateinischer Wörter, wie z. B. der Lehrer heißt magister, der Schüler discipulus, und wenn es der Lehrer und meine ehemaligen Mitschüler verstehen möchten, könnte ich sie schon auf Lateinisch grüßen lassen. Das möchte heißen: Moses discipulus salutat magistrum hebraicum et omnes condiscipulos. Das letztere könnte auch heißen: omnesque condiscipulos, weil die Silbe que angehängt so viel ist wie et; aber der Lehrer versteht das ja nicht und er müßt' sich's erst vom Pfarrer übersetzen lassen, ist also besser, ich grüße ihn und auch die Mitschüler auf Deutsch. Mir geht es sehr gut. Jeden Sonntag, wenn ich mein Pensum gemacht habe, gehe ich zum Herrn Rosenthal. Wir bekommen nämlich jedesmal auf den Sonntag eine deutsche Aufgabe, die müssen wir ins Lateinische übersetzen, das heißt man das Pensum, wie z. B. magister laudat bonum discipulum, das heißt auf Deutsch: der Lehrer lobt den guten Schüler. Der Herr Rosenthal sagt, da es jetzt schon auf die Weihnachten los geht, so soll ich Euch Rechenschaft ablegen über meine Fortschritte, ich weiß aber nicht, wie man das macht, daß man Rechenschaft ablegt und ich hab' mich geschämt, den Herrn Rosenthal zu fragen. Der Professor ist ein strenger Mann, da heißt es, beständig fort aufpassen, was er sagt. Wenn er etwas fragt und zeigt auf einen mit dem Finger, da muß derselbige gleich aufstehen und antworten, z. B. tertia persona pluralis plusquamperfecti indicativi activi von amo amare, so muß derselbige schnell sagen:

amaverant, und das muß gehen Schlag auf Schlag. Wie man da eine falsche Antwort gibt, so kriegt man ein ‚Ganserl‘, aber kein gebratenes, sondern einen Dreier in den Katalog hinein. Ich hab' bis jetzt noch keinen bekommen. Wie ich neulich Sonntag bei Herrn Rosenthal gewesen bin, hat mir die Fräulein Bertha ein Buch geschenkt. Ich mach' es auf, ist gar nichts darin, nichts geschrieben, nichts gedruckt. Ich frag' sie, was ich mit dem Buch anfangen soll. Das ist ein Tagebuch, sagt sie, da soll ich jeden Abend hineinschreiben, was sich an demselbigen Tag ereignet hat und was mir eingefallen ist. Zu was soll ich das? frag ich; sie sagt darauf, es ist so etwas einmal in späterer Zeit eine angenehme Erinnerung. Darauf bringt sie mir ihr Tagebuch und zeigt mir, was sie jeden Tag hineinschreibt, wo sie hingegangen ist und mit wem sie gesprochen hat und was der und der gesagt hat, und richtig hat mich die kleine Hex auch schon hineingeschrieben. Der Herr Rosenthal heißt seine Tochter immer die kleine Hex, und so hab' ich sie auch die kleine Hex' geheißen. Sie ist größer als ich, aber ich hab' sie doch die kleine Hex' geheißen. Hat sie mir eine aufs Maul gegeben; aber es hat mir nicht weh getan, und sie hat es gleich darauf bereut und hat gesagt, ich darf sie kleine Hex heißen; ich tue es aber nicht und just heiß' ich sie Fräulein Bertha. Sie ist aber sehr gut, so wie Genofka, nur ist sie übermütig, was Genofka nicht ist; das kann ich mir auch gut erklären. Berthas Vater ist der reiche Herr Rosenthal und Genofkas Vater ist der arme Töpfer Martinek. Ad vocem Genofka. Ad vocem heißt: zu dem Worte, oder — weil wir gerade davon reden, — ich laß den Töpfermeister und Genofka grüßen und den Gesellen auch, obwohl ich weiß, daß der mich nicht gern hat. Den Lehrer lass' ich besonders grüßen. Jetzt seh' ich erst, was ich bei ihm alles gelernt hab'. Beim Religionlehrer Breuer bin ich der beste Schüler, weil ich aus dem Hebräischen alles übersetzen kann, was er mich fragt, und die Wiener Kinder können nichts, sie lernen kein Hebräisch; stellt er mich immer als Muster auf. Freitag abend geh ich mit dem Herrn Rosenthal immer in den Tempel; da hab ich den Sulzer singen gehört mit dem Chor, was sehr schön ist, und im Theater bin ich auch schon gewesen mit dem Herrn Rosenthal und der kleinen Hex', will ich sagen, Fräulein Bertha. Auf-

geführt hat man ein Stück, das heißt: ‚Einen Jux will er sich machen'. Da kommt herein der Nestroy und der Scholz. Der Vater wird das Stück gewiß schon gesehen haben; man gibt es im Karl-Theater. Wenn die Mutter das Stück sehen möcht', möcht' sie sich krank lachen. Und jetzt bin ich mit dem ganzen Papier schon fertig und das ist sehr gut, weil ich gar nicht mehr weiß, was ich schreiben soll; also bleib' ich in Dankbarkeit Euer

Moses."

Diese kindlich-kindische Heiterkeit des Knaben erfreute die Eltern sehr. Der Vater machte zwar die Bemerkung, daß Moses alles durcheinander mische und tue Kraut und Rüben in einen Sack, die Mutter aber sagte liebevoll: „Was willst du verlangen von einem zwölfjährigen Knaben? Er ist ja noch ein Kind, und es ist ja der erste Brief, den er schreibt. Wenigstens sieht man doch, daß er ihn selber verfaßt und daß ihm niemand diktiert hat. Und das ist mir doch viel lieber so! Die Hauptsache ist, daß er sich glücklich fühlt, und das ersieht man aus dem Brief."

„Du hast recht," sagte Emanuel, „heute können wir uns einen guten Tag machen! Diese zwei Briefe machen auch uns glücklich. Nur eines ist bei der Sache," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „was mir die Freude verdirbt."

„Was ist das?" fragte die Frau.

„Der jetzige Pächter," antwortete er, „hat leichtsinnig gewirtschaftet: nicht so, wie sein Vater. Man spricht verschiedenes über seine Verhältnisse. Man sagt von ihm, er wird nicht imstande sein, den Pachtschilling zu bezahlen; und wenn er den nicht zahlt, wird ihm von der herrschaftlichen Güterverwaltung gekündigt und er muß fort von dem Meierhof."

„Das ist traurig," sagte die Frau, „ich bedauere ihn sehr!"

„Ich auch," sagte Emanuel. „So lange der Prozeß unentschieden war, hab' ich an nichts anderes gedacht, als an die Aufrechterhaltung meines guten Namens; jetzt aber, da meine Ehre gerettet ist, jetzt denke ich an ihn und sein Unglück."

„So hilf ihm!" sagte die Frau.

„Sehr gern will ich das," entgegnete er, „die Frage ist nur: Wie? Er ist jähzornig und stolz. Kann ich wissen, wie er es auf-

nimmt? Wird er nicht zu stolz sein, wenn ich ihm entgegenkomme, mein Anerbieten anzunehmen? Kann er es nicht so auffassen, als ob ich, der reiche Jude, ihn auf diese Art demütigen wollte? Denk dir nur: Er, der Herr von, gedemütigt von einem Juden! Es ist eine heikle Sache."

„Überlaß es mir," sagte die Frau.

„Ich kann dich dem nicht aussetzen, was er in seinem Jähzorn beginnt," sagte Emanuel.

„So werd' ich mit seiner Frau reden," sagte sie.

„Das ist etwas anderes," erwiderte er, „das ist ein guter Einfall. Ich will dir keine bestimmten Vorschriften mitgeben; ich bin überzeugt, daß du das richtige treffen wirst."

„Du wirst mit mir zufrieden sein," sagte die Frau, und dabei blieb es.

Bald ward es im ganzen Orte bekannt, daß der Meierhofpächter den Prozeß endgiltig verloren, und sowohl in wie außerhalb der „Gasse" hörte man von nichts anderem reden. Die Glossen aber, die über die Entscheidung gemacht wurden, klangen sehr verschieden. Im Stadtwirthaus schimpfte man auf die Juden, diese Betrüger, die in der ganzen Welt alles Geld an sich reißen und Bürger und Bauer arm machen. Daß der Jud' den Prozeß gewonnen hat, meinte der eine, beweist noch nicht, daß sein Vater kein Betrüger gewesen, der Kohn hat viel Geld und mit Geld richtet man alles.

Ein alter Häusler, der den verstorbenen Nathan Kohn sehr genau gekannt hatte, bemerkte hierauf, der alte Kohn sei ein ehrlicher Mann gewesen, und der Emanuel Kohn sei es auch, und wer es anders sage, sei ein Verleumder; auch kann man nicht annehmen, daß sich die Gerichte so mir nichts dir nichts bestechen lassen.

„Das hab ich nicht gesagt," rief jetzt der erste, da ihn diese Bemerkung in die Enge getrieben, „das hab ich nicht gesagt; von den Gerichten hab ich gar nicht gesprochen. Hat jemand gehört, daß ich von dem Gericht etwas gesagt hab? Ich hab nichts gesagt, als das, was ohnehin jedermann weiß, daß die Juden Betrüger sind."

„Die findet man bei uns Christen auch," sagte der Häusler.

In dieser Weise wurde das Gespräch weitergeführt. In der „Gasse“ war die gerichtliche Entscheidung mit doppelter Freude begrüßt worden; fürs erste war die Rechtschaffenheit des verstorbenen Nathan Kohn allgemein bekannt, und niemand hat ihm zugemutet, daß er sich eines Betruges schuldig gemacht hätte; zweitens aber freute man sich, weil diese Entscheidung eines so langwierigen Prozesses den Beweis lieferte, daß ein Jude, bloß darum, weil er Jude ist, nicht zu fürchten braucht, in Handel und Wandel um sein Recht verkürzt zu werden.

Auf dem herrschaftlichen Meierhofe herrschte Bestürzung und bange Verzweiflung. Mit vor Schrecken verzerrter Miene saß der arme Herr von Birkenfeld in seiner Stube, auf Mittel sinnend, wie aus der trostlosen Lage herauszukommen wäre. Vergebens suchte ihn seine Frau zu trösten und seinen gesunkenen Mut aufzurichten; er sah keinen Ausweg. Was sollte er tun? Mit dem Pachtzins im Rückstande bleiben, das hätte ihn bei der Gutverwaltung um allen Kredit gebracht; den Prozeßgegner um Aufschub bitten, das ging ihm noch mehr gegen den Strich. Den Erzfeind um Gnade anflehen, das beleidigte seinen Stolz zu sehr. Da erinnerte er sich jenes Verwandten, der in einer Stadt in Süddeutschland lebte und ein großes Vermögen besaß; an diesen dachte er sich zu wenden. Es war dies sein Vetter, der Sohn von dem Bruder seines Vaters, der führte mit ihm denselben Familiennamen, ist also ein naher Blutverwandter. Der wird ihn in seiner trostlosen Lage nicht untergehen lassen. In diesem Plane sah er den einzigen Rettunganker; allein mit welcher Lebhaftigkeit er den Gedanken auch ergriffen, nur zu bald erkannte er die Ungebührlichkeit eines solchen Schrittes und wie wenig er auf diesem Wege auf Erfolg zu rechnen habe. Die beiden Brüder, die Väter dieser Vettern, hatten sich schon in früher Jugend miteinander nicht vertragen, häufig genug war Zwist zwischen ihnen noch im elterlichen Hause gewesen; als sie dann auseinander gegangen, ging ein jeder von beiden seine Wege und kümmerte sich nicht um den andern. Als es nun vollends nach dem Tode ihrer Eltern zur Teilung der Erbschaft kam, da zeigte sich die Feindseligkeit und Verbitterung, die sie gegeneinander hegten, in der vollen Stärke. Sie sahen sich seit jener Zeit niemals wieder.

So waren die Väter, und die Söhne dieser Väter, die beiden Vettern, sie kennen sich nicht, sie sind einander fremd, es besteht trotz der nahen Verwandtschaft kein Band zwischen ihnen, das sie aneinander geknüpft hätte. Und an diesen Vetter sollte er sich wenden? Wie sollte er die Beziehungen anknüpfen? Ja, wenn er hätte schreiben können als Vetter, als Verwandter, einen Herzenerguß, in dem das Bedürfnis, dem Blutverwandten persönlich näher zu treten, ausgedrückt worden wäre, das hätte einen Sinn; aber — unter einem in demselben Briefe gleichzeitig als Bittsteller auftreten, das war zu plump, das hieße die freundschaftlichen Gefühle als Maske für seine Selbstsucht heucheln, und die Heuchelei wäre gar zu durchsichtig gewesen."

„Und doch," sagte er sich, „es gibt keinen anderen Ausweg!"

Wie mechanisch setzte er sich an den Schreibtisch, ergriff die Feder und versuchte zu schreiben. Vergebens, er konnte das richtige Wort nicht finden. Er fing an, strich wieder durch; das Geschriebene befriedigte ihn nicht. Die Worte waren ihm zu kalt, sie drückten das nicht aus, was er sagen wollte. Wieder fing er an, und wieder strich er durch, was er geschrieben. In seinem Hirn hämmerte und pochte es wie von gewaltigen Hammerschlägen.

Es war ein schöner und klarer Dezembertag, ein wahres Weihnachtwetter. Eine glänzende, von den schrägen Strahlen der Wintersonne glitzernde Schneedecke lag weithin ausgebreitet rings in der Landschaft. Die Stille und der Friede in der Natur bildeten einen seltsamen Kontrast zu der das ganze Gemüt aufwühlenden Unruhe seines Herzens. Da öffnete sich die Türe und seine Frau trat herein mit einem Briefe in der Hand, den sie ihm überreichte.

„Der ist ja an dich adressiert," sagte er.

„So mach' ihn auf, es ist ja alles eins," sprach die Frau.

Er öffnete den Brief und las:

„Euer Wohlgeboren! Hochverehrte Frau!

Ich erlaube mir die Anfrage, ob Sie mir für eine kurze Unterredung einige Minuten gestatten können.

Hochachtungvoll

Henriette Kohn."

Verblüfft schauten Mann und Frau einander an.

„Was mag die Jüdin von dir wollen?“ fragte der Herr v. Birkenfeld.

„Was meinst du,“ sagte die Frau, „was soll ich antworten?“

„Wer hat den Brief gebracht?“

„Eine Magd aus der Judengasse. Wahrscheinlich ihre Magd.“

„Hören wir, was sie will,“ sagte er; die Frau verließ das Zimmer und kam, nachdem sie der Magd, die auf Antwort gewartet, Bescheid gegeben, wieder zu ihrem Mann ins Zimmer zurück. Mit Spannung und Neugierde sahen sie dem angekündigten Besuche entgegen und ergingen sich in allerlei Vermutungen. Nach kurzer Frist vernahmen sie von ferne her jenes erst leise, dann immer lauter und lauter werdende Klingen der Schellen, das einen herankommenden Schlitten verkündigt. Der Schlitten war stehen geblieben, und keine halbe Minute verrann, so pochte es an die Türe.

Auf das doppelstimmige „Herein“, das Herr und Frau von Birkenfeld zugleich gerufen, öffnete sich die Türe, und herein trat Frau Henriette Kohn.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ begann Frau Kohn mit einer leichten Neigung des Kopfes gegen Herrn v. Birkenfeld, „man hat mich draußen auf meine Anfrage hieher gewiesen.“

„O, ich bitte,“ sagte Herr v. Birkenfeld, „Sie wollen mit meiner Frau sprechen. Ich entferne mich sogleich,“ und mit diesen Worten wollte er das Zimmer verlassen. Frau Kohn aber sagte: „Herr v. Birkenfeld, wenn ich Sie darum bitten darf, so bleiben Sie; denn nur, weil ich als Weib es passender gefunden habe, mich an die Frau Gemahlin zu wenden, habe ich den Brief nicht an Sie gerichtet. Was ich aber mitzuteilen habe, kann Ihnen kein Geheimnis bleiben, und die Erfüllung meiner Bitte hängt ja doch vorzugweise von Ihnen ab.“

„Ich bitte Platz zu nehmen,“ sagte Frau v. Birkenfeld. Frau Kohn nahm Platz, und die beiden Eheleute setzten sich ihr gegenüber.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Herr v. Birkenfeld.

„Ich will damit beginnen, Herr v. Birkenfeld,“ sagte Frau Kohn, „Sie zu bitten, daß wir in diesem Augenblicke gegen die beiden Verstorbenen, durch deren Zwist wir unfreiwillig zu Gegnern

geworden sind, keine Rekriminationen erheben. Ihr Herr Vater meinte, er war im Recht, mein Schwiegervater meinte, er war im Recht, und das ist ja ganz natürlich; sonst hätten sie ja keinen Prozeß geführt."

„Das ist richtig," sagte Herr v. Birkenfeld, und Frau Kohn fuhr fort: „Lassen wir also das Vergangene vergangen sein und beschäftigen wir uns ganz ausschließlich mit der Gegenwart."

„Das können Sie mit leichtem Herzen," sagte Herr v. Birkenfeld, „aber ich — —"

„Betrachten Sie," sagte Frau Kohn schüchtern und zögernd, wie wenn sie jemanden zu beleidigen fürchtete: „den Prozeß als gewonnen!"

Ein bitteres Lachen von Seite des Herrn v. Birkenfeld war die Antwort auf diese sonderbare Aufforderung. Es entstand eine kurze Pause, und Herr v. Birkenfeld beendigte sie mit den Worten: „Gelinde ausgedrückt, muß ich Ihnen sagen, Frau Kohn, daß ich den Vorschlag, den Sie mir da gemacht haben, wenn ich ihn nicht als eine boshafte Ironie betrachten soll, einfach nicht verstehe. Sie sagen, ich soll den Prozeß als gewonnen betrachten. Wie kann ich ihn als gewonnen betrachten, nachdem ich ihn verloren habe?"

„Gestatten Sie," sagte Frau Kohn, „daß ich Ihnen die Möglichkeit einer solchen Auffassung der Sache auseinandersetze."

„Ich bin begierig," sagte er und rückte seinen Stuhl etwas näher, und sie fuhr fort: „Wie soll ich es anfangen, Ihnen die Überzeugung beizubringen, daß dieser unselige Prozeß von seiten unseres Hauses nicht des Geldes wegen geführt wurde."

„Sehr merkwürdig," sagte Herr v. Birkenfeld, „aber weshalb wurde er denn geführt?"

„Ihr Befremden," sagte Frau Kohn, „über diese meine Äußerung flößt mir wenig Mut ein, und doch kann ich nicht von hinnen gehen, ohne Ihnen diese Überzeugung beigebracht zu haben."

„Nehmen wir an, es wäre so," meinte der Pächter.

„Nehmen wir an," entgegnete Frau Kohn, „das soll wohl heißen: wir geben es aber nicht zu. Leider besteht gegen uns Juden das Vorurteil, das wir kein höheres Interesse kennen, als den Gelderwerb; seien Sie versichert, Herr v. Birkenfeld, es gibt für uns

Juden höhere Güter als das Geld. Der gute Name unseres Hauses steht aufrecht. Damit begnügen wir uns."

„Und was folgt daraus?" fragte Herr v. Birkenfeld.

„Ich habe es schon gesagt und wiederhole es, daß ich Sie bitte, den Prozeß, was die Geldangelegenheit betrifft, als gewonnen zu betrachten."

„Das heißt," sagte der Pächter, „der reiche Emanuel Kohn schenkt einem armen Teufel von Meierhofpächter die paar Gulden! Und glauben Sie, daß ein Edelmann dies annehmen kann?"

„Herr v. Birkenfeld," sagte Frau Kohn, „ich bitte Sie, nicht diesen Ton! Kehren sie in diesem Augenblicke nicht den Edelmann gegen den Juden heraus, und weisen Sie nicht stolz und schroff die Hand zurück, die Ihnen die Wunde verbinden will, an der Sie zu verbluten in Gefahr sind."

„Wer hat das gesagt?" rief der Pächter mit zorniger Stimme.

„Wir wissen alles," sagte Frau Kohn fest und bestimmt, „wenn es aber hier nicht so steht, so ist es ja um so besser, und meine Aufgabe ist beendet."

Gebrochen, und keines Wortes mächtig sank der Pächter in den Stuhl zurück, aus dem er sich in der Aufwallung erhoben hatte; Frau Kohn aber, an die Pächterin sich wendend, fuhr fort; „Frau v. Birkenfeld, ich bitte Sie, besänftigen sie ihn, wir meinen es gut."

„Ich glaube Ihnen," sagte die Pächterin, indem sie aufstand, „seien Sie überzeugt, er wird sich beruhigen! Wir weisen Ihre Hand nicht zurück!"

„Jetzt erst fühl' ich mich auf sicherem Boden," sagte Frau Kohn, „das ist eine Sprache, die aus dem Herzen kommt, jetzt erst wage ich alles zu sagen, was ich zu sagen habe."

„Es mag sein, was es will," sagte die Pächterin, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich von dem Augenblicke an, da Sie hier eingetreten, frischen Mut gefaßt und neue Hoffnung gewonnen habe, daß wir nicht untersinken."

„Nehmen Sie dieses Papier," sagte Frau Kohn, und sie entfaltete das Blankett eines Primawechsels, versehen mit einem Akzept von Emanuel Kohn. „Seien wir ganz offen gegeneinander," fügte sie hinzu, „Sie sehen, diese Zeile ist offen geblieben. Bitten sie den

Herrn v. Birkenfeld, die offengelassene Stelle mit dem Betrag Ihres Pachtzinses auszufüllen."

„Sie sind der gute Geist unseres Hauses," sagte die Pächterin, fiel der Frau Kohn um den Hals, und die beiden Frauen lagen einander in den Armen.

„Wenn unsere Väter so miteinander gesprochen hätten, es wäre nicht so weit gekommen," sagte der Pächter mehr zu sich selbst als zu den anderen.

„Lassen wir die Toten ruhen," sagte Frau Kohn, die sich inzwischen aus der Umarmung wieder frei gemacht hatte. „Unser Lehrer Moses lehrt uns: ‚Es sollen nicht sterben die Väter wegen der Kinder, und die Kinder sollen nicht sterben wegen der Väter, denn jedermann, nur für seine eigene Sünde soll er sterben.'"

„Das ist ein göttlicher Gedanke," sagte Herr v. Birkenfeld.

„So lehrt uns unser Lehrer Moses," wiederholte die Frau, während der Pächter auf sie zutrat, ihr die Hand reichte und sagte: „Nun will ich auch gegen Sie offen sein! So wissen Sie es denn, Sie haben mir das Leben gerettet! Ich werde Ihnen diese Stunde nie vergessen, und ein neues Leben werde ich jetzt beginnen."

„Ich begnüge mich mit dem Bewußtsein," sagte Frau Kohn, „Ihr Haus mit dem meinigen versöhnt zu haben."

„Versöhnt," sagte der Pächter, „und befreundet, wenn Sie mich Ihrer Freundschaft für würdig erachten."

Mit solcher Herzlichkeit hatte diese Unterredung ausgeklungen, die (von der einen Seite mindestens) mit so feindseligen Gefühle begonnen wurde. Das Haus Birkenfeld war gerettet. Frau Kohn hatte ihre Aufgabe gelöst.

„Das ist eine großartige Frau," sagte der Pächter, nachdem sie sich verabschiedet hatte.

„Eine vornehme Natur," ergänzte die Pächterin.

„Eine adelige Gesinnung."

„Sagen wir lieber, eine echt menschliche," entgegnete die Pächterin, die von bürgerlicher Abkunft war, und sie suchten einander an Loberhebungen zu überbieten.

In der Freude seines Herzens setzte sich Herr v. Birkenfeld hin,

den Brief an seinen Vetter zu schreiben, zu welchem er früher den Anfa ng nicht hatte finden können.

„Kann ich mir," sagte er zu sich selbst, „einen besseren Anfang denken, als diesen?" und er begann:

„Moses, der Lehrer des israelitischen Volkes, lehrt: Es sollen nicht sterben die Väter wegen der Kinder, und die Kinder sollen nicht sterben wegen der Väter; denn jederman, nur für seine eigene Sünde soll er sterben."

Der Anfang war gefunden, und das Weitere ergab sich und floß ihm aus der Feder, als ob ihm jemand diktiert hätte; und wenn der entfernte unbekannte Vetter nicht jeder edleren Regung unzugänglich war, so mußte sich für die Zukunft zwischen beiden ein schönes Verhältnis entwickeln.

Frau Henriette Kohn aber, als sie von dem Meierhof nach Hause kam, sagte zu ihrem Gatten: „Jetzt erst hast du den Prozeß gewonnen!" Sie teilte ihm das Wichtigste über den Verlauf der Unterredung mit und sagte: „Wir werden natürlich die Sache nicht an die große Glocke hängen!" Emanuel aber entgegnete: „Die Sache könne unmöglich geheim bleiben; man werde ja sehen, wie sich die Verhältnisse auf den Meierhof geändert haben. Wir können schweigen," fügte er hinzu, „aber er wird nicht schweigen können."

In der Tat hatte es für die Leute in und außerhalb der Gasse keine Schwierigkeit, zu erfahren, wie die Dinge stehen. Man hatte die Frau Kohn zum Meierhof fahren gesehen, man hatte beobachtet, daß sie sich ziemlich lange aufgehalten; die Dienstboten hatten in begreiflicher Neugierde an der Türe horchend, manches Wort erschnappt, und zu allem Überfluß hatte es der Pächter jedem, der es hören wollte, mit eigenen Worten verkündigt, er sei in Verzweiflung gewesen und wollte sich das Leben nehmen, und die Juden haben ihm das Leben gerettet.

VI.

Emanuel und Jetti Kohn waren glücklich, und ihr Sohn Moses war es auch. Der Brief, den er an seine Eltern geschrieben, war keineswegs das Resultut einer vorübergehenden, übermütigen Laune; der Brief drückte vielmehr den glücklichen Zustand, in dem

sich Moses unter den fortwährend neuen Eindrücken in der volkreichen Kaiserstadt befand, in Wahrheit vollkommen aus. Aus dem kleinen Städchen, wo er seine Kindheit verlebte, in das drängende Getriebe einer großen Weltstadt versetzt, ließ er die bunten und farbigen Bilder, die sich seinem ungewohnten Auge auf Schritt und Tritt darboten, mit Entzücken auf sich wirken. Dieses Häusermeer, diese engen, hohen und winkeligen Gassen, diese Menschenmenge, die prachtvollen Gebäude mit dem altergrauen Gemäuer, die Bastei, die Tore der Stadt, das Glacis, die vielen Kirchen, die hohen Türme, besonders der Stefanturm, dann wieder die bunten Auslagen vor den Kaufmanngewölben, das alles strömte mit dem Reiz der Neuheit auf den Knaben ein. Herr Rosenthal, der Geschäftfreund seines Vaters, nahm sich seiner in liebevoller Weise an und war bestrebt, ihm nach und nach die Merkwürdigkeiten der Residenz zu zeigen. Da ging es einmal ins Belvedere, ein andermal nach Schönbrunn, einmal in den Prater, ein andermal in die Ambraser Sammlung, und so gab es des fröhlichen Schauens kein Ende. Bei jedem solchen neuen Gange fühlte sich Moses in eine neue Welt versetzt, und die Dinge wirkten mächtig auf sein empfängliches Gemüt.

Schon kurze Zeit nach Beginn des Schuljahres hatte er ein für einen Gymnasialschüler großes Erlebnis. Der Geographie-Professor erklärte den Schülern den Wechsel von Tag und Nacht. Moses lauschte der Auseinandersetzung mit atemloser Spannung, und da er von der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse vernahm, rief er unwillkürlich und ohne Rücksicht auf den Ort, wo er sich befand, in freudiger Erregtheit: „Deshalb ist auch die Erde in der Äquatorgegend ausgebaucht und an den Polen abgeplattet." Der Professor, verwundert über diesen Ausruf, fragte ihn, was er damit sagen wolle, und Moses antwortete, die Erde müsse ausgebaucht sein, weil sie sich drehe. Auf die weitere Frage des Professors, woher er von diesem Zusammenhange Kenntnis habe, erzählte Moses schlicht und treuherzig, er habe es in seiner Heimat in der Töpferwerkstätte gesehen, wie sich der Ton unter der Hand des Töpfers erweitert und ausbaucht, sowie die Scheibe gedreht wird.

„Du hast gut beobachtet, und deine Aufmerksamkeit in der

Töpferwerkstätte verdient Lob; allein hier hast du durch deinen Ausruf den Unterricht gestört, und dafür wirst du den Satz, den du ohne Aufforderung aufgesagt hast, zur Strafe zwanzigmal abschreiben."

Moses hatte noch nie eine Strafe bekommen; es war dies zum erstenmal, und er schämte sich vor den Mitschülern. Er fühlte aber doch zugleich auch einige Befriedigung darüber, daß ihn der Professor nur dafür gestraft, daß er unaufgefordert gesprochen, nicht aber dafür, was er gesprochen. Der Professor gab ihm über den Zusammenhang der Drehung der Erde mit ihrer Ausbauchung am Äquator zwar keinen Aufschluß, aber er hatte ihn durch seine Frage indirekt darüber belehrt, daß ein solcher Zusammenhang bestehe, und diesen Zusammenhang hatte er schon in seiner Heimat, ohne daß es ihm jemand gesagt hat, von selber herausgefunden. Die Sache ist doch nicht so dumm, wie mein Lehrer daheim gemeint hat. Nur über eines hätte er gern noch Aufklärung erhalten. Daß die Erde ausgebaucht ist, weil sie sich dreht, das war nun kein Zweifel mehr: aber wieso dreht sich die Erde? Daß sie Gott dreht, davon hatte der Professor nichts gesagt, sondern nur davon, daß sich die Erde in vierundzwanzig Stunden einmal um ihre eigene Achse dreht. Die Phantasie von der Riesentöpferscheibe, auf der Gott selber die Erde dreht, mußte er nun fallen lassen; aber woher kommt es, daß sie sich dreht? Diese Frage ging ihm jetzt im Kopfe herum.

Als er des Abends an seinen Schreibtische saß und den Satz: „Deshalb ist auch die Erde in der Äquatorgegend ausgebaucht und an den Polen abgeplattet" zwanzigmal nacheinander niederschrieb, fiel ihm etwas auf, was ihm bisher nicht aufgefallen war. Er hatte bisher bei dem Gedanken an die Drehung immer nur an die Ausbauchung gedacht; diese hatte er in der Werkstätte des Töpfermeisters aus eigener Anschauung kennen gelernt. Die Abplattung an den Polen hingegen kannte er aus eigener Anschauung nicht; an diese dachte er daher auch nicht, wenigstens nicht mit der Lebhaftigkeit, wie an die Ausbauchung. Und wenn ihm der Satz, den er jetzt zwanzigmal niederschrieb, auch sehr geläufig gewesen und er ihn wörtlich im Kopfe behielt, so sagte er das von der Abplattung an den Polen doch eigentlich nur mechanisch nach, ohne sich daran zu

erwärmen. Jetzt aber, durch das wiederholte Niederschreiben auf jedes einzelne Wort des Satzes seine Aufmerksamkeit richtend, erkannte er erst, daß die Drehung der Erde nicht nur die Ausbauchung in der Äquatorgegend, sonderen auch die Abplattung an den Polen bewirke; es muß also, sagte er sich, zwischen der Ausbauchung auf der einen und der Abplattung auf der anderen Seite auch ein Zusammenhang bestehen. Aber welchen? Das war wieder eine neue Frage.

Der Quartier- und Kostherr, unter dessen Aufsicht er stand, kam ins Zimmer, sah ihm über die Schulter aufs Papier und: „Was machst du denn da, Moses?“ fragte er, „du schreibst ja immer wieder dasselbe! Das ist sicher eine Strafaufgabe! Was hast du denn angestellt? Das werd' ich dem Herrn Rosenthal sagen.“

Die Schamröte stieg dem Knaben ins Gesicht, und er war unfähig, etwas zu erwidern.

Aus dieser Verlegenheit befreiten ihn die zwei Knaben des Kostherrn im Alter von acht und sechs Jahren, die in diesem Augenblicke in das Zimmer hereinstürzten mit dem Rufe: „Papa! Papa! sieh' her, was uns die Mama gebracht hat.“ Bei diesem Ausrufe zog der ältere von beiden, der den Gegenstand in der linken Hand hielt, mit der rechten rasch an einer Schnur und ließ hierauf das Ding zur Erde fallen, und das drehte sich und drehte sich summend auf der Erde lange, lange Zeit, ganz aufrecht auf einer Spitze; nach und nach wurde die Bewegung langsamer, es traten Schwankungen ein nach rechts und links, und endlich hörte die Drehung ganz auf, und das Ding lag nun da wie tot auf der Erde. Es war ein Kreisel. Das Spiel wurde einigemale wiederholt zum Ergötzen der beiden Knaben, die sich an den Drehungen des Kreisels nicht satt sehen konnten, während der Vater in der Freude über die Freude der Kinder vergaß, den ihm anvertrauten Pflegling weiter zu inquirieren. Moses aber, der dem Spiele des Kreises mit Aufmerksamkeit zugesehen, erkannte hier wieder durch die lebendige Anschauung, daß eine drehende Bewegung möglich sei, ohne daß jemand vorhanden ist, der da dreht. Das war ein erfreulicher Aufschluß. Wenn sich dieses Ding da — er erfuhr bei dieser Gelegenheit erst, daß man es „Kreisel“ heißt — von selber dreht, so kann sich auch die Erde von selber

drehen. Nicht lange aber dauerte die Befriedigung über den Aufschluß, den er da gewonnen zu haben vermeinte. Es ist doch nicht ganz dasselbe bei der Erde und dem Kreisel — sagte er sich — von selber kann sich der Kreisel nur dann drehen, wenn man ihn durch den Zug an der Schnur in Bewegung gesetzt hat; von selber anfangen sich zu drehen kann er nicht. Wenn sich also die Erde jetzt von selber dreht, so müßte man ihr anfänglich einmal einen Stoß gegeben haben. Wenn man aber der Erde einen Stoß gegeben hat, so könnte sie sich nicht noch immerfort drehen, sie müßte schon lange aufgehört haben, sich zu drehen, wie dieser Kreisel da aufgehört und ruhig auf der Erde liegen bleibt. Die Erde dreht sich aber immerfort um ihre Achse, sagt der Professor, also muß da noch etwas anderes sein. Ich hab's! Wenn Gottes Wille schon so viel ist, wie die Tat, so könnte Gott im Beginne bei der Weltschöpfung gesagt haben, daß sich die Erde drehen soll, und so könnte sich die Erde, vermöge des göttlichen Willen, noch immerfort drehen, ohne aufzuhören. Es steht aber nichts davon in der Schöpfunggeschichte im ersten Buch Mosis, daß Gott so etwas gesagt hat. Und das müßte doch drin stehen.

Das Problem war also durch den Kreisel nicht aufgelöst; aber wieder ein neues Problem ergab sich ihm durch diese Betrachtung. Wenn sich die Erde um ihre Achse dreht und die Drehung die Ausbauchung am Äquator bewirkt, so müßte sich ja die Erde noch immerfort ausbauchen. Wenn sie sich aber immerfort ausbaucht in der Äquatorgegend, so müßte die Erde nach und nach eine Gestalt annehmen, die so aussieht, wie ein Laib Brot, oder sie müßte diese Form schon angenommen haben. Der Professor sagt aber, die Erde hat die Gestalt einer Kugel und weicht durch die Ausbauchung am Äquator und durch die Abplattung an den Polen von der Kugelgestalt nur in sehr geringem Maße ab. Wie ist das möglich, und wie soll man das verstehen?

Moses besaß, so lange er in seinem Heimatorte war, von der Gestalt der Erde keine andere Vorstellung als die naive, die jeder Mensch hat, der nichts gelernt, und wie sie auch die alten Griechen hatten; er dachte sich die Erde als eine sehr weite, ausgebreitete Fläche, auf der Erhöhungen und Vertiefungen vorkommen, das sind

die Berge und Täler. Welche Gegend die Äquatorgegend sei, wußte er nicht, und von den Polen wußte er auch nichts. Von allen diesen Dingen erlangte er erst, da er aufs Gymnasium kam, die primitivste Kenntnis, und der Globus, der vor dem Professor in der Geographiestunde auf dem Katheder stand, gab ihm erst die Anschauung von der Gestalt der Erde. Nun erinnerte er sich, daß der Professor den Globus beim Unterrichte auch schon gedreht habe; man hatte aber nichts davon bemerkt, daß sich auch der Globus in der Äquatorgegend ausbauche; auch der Kreisel hatte sich während der Drehung nicht ausgebaucht. Also wieder etwas Neues: Nicht jede Drehung bewirkt eine Ausbauchung; es gibt Drehungen, bei welchem keine Ausbauchung stattfindet. Bei welchen Drehungen findet eine Ausbauchung statt und bei welchen nicht? Das war die neue Frage, auf die er durch die Betrachtung des Kreisels und des Globus geführt worden war. Er dachte der Sache weiter nach und verglich im Geiste die Drehung des Kreisels mit der Drehung der Töpferscheibe. Der Ton baucht sich aus, der Kreisel nicht, der Globus auch nicht. Woher dieser Unterschied?

Er erinnerte sich, daß der Ton, den der Töpfermeister auf die Scheibe legt, feucht war und weich, so daß man ihn kneten konnte, wie einen Teig, aus dem die Köchin eine Mehlspeise macht. Dies brachte ihn auf einen Gedanken: Wenn die Drehung eine Ausbauchung hervorbringen soll, müsse der Stoff, der gedreht wird, weich und feucht sein, so daß er sich ausdehnen läßt, daß aber an einem harten Stoffe, der sich nicht ausdehnt, auch durch die Drehung keine Ausbauchung entsteht. Als er diese Betrachtung nun auf die Erde anzuwenden versuchte, fand er es glücklich heraus, warum die Erde trotz ihrer fortwährenden Drehung die Kugelform behalte und nicht immer mehr platt gedrückt werde. Dies erschien ihm jetzt ganz selbstverständlich, weil die Erde hart ist.

Da tauchte nun aber sogleich ein neues Rätsel auf: Wenn die Erde hart ist und sich infolgedessen nicht ausbauchen kann, wie kommt es, daß sie doch ausgebaucht ist? Es muß also, folgerte er, eine Zeit gegeben haben, da die Erde nicht hart, sondern weich gewesen ist. Er dachte wieder an die Töpferwerkstätte und erinnerte sich, daß die Töpfe, die aus weichem Ton geformt wurden, nachher,

wenn sie aus dem Ofen kommen, auch hart sind und ihre Form behalten.

So hatte er wieder eine neue Theorie gewonnen und glaubte sich durch diese in der Lage, es sich auch erklären zu können, wie es komme, daß die Erde an den Polen abgeplattet ist. Bei der Ausbauchung in der Äquatorgegend mußten die Pole gleichsam einsinken.

Diese Reihe von Fragen, Bemerkungen und Einfällen beschäftigte seinen Geist, als er des anderen Tages mit seiner Strafaufgabe zur Schule ging. Der Kostherr, der sich inzwischen an die Strafaufgabe erinnerte, führte zwar die Drohung, dem Herrn Rosenthal davon Mitteilung zu machen, nicht aus; er hielt es aber für seine Pflicht, zu erkunden, weshalb Moses eine Strafe bekommen habe. Er ging ins Gymnasium, zunächst zum Direktor. Dieser konnte keinen Aufschluß erteilen; er wußte nichts davon. Nach 10 Uhr, während des Respiriums, da die Herren alle im Konferenzzimmer zusammenkommen, da könne er es erfahren. Als der Kostherr zu dieser Zeit ins Konferenzzimmer kam und sich nach der Aufführung des Moses Kohn erkundigte, erfuhr er, daß die Professoren alle mit diesem Schüler recht zufrieden waren und nichts an ihm zu tadeln fanden.

„Er hat aber gestern eine Strafaufgabe geschrieben," bemerkte der Kostherr.

„Ah ja," sagte der Geographie-Professor, „daran habe ich ganz vergessen. Nun, es ist mit dieser Strafe nicht so arg. Er hat sich erlaubt, ohne daß ich ihn aufgefordert habe, zu sprechen. Ich mußte ihm die Strafe geben wegen der Disziplin, denn das kann in der Schule nicht geduldet werden; aber ich habe sonst nichts gegen ihn, er ist sehr brav und gesittet und sehr aufmerksam; er scheint ein aufgeweckter Junge zu sein. Sagen Sie ihm, wenn er in Zukunft irgend etwas sagen oder fragen will, so soll er das Zeichen geben oder er soll den Schluß der Unterrichtstunde abwarten, und dann kann er mir sagen und mich fragen, was er will."

Mit dieser nicht unerfreulichen Auskunft begab sich der Kostherr nach Hause; der Geographie-Professor aber begab sich in die erste Klasse und fand die Strafaufgabe des Moses Kohn auf dem Katheder. Er lächelte, als er den Blick darüber schweifen ließ.

Der Professor behandelte ein schwieriges Thema, die schiefe Stellung der Erdachse und die Wirkungen dieser schiefen Stellung, die vier Jahreszeiten und die verschiedene Länge der Tage und Nächte in den verschiedenen geographischen Breiten.

Nach Beendigung der Unterrichtstunde aber forderte der Professor den Schüler Moses Kohn auf, mit ihm zu kommen.

„Du hast deinem Kostherrn die Strafaufgabe gezeigt," sagte der Professor, als sie miteinander gingen.

„Ich habe sie ihm nicht gezeigt," antwortete der Schüler, „er hat sie aber gesehen."

„Was er dir böse?" fragte der Professor und lächelte.

„Er hat gesagt, er wird es dem Herrn Rosenthal anzeigen," erwiderte Moses; und auf die Frage des Professors, wer das sei, „ein Bekannter von meinem Vater," gab der Knabe zur Antwort. Der Professor aber sagte: „Du brauchst keine Furcht zu haben; er wird es ihm nicht sagen. Du hast aber die Strafe doch verdient?"

Der Schüler schwieg; der Professor wiederholte: „Nun? Hast du sie nicht verdient?"

„Nein," sagte Moses kleinlaut.

„Was," sagte der Professor, „du unterstehst dich? Warum hast du sie nicht verdient?"

„Weil ich das nicht gewußt habe, daß man etwas, was gut ist, nicht sagen darf."

„Ob es gut ist oder nicht gut, darauf kommt es nicht an. Was wäre das für eine Ordnung, wenn jeder Schüler sprechen könnte, was ihm beliebt? Da könnten ja auch alle auf einmal reden! Siehst du das ein?"

„Ja."

„Also mußt du auch einsehen, daß die Strafe eine gerechte war."

„Gerecht," sagte Moses, der in diesem Augenblicke an seine Strafe schon gar nicht mehr gedacht hatte, „gerecht ist die schiefe Stellung der Erdachse! Das heißt gerecht."

Der Professor war von dieser Äußerung einigermaßen betroffen und fragte, wie er das meine. Moses sagte: „Weil die nördliche und südliche Hälfte der Erdkugel in gleicher Weise mit Sommer und Winter und mit der Länge der Tage bedacht sind."

Der Professor war freudig überrascht von dieser Bemerkung. Er wollte die Vorstellungkraft des Knaben auf die Probe stellen und fragte: „Welche Stellung der Erdachse würde dir denn nicht gerecht erscheinen?"

„Wenn sich die Erde," sagte Moses, „auf der Erdbahn so drehen würde, wie ein Wagenrad auf der Straße, so wäre die Achse horizontal —"

„Ganz richtig," unterbrach ihn der Professor, „nun und was wäre da?"

„Das wäre ganz ungerecht," antwortete Moses. „Die eine Hälfte der Erde hätte immerwährend Tag und die andere immerwährend Nacht."

„Wie wäre es denn aber," fragte der Professor, „wenn die Erdachse auf der Erdbahn aufrecht stünde?"

„Das wäre auch noch nicht so ganz gerecht wie die schiefe Stellung," antwortete Moses, „so ungerecht wie die horizontale Stellung wäre es nicht; aber die schiefe Stellung ist doch noch gerechter für die verschiedenen Breitegrade. Bei der senkrechten Stellung wäre ja gar keine Veränderung nach Jahrzeiten! In unserem Breitegrade wäre es das ganze Jahr hindurch so, wie es jetzt am 21. März und am 23. September ist."

„Das wäre ja angenehm!" sagte der Professor.

„Ja, für uns vielleicht," entgegnete Moses, „aber höher nach Norden hinauf, da wäre ein ewiger Winter."

Der Professor, der diese Dinge niemals aus dem Standpunkte der Gerechtigkeit betrachtet hatte, war höchlich erstaunt. Rasch erkannte er, was er gestern schon vermutet, daß er es da mit keinem gewöhnlichen Kinde von zwölf Jahren, sondern mit einer Ausnahmnatur zu tun habe. Der Knabe begann sein Interesse zu erregen, und er verschmähte es nicht, sich mit ihm näher einzulassen. „Wenn du mich über irgend etwas fragen willst," sagte er, „so kannst du es jederzeit ungescheut tun, nur nicht in der Unterrichtstunde."

„Darf ich gleich jetzt?" fragte Moses.

„Ja, gewiß," erwiderte der Professor.

„Wieso dreht sich die Erde?" fragte Moses.

Diese Frage setzte den Professor in Verlegenheit. Er konnte dem ganz unvorbereiteten Knaben ja doch nicht die Kant-Laplace'sche Theorie auseinandersetzen; also vertröstete er ihn auf die Zukunft. „Darüber," sagte er, „gibt es wohl Vermutungen und verschiedene Ansichten. Bis du etwas älter geworden sein und mehr gelernt haben wirst, dann wirst du auch erfahren, wie die großen Philosophen und Naturforscher dies zu erklären versuchen."

Das war für Moses in seinem gegenwärtigen Zustande natürlich so viel wie nichts. Er fragte weiter: „War die Erde immer so hart, wie sie jetzt ist?"

Diese Frage überraschte den Professor noch mehr, als die frühere, und er fragte dagegen den Knaben, woher er auf solche Gedanken komme. Moses sagte: „Wenn die Drehung der Erde die Ursache der Ausbauchung am Äquator ist, so müßte sich die Erde, da sie sich fortwährend um ihre Achse dreht, noch fortwährend am Äquator ausbauchen, und da könnte sie, da sie an den Polen fortwährend zusammengedrückt würde, nicht die Kugelform behalten, sie müßte platt gedrückt werden und aussehen, wie ein Laib Brot."

„Sehr richtig," sagte der Professor, „wenn die Erde jetzt noch die Plastizität besitzen würde, die sie früher einmal gehabt haben muß."

„Was ist das," fragte der Knabe, „Plastizität?"

„Bildsamkeit," sagte der Professor, „die Fähigkeit eines Stoffes, eine Form anzunehmen."

„Die Erde ist also einmal weich gewesen?" fragte der Knabe.

„Sie muß es gewesen sein," sagte der Professor. „Die Erde hat nach und nach ihre Plastizität verloren, und nun ist sie hart."

Dieser Aufschluß war für Moses ein Quell freudigster Erregung, Das hatte er aus eigener Betrachtung gefunden, der Professor es ihm nur bestätigt.

Seit jenem Tage bestand zwischen Moses und dem Professor eine Art stillschweigender Intimität. Sie gab sich nämlich in der Schule nicht zu erkennen; aber der Schüler kam häufig zum Professor in die Wohnung, jedesmal sobald er etwas zu fragen hatte und das war oft genug der Fall.

Mit den anderen Professoren stand er auf einem solchen Fuße

nicht. In den Gegenständen, die mehr die Arbeit des Gedächtnisses anspannen, wurde er von so manchem Mitschüler übertroffen, wohingegen die Phantasie und die Urteilkraft in Anspruch genommen wurden, da war er auf seinem Platze. Er galt in der Schule als ein guter Kopf, gehörte aber demungeachtet nicht zu den vorzüglichsten Schülern; und so sehen wir ihn das erste Schuljahr vollenden mit ausreichendem Fleiße, um in die nächsthöhere Klasse aufzusteigen, aber ohne sich sonst irgendwie hervorzutun. Er brachte ein Zeugnis nach Hause, worin seine Fortschritte als „genügend" bezeichnet waren, sonst nichts. Auch in der Geographie hatte, da der astronomische Teil absolviert und die politische Geographie an die Reihe gekommen war, keine bessere Note erhalten. Er brachte aber nebst dem Zeugnisse noch etwas anderes mit, als er auf die Ferien nach Hause kam, das Tagebuch, das ihm Fräulein Bertha geschenkt, und darin waren Sachen zu finden, die man bei einem Knaben seines Alters nicht vermutet. Alle seine Fragen und Bemerkungen, die sich auf die Drehung der Erde bezogen, alle Aufschlüsse, die ihm nach und nach der Professor gegeben, alles, was er sonst gedacht und phantasiert, das alles hatte er sorgfältig in sein Tagebuch eingeschrieben; da waren z. B. Aufzeichnungen wie folgende:

Gestern mit Herrn Rosenthal und Fräulein Bertha in Schönbrunn gewesen. Wieder einmal die Menagerie besucht. Eine merkwürdige Sache ist mir aufgefallen, von der in der Naturgeschichte nichts steht. Die Tiere, die zum Katzengeschlechte gehören, wie der Löwe, der Tiger, gehen in ihren Käfigen auf und ab; die Tiere aber, die man zum Hundegeschlechte zählt, wie der Wolf, die Hyäne, der Luchs, gehen in ihren Käfigen immer im Kreise herum. Und noch eine Merkwürdigkeit. Es war gerade die Fütterung. Glücklicherweise! ja, das muß man sehen, wenn man die Natur der Tiere kennen lernen will. Die unbändige Wut der Tiger, ehe ihnen der Wärter das Fleisch hineinwirft; man meint, daß sie die Eisenstangen des Käfigs zerbrechen werden, und dann, wenn sie das Fleisch haben, mit welcher Behaglichkeit sie es verzehren. Wie der Löwe frißt, ruhig im Besitze des Fraßes. Er weiß, daß ihm niemand das Fleisch wegnehmen wird; dagegen diese Unruhe bei dem hundeartigen Wolf,

bei der Hyäne, die das Fleisch sofort verschlingen, sowie es der Wärter ihnen zuwirft.

Ein bloßes Begaffen der Natur war nicht seine Sache; in ihm stiegen beim Anschauen der Gegenstände Betrachtungen auf, die über das, was er sah, weit hinausgingen. Stundenlang konnte er sich bei Betrachtung der Tiere mit der Frage beschäftigen, weshalb Gott in der Natur so viele und so verschiedenartige Gestalten und Bildungen hervorgebracht, und zu welchem Zwecke er alle diese Tiere geschaffen habe. Weshalb z. B. der Löwe seine Kraft in dem Knopfe seines Schwanzes trage, während der Elefant sie vorne an dem Rüssel hängen habe; ob sich die Affen, die er sich so behende umhertummeln sah, miteinander nicht vielleicht ebensogut verständigen wie die Menschen und dergleichen mehr.

Wenn er sich dann nach solchem Anschauen an dem Bassin mit der Neptungruppe vorüber zu der kleinen Grotte verfügte, wo der alte Invalid dem durstigen Spaziergänger für eine kleine Gabe einen hellen und frischen Trunk Wasser reichte, da erquickte er sich ordentlich und freute sich des Lebens. Überhaupt ist an ihm die Lebenfreude charakteristisch. Diese Freude am Leben war nicht etwa das Resultat eines heiteren und ungetrübten Daseins, dessen er sich ja zu erfreuen hatte; er freute sich, ein Wesen zu sein, das mit Bewußtsein begabt, in einer Welt existiere, in der es so viel zu erfahren gebe, und in der er noch so vieles zu erfahren hoffen durfte. Die Quelle seiner Daseinfreudigkeit lag in seinem Wissendurste; demgemäß hatte er sich auch der Schule gegenüber verhalten. In denjenigen Gegenständen, die ihn wenig oder nicht interessierten, war er bloß seinen Verpflichtungen nachgekommen, in jenen Fächern aber, die seiner Wißbegierde reichlichere Nahrung boten, übertraf er selbst die vorzüglichsten Schüler der Klasse.

Der Vater war des Schuljahres über hie und da nach Wien gekommen. Die alte Köchin, die bei der Familie, wo Moses wohnte, seit vielen Jahren im Dienste war und sich deshalb erlaubte, in den Angelegenheiten des Hauses auch ihre Meinung abzugeben, versicherte den Herrn Emanuel Kohn regelmäßig, der Moses ist der merkwürdigste Student, den es auf Gottes Erdboden gibt; er lernt gar nichts und kann alles. Der Vater, der sich als praktischer Geschäft-

mann sehr wohl auf das Soll und Haben verstand, hatte Einsicht genug, die Behauptung der alten Köchin sowohl in der ersten als in der zweiten Hälfte für übertrieben zu halten. Seine Meinung war, wer nichts lernt, der weiß nichts, und wer etwas weiß, der muß auch was gelernt haben; er legte deshalb mehr Wert darauf, sich über Moses bei den Professoren zu erkundigen. Da der Schüler nun, auf Ferien heimgekommen, mit einem Zeugnisse versehen war, das ihn befähigte, in die zweite Gymnasialklasse aufzusteigen, so hatte der Vater keine Ursache zur Unzufriedenheit.

Die Mutter freilich beurteilte ihren Moses ganz anders; nicht nach Berichten, die man ihr im Laufe des Jahres erstattet, nicht nach dem Zeugnisse, das man jetzt ihr vorgelegt, sondern nach dem Eindruck, den sie selbst gewonnen, aus der eigenen Anschauung hatte sie sich ein Urteil über den Sohn gebildet, und sie setzte große Hoffnungen in seine Zukunft. Auch ihr verstorbener Bruder David galt in jüngeren Jahren nicht viel und ist dann doch einer geworden, wie es nur wenige gibt, wenn dies der Welt im allgemeinen auch nicht so bekannt war, wie ihr. Moses gab ihr sein Tagebuch zu lesen. Er hatte noch niemandem Einsicht darein gewährt; sie war die erste, der er es anvertraute. Sie war entzückt bei der Wahrnehmung, daß sein Gemüt, wie sehr sein Geist sich entwickelte, doch kindlich geblieben. Über die mathematisch-geographischen Betrachtungen fällte sie allerdings kein Urteil, aber es waren auch andere Sachen da, die sie sehr wohl verstand. So zum Beispiel las sie:

Gestern bin ich mit Herrn Rosenthal und Fräulein Bertha spazieren gegangen. Auf einmal hat sich ein Wind erhoben und hat in den Straßen den Staub mächtig aufgewirbelt. Da ist der kleinen Hex etwas ins Auge geflogen, so daß sie das Auge nicht aufmachen konnte, und wir mußten einen Wagen nehmen, um sie nach Hause zu bringen. Sie konnte das Stäubchen trotz aller Bemühung nicht aus dem Auge bringen, es mußte der Arzt geholt werden, der hat ihr es glücklicherweise herausgebracht, und sie fühlte sich wie neugeboren. Der verfluchte Wind — sagte sie — muß er den Staub g'rade mir ins Aug' tragen, als ob er sonst anderswo gar keinen Platz gefunden hätte, ihn hinzulegen. Ich sprach nichts,

sondern nahm ihre Mantille und zeigte ihr, daß sie ganz mit Staub bedeckt war. Was zeigst du mir da? — fragte sie — das ist ja doch ganz natürlich! und ich sagte: Genau so natürlich, wie daß eines dieser vielen Stäubchen Ihnen ins Auge geflogen ist! Der Wind treibt den Staub ja nicht mit Absicht dahin und dorthin, er wirbelt ihn nur auf, und wenn dieser aufgewirbelt wohin fliegt, so kann er ebensogut in ein Auge fliegen wie auf die Mantille.

An einer anderen Stelle las sie:

Ich habe beobachtet, daß die Blinden, deren es in einer so großen Stadt natürlich viele gibt, den Kopf immer in die Höhe gerichtet haben, als ob sie in den Himmel schauen wollten.

Wieder an einer anderen Stelle:

Gestern bin ich mit Herrn Rosenthal und Fräulein Bertha im Burgtheater gewesen. Man hat ein Lustspiel gegeben: „Einer muß heiraten". Wenn meine Mutter da hätte dabei sein können, wie Beckmann und Dawison das gespielt haben. Zwei Brüder, Gelehrte, so wie der Onkel David war. Einer von beiden muß heiraten und keiner will es; dann aber dreht sich die Sache um, und jeder will, daß der andere zurücktreten soll. Es war sehr schön und sehr lustig. Wenn man so im Theater sitzt und ein Stück sieht, so vergißt man ganz daran, daß das alles nur ein Spiel ist, man meint, das alles ereignet sich wirklich. Und wenn man dann herauskommt und geht nur über den Kohlmarkt hinunter und über den Graben, wo man jeden Augenblick acht geben muß, daß man nicht von einem Fiaker überfahren wird, so weiß man es gleich, daß man dort im Theater in einer anderen Welt gewesen ist, als in der man lebt.

Anknüpfend an diese Stelle folgendes:

Wenn man fragt, warum früher keiner von beiden heiraten will und dann jeder, so ist die Antwort leicht: weil sie früher die Cousine nicht gekannt haben, und jetzt haben sie sie kennen gelernt. Wenn man aber fragt, wie es kommt, daß sich die Erde um ihre eigene Achse dreht, da ist die Antwort nicht so einfach. Wenn ich das wissen könnte, das wäre mir lieber als alle Theater von ganz Wien.

Beim Lesen solcher Bemerkungen fand sich die Mutter ganz

glücklich, daß sie vor einem Jahre mit so unerschütterlicher Festigkeit auf die Durchsetzung ihres Willens bestanden. Solche Sachen — dachte sie sich — schreibt ein Knabe von dreizehn Jahren; er wird mit seinem Geiste einmal die Welt in Erstaunen versetzen. Und dabei was für ein Gemüt! Mitten in der Lust eines Theaterabends vergißt er ganz sich selbst und denkt an mich!

Moses verlebte in der Heimat angenehme Ferien. Zunächst war in ihm die Sehnsucht erwacht nach der Bücherkiste, die auf dem Dachboden stand, und da die Mutter aus der Lektüre seines Tagebuches die Überzeugung gewonnen, daß es keine Profanation der Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Bruders sei, Moses in diese Geistesschätze Einsicht nehmen zu lassen, so gab sie ihm die Erlaubnis seine Sehnsucht zu befriedigen. Er besuchte auch seinen hebräischen Lehrer, dem er jetzt mit viel mehr Hochachtung begegnete als ehedem. Den ehemaligen Mitschülern vom „Cheder" erzählte er allerlei Sachen von Wien, von der Schule, von den Professoren, vom Wasserglacis und der guten Ziegenmilch, die man daselbst zu trinken bekomme und dergleichen mehr; er erzählte auch vom Theater, von dem „Propheten" im „Kärntnertor", von Ander, wie schön der singt, und von der Czillag, die in dem Stücke seine Mutter ist, und die der Prophet nicht anerkennen will. Und die Musik dazu hat ein Jude gemacht, Meyerbeer heißt er; und wenn die Oper aufgeführt wird, fahren alle Herrschaften dazu in Equipagen, sich die Musik von dem Juden anzuhören, so schön ist sie. Stundenlang konnte er so forterzählen, und da er zur selben Zeit auch dreizehn Jahre alt wurde und die Feier seiner Konfirmation bevorstand, so unterwies ihn sein ehemaliger Lehrer auch bezüglich der Zeremonien in der Synagoge. Die Hauptzeremonie für einen dreizehnjährigen Knaben ist der Vortrag des „Maftir" nach dem Lesen der Thora, das ist irgend ein Kapitel aus den Propheten, dessen Inhalt zu dem Inhalt des Wochenabschnittes irgend eine Beziehung hat. Dieses „Maftir" wird in einem eigentümlich singartigen Tone vorgetragen, und so saß er da im Cheder und sang das „Maftir", und er fühlte sich in die frühere Zeit zurückversetzt, da er in dem Cheder noch Schüler gewesen. Und doch war es nicht mehr so wie früher. Er kam, wann er wollte, ging, wann

er wollte, und noch lieber als zum ehemaligen Lehrer ging er in die Werkstätte zum alten Töpfermeister und zu Genoſka. Da brachte er zum Verdruſſe des Geſellen jeden Tag einige Stunden zu, ebenfalls allerlei von Wien erzählend, worüber ſich der alte Töpfermeiſter nicht genug verwundern konnte, und was ſelbſt der Geſelle nicht ohne Vergnügen angehört hätte, wäre nur Genoſka bei dieſen Mitteilungen nicht gar ſo aufmerkſam geweſen. Überdies kam Moſes auch hie und da in den Maierhof zu der Familie Birkenfeld, die ſeit Beendigung des langjährigen Prozeſſes mit dem Hauſe Kohn nicht nur verſöhnt, ſondern auch befreundet war.

Als Moſes nun eines Tages wieder da ſaß in der Werkſtätte und zuſah, wie Meiſter und Geſelle emſig drehten, ſagte er mit einemmale: „Meiſter, verkauft mir einen Topf.“

„Wozu brauchſt du einen Topf?“ fragte der Meiſter.

„Ich will etwas probieren,“ antwortete Moſes.

„Nun, das kannſt du ja,“ ſagte der Meiſter, „auch ohne ihn zu kaufen.“

„Nein,“ ſagte Moſes, „der Topf kann ja zerbrochen werden.“

„Mein Gott!“ lachte der Meiſter, „ſo einen Verluſt werd' ich noch ertragen.“

Der Meiſter wollte einen der fertigen, noch nicht gebrannten Töpfe vom Geſtell herunternehmen; aber Moſes ſagte: „Nicht einen ſolchen, einen gebrannten brauch ich.“

„Bring einen,“ ſagte der Töpfer zu Genoſka.

Genoſka brachte den gebrannten Topf und der Meiſter fragte: „Nun, Moſes, was willſt du probieren?“

„Ich möchte probieren,“ ſagte Moſes, „was geſchehen wird, wenn man den gebrannten Topf auf die Scheibe ſtellt und die Scheibe dreht.“

„Närriſcher Einfall,“ lachte der Meiſter, „was ſoll denn da geſchehen?“

„Das iſt es ja, was ich wiſſen will,“ ſagte Moſes.

Der Töpfermeiſter tat dem Knaben ſeinen Willen, ſtellte den gebrannten Topf auf die Scheibe und begann zu drehen. Es geſchah gar nichts.

„Schneller,“ ſagte Moſes.

„Schneller kann ich nicht," sagte der Meister.

„Vielleicht kann es der Hans," sagte Moses, indem er sich an den Gesellen wandte, und dieser warf dem Knaben einen unwilligen Blick zu, als ihn der Meister aufforderte, es zu probieren. Hans drehte, an dem Topfe rührte sich nichts.

„Schneller," sagte Moses; der Geselle setzte seine ganze Kraft ein, und — — —

Plumps, da gab es einen Krach, der Topf war zersprungen und die Scherben flogen rings herum nach allen Richtungen auf die Erde.

„Bravo! Bravo!" rief Moses, „das hab' ich wissen wollen."

„Närrischer Bursch!" sagte der Meister und „Schade um den schönen Topf" der Gesell; Moses aber wiederholte freudig: „Das hab' ich wissen wollen! Jetzt weiß ich es!"

„Was hast du denn davon?" fragte der Meister.

„Ja, Meister," sagte Moses, „da hab' ich schon was davon; das erzähl' ich meinem Professor."

„Was?" fragte der Meister, „lernt man denn in der Schule solche Dummheiten?"

„Das sind keine Dummheiten," sagte Moses, und der Meister verwunderte sich über den Ernst, mit dem der Knabe die Sache behandelte.

„Was er mit dem Topf nur gewollt haben mag," sagte der Meister, nachdem Moses fortgegangen war.

„Nichts als Mutwille," erwiderte der Gesell, „übermütig, weil er keine Sorgen hat."

Moses aber, der auf dem Heimwege über das Ereignis in der Töpferwerkstätte nachdachte, sagte sich: So wie dieser Topf würde unsere Erde zerplatzen und auseinanderfliegen, wenn sie sich um ihre Achse mit einer viel größeren Geschwindigkeit drehen würde als in vierundzwanzig Stunden. Darum hat es Gott so eingerichtet, daß sie sich in vierundzwanzig Stunden um die Achse dreht.

Indessen vollzogen sich einige Familienereignisse geräuschlos. Die Konfirmation fand statt. Im Meierhofe herrschte freudige Aufregung. Der Vetter aus Deutschland, an den der Pächter geschrieben, die Kinder sollen nicht büßen für die Väter, war mit seiner Tochter

angekommen; die beiden Vettern näherten sich einander freundschaftlich, und gebrochen war der Bann langen Hasses; auch im Hause Kohn herrschte freudige Erregung. Frau Henriette Kohn lag im Wochenbett, und der Spaßmacher der „Gasse" sagte: Dieses Kind ist von einem gewonnenen Prozeß erzeugt worden. Unter solchen Eindrücken verließ Moses zum zweitenmale das Vaterhaus, um nach Wien zu seinen Studien zurückzukehren.

VII.

Der Eintritt in eine höhere Klasse ist für einen Schüler, namentlich nach dem ersten Gymnasialjahre, immer ein bedeutungsvolles Ereignis. Man fühlt sich gehoben; man gehört nicht mehr zu den ganz Kleinen, die man ehemals „Parvisten" genannt hatte; die meisten der Mitschüler vom vorigen Jahre sieht man wieder. Einige sind nicht mehr da; der war durchgefallen und mußte die erste Klasse repetieren, jener war auf ein anderes Gymnasium gegangen, ein dritter war ganz ausgetreten, weil seine Eltern es praktischer fanden, ihn einer anderen Laufbahn zuzuführen; um so mehr freuten sich die Übriggebliebenen des Wiedersehens. Manch neuer Schüler war hinzugekommen. Dieser erregte vorerst nur die Neugierde. Man hatte zu ihm noch keine Beziehungen, man mußte ihn erst kennen lernen. Auch bezüglich der Professoren verhielt es sich in gleicher Weise. Die meisten vom vorigen Jahre sind wieder da. Einer oder der andere fehlte, dafür war ein neuer an dessen Stelle getreten, und es begann nun wieder ein frischer und fröhlicher Wetteifer unter den Knaben, die auf der Leiter der Wissenschaften die erste Stufe bereits erklommen hatten. Die Studien nahmen ihren weiteren Verlauf, und es war für Herrn Rosenthal und Fräulein Bertha gewiß eine Freude zu beobachten, wie sich Moses immer mehr und mehr entwickelte, und wie der Knabe allmählich zum Jüngling heranzureifen begann. Die Jahre flogen pfeilgeschwind. Jedes Jahr tauchte etwas neues am Horizonte der Wissenschaften auf. Im dritten Jahre das Griechische, neben diesem die Anfanggründe der Naturlehre. Es kamen die Klassiker. Man las Cornelius Nepos, ein Jahr darauf schon Cäsar. Das Obergymnasium brachte die Mathematik, die Algebra und die Geometrie. Jedes Jahr

war er auf Ferien heimgekommen, nachdem er im Laufe des zurückgelegten Schuljahres den Schatz seines Wissens aufs neue bereichert, und jedesmal erkannte die Mutter, auch wenn sie über die alltäglichsten Dinge mit ihm sprach, zu ihrer großen Freude, wie begründet ihre Hoffnungen auf die Zukunft des Sohnes seien.

In der Tat entfaltete sich sein Geist kräftig. Sechs Klassen hatte er bereits zurückgelegt und stand nun im Alter von 18 Jahren an jener Grenze, wo für den Gymnasialschüler die eigentlich wissenschaftliche Richtung erst recht beginnt. Die letzten zwei Jahre waren für Moses auch die lehrreichsten und angenehmsten. Da kamen endlich diejenigen Fragen zur Sprache, die für seinen Forschungtrieb die meiste Anziehungkraft besessen. Erwies sich ihm schon seit der fünften Klasse her die Mathematik und besonders die Geometrie als eine Hauptquelle des geistigen Genusses, so fühlte er sich vollends glücklich durch die neuen Einsichten, die er aus dem Studium der Physik gewann.

Der ehemalige Professor der Geographie hatte ihn dem Professor der Physik empfohlen als einen Schüler, der eine ganz besondere Anlage für Naturwissenschaft verrate, und so gewann Moses an dem Professor der Physik in kurzer Zeit einen neuen Freund und Protektor. Den Tag, an dem der Professor der Physik an dem Rotationapparat mit den schmiegsamen Blechreifen das Experiment machte, wodurch die Wirkung der Fliehkraft veranschaulicht wird, hielt er für den schönsten Tag seines Lebens. Das hatte er im Geiste vorhergesehen; denn eigentlich war es ja dasselbe Experiment, das er vor mehreren Jahren schon in der Töpferwerkstätte mit dem gebrannten Topfe machen ließ. Damals hatte er von der Fliehkraft noch nichts gewußt, jetzt erst erlangte er völlige Einsicht in die Sache. Jetzt erst wußte er, weshalb der Töpfer die Scheibe drehen muß, um dem Topfe die richtige Form zu geben; jetzt erst wußte er, weshalb die Erde am Äquator ausgebaucht und an den Polen abgeplattet ist. Bei der Drehung eines Gegenstandes wird eine neue Kraft lebendig, die Fliehkraft, und die ist es, welche die Teilchen der ganzen Masse auseinandertreibt.

Auf die Frage, was das wohl für eine Kraft sein möge, die imstande sei, solche Wirkungen, wie die Ausbauchung der Erde,

hervorzubringen, gab die Naturlehre freilich keine Antwort. Moses wußte nicht, daß dies eine metaphysische Frage sei, aber so viel wußte er schon, daß man die in der Natur wirkenden Kräfte nicht wahrnehmen, sondern eben nur aus ihren Wirkungen erschließen könne. War also auch in metaphysischer Beziehung ein unerforschlicher Rest übrig geblieben, soweit die Physik die Frage behandelt, hatte er sich ihrer bemächtigt, und seine Freude hierüber kann nur von demjenigen nachgefühlt werden, der eines gleichen Grades von Begeisterung für die Wissenschaft fähig wäre wie er; denn darin gerade unterschied er sich von allen seinen Mitschülern, auch von den besten unter ihnen, am allermeisten, daß für ihn die Lehrsätze und Wahrheiten der Mathematik und Physik nicht nur Bereicherungen seines Geistes, sondern wirkliche Herzenserlebnisse waren; für ihn war das Parallelogramm der Kräfte nicht ein Satz, den man studieren muß, weil man bei der Prüfung möglicherweise darüber befragt werden kann, sondern eine Erfahrung, die sein ganzes Gemüt erfüllte. Für die Weisen des Altertums und für die Forscher der neuen Zeit, die das Gebiet der Naturwissenschaft durch eigene Erfindungen bereichert haben, fühlte er eine ganz andere Art von Bewunderung als etwa für die großen Helden der Geschichte im Sinne Alexanders und Karls des Großen; ja, es war eigentlich vielmehr Verehrung als Bewunderung, was er für jene fühlte. Er war nicht ohne Empfänglichkeit für die Seelenstärke eines Alexander, wenn dieser, auf den Tod krank daniederliegend, mit der einen Hand die von Philippus bereitete Arznei zu Munde führt, während er mit der anderen dem eben eintretenden Arzte den Brief hinhält, worin dieser verdächtigt wird, seinen König vergiften zu wollen. Er war nicht blind für die Energie jenes Artillerielieutenants, der sich zum Kaiser von Frankreich, ja zum Beherrscher von ganz Europa emporgeschwungen; aber Galiläi's Ausruf: „Und sie bewegt sich doch!“ hatte in seinem Herzen ein ganz anderes Feuer angezündet. Einem Archimedes, einem Pythagoras, einem Newton und Galiläi gegenüber sanken ihm die Helden, deren Größe in Eroberungen besteht, fast zur Bedeutungslosigkeit herab; er erblickte in dem, was jene Weisen und Forscher der Menschheit hinterlassen haben, Geschenke, die für alle Zeiten unverloren sind, während er sich auf die

Frage, welche Wohltat ein Napoleon oder Karl der Große dem Menschengeschlechte erwiesen habe, keine erquickende Antwort zu geben wußte.

Das war eine glückliche Zeit. Mit jedem Tage neue Einsichten in die geheimnisvolle Werkstätte der Natur. Die Elektrizität, der Magnetismus, die Lehre von der Wärme, vom Licht! Sein ganzes Wesen nahm einen höheren Schwung, so daß die Mitschüler ihm neidlos die Palme zuerkannten, wenn er auch in manchen Fächern nicht gerade der beste war. Aus dem Lateinischen übersetzte er ziemlich geläufig, aus dem Griechischen schon nicht, nur eben noch zur Not; das Studium der Geschichte machte ihm wenig Freude; es ärgerten ihn die immerwährenden Kriege, und er nannte die Geschichte ein blutiges Buch. Naturgeschichte interessierte ihn, aber nicht in der Art, wie sie betrieben wurde, als Memorirarbeit; es fehlte ihm in den meisten Fällen die Anschauung. Dagegen die Physik, da war er zu Hause, und auch des abstrakten Denkens, wie es die Mathematik häufig fordert, war er in hohem Grade fähig. Die Logarithmen beherrschte er, als ob er selber sie erfunden hätte; die Beweise der geometrischen Sätze hatte er inne, wenn sie auch noch so kompliziert waren, die Gleichungen der Kegelschnittlinien hatte er im kleinen Finger, und die Auflösung trigonometrischer Aufgaben war für ihn keine Arbeit, sondern ein Vergnügen. Demgemäß war auch seine Maturitätprüfung ausgefallen, zum Teil sehr glänzend, zum Teil nur eben noch genügend. Er erhielt ein Zeugnis der Reife, das ihn befähigte, die Universität zu beziehen, und mit diesem Resultate kam er zurück in das Elternhaus.

Nun stand er am Scheidewege. Denn jetzt tauchte die Frage auf: Was weiter?

Die Mutter, die seine Neigungen kannte, hätte ihnen gerne freien Lauf gelassen; aber der Vater! Wird er einverstanden sein? Wird es da nicht zu einem Konflikt kommen? Das war es, was ihr Sorge machte. Wer sich aber um solche Fragen am wenigsten kümmerte, war derjenige, den sie am meisten angingen. Mit liebender Teilnahme betrachtete Moses das Schwesterchen, das er mit jedem Jahre um einiges in die Höhe gewachsen sah. Unbekümmert um die Zukunft, machte er auch diesmal, wie jedes Jahr in den Ferien, häufig

Besuche auf dem Meierhofe, wo sich Herr und Frau v. Birkenfeld mit dem wohl gebildeten und geistvollen Jüngling gerne unterhielten; noch häufigere Besuche in der Töpferwerkstätte, in der sich inzwischen auch Genofka zu einer blühend schönen Jungfrau entfaltet hatte, und man könnte es dem Wiener Studenten gewiß nicht übel nehmen, wenn er sich dem bezaubernden Eindrucke ihrer Erscheinung ganz hingegeben hätte. Je freier und unbefangener Moses mit dem Mädchen verkehrte, desto mehr erregte er des Gesellen Eifersucht. Und was diesen am meisten peinigte, war der Umstand, daß er über die Gesinnungen des Mädchens keinen rechten Anhaltpunkt gewinnen konnte. Das nächstliegende Auskunftmittel, ihr geradehin sein Gefühl für sie zu bekennen, wagte er nicht zu ergreifen; er fürchtete, rundweg abgewiesen zu werden, und dann stand es noch schlimmer als bisher; es wäre ihm in solchem Falle nichts übrig geblieben, als die Werkstätte ganz und gar zu verlassen. Er konnte aber den Gedanken, sich von ihr zu trennen, gar nicht ertragen; und so ertrug er lieber diesen qualvollen Zustand der Ungewißheit, der ihm wenigstens doch noch einen Strahl von Hoffnung ließ. So lange Moses noch ein Knabe war, konnte man seine Eifersucht eine närrische nennen, und wenn er jetzt an die früheren Jahre zurückdachte, so belächelte er es selbst, daß er töricht genug gewesen, zu meinen, der Knabe Moses könne ihm bei einem Mädchen den Rang ablaufen. Das alles hatte sich aber im Laufe der Zeit geändert. Moses war kein Knabe mehr, und wenn er mit dem Töpfermeister und Genofka am Sonntag nachmittag auf der Heuwiese spazieren ging und die Leute sich's in die Ohren flüsterten, der Moses und die Genofka seien ein schönes Paar, so gab's dem Hans einen Stich ins Herz. Es tröstete ihn wenig, daß Moses um zwei Jahre jünger war als das Mädchen. Die Leute meinten, sie könnten trotzdem recht gut miteinander Mann und Weib werden. Etwas mehr Trost fand er in der Religionverschiedenheit der Beiden. Es gab gar manche, die zu der ganzen Sache den Kopf schüttelten und es dem alten Töpfermeister übel nahmen, daß er die Bandlerei dulde; denn das, meinten sie, werde der Emanuel Kohn nimmer zugeben, daß ihm der Herr Sohn das Fräulein Habenichts als Schwiegertochter ins Haus bringe, und daß er, um ein solches Glück

zu erreichen, sich noch dazu erst taufen lassen müßte. Dazu habe er ihn nicht nach Wien geschickt. Aber wie diese Meinungen auch immer beschaffen sein mochten, das war für alle eine ausgemachte Sache, daß Moses und Genofka ineinander verliebt seien. Im ganzen Orte, in und außerhalb der „Gasse“, sprach man von Moses und Genofka; an den armen Hans mit seinen großen Schmerzen dachte niemand.

Es ist nicht zu verwundern, daß das Gerede über Moses und Genofka auch ins Haus des Emanuel Kohn drang. Es fand sich in dem Städtchen, und namentlich unter der weiblichen Einwohnerschaft schon so eine freundliche und wohlmeinende Seele, die sich der Aufgabe unterzog, an die Frau Jetti Kohn mit zur Schau getragener Teilnahme die Frage zu richten, ob sie es denn auch gerne sehe, daß ihr Sohn mit der Töpfertochter geht, und wenn er schon ein Christenmädchen heiraten wolle, so seien ja noch genug Töchter aus achtbaren und wohlhabenden Häusern im Städtchen, unter denen er wohl eine bessere Wahl treffen könnte, und er brauchte sich nicht so wegzuwerfen, daß es ein Skandal ist. Frau Jetti Kohn, empört, mehr über die Gemeinheit einer solchen Gesinnung als über die Zudringlichkeit, mit der man sich in ihre Familienangelegenheiten mischte, bemeisterte ihren Zorn und antwortete mit Gelassenheit, sie finde in dem Verhalten ihres Sohnes nichts, was sie tadeln könnte. Der Töpfermeister sei so achtbar wie irgend ein anderer im Orte, wenn auch nicht wohlhabend; aber die Achtbarkeit und Wohlhabenheit seien sehr verschiedene Dinge, und von einem Sichwegwerfen könnte da nicht die Rede sein. Die Töpfertochter sei ein braves Mädchen, und wenn Moses lieber mit Genofka geht als mit einer anderen, so falle es ihr nicht ein, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, und die Freiheit darf man einem jungen Menschen von zwanzig Jahren wohl gönnen, sich nach seinem eigenen Geschmacke zu unterhalten.

„Der Herr Emanuel Kohn dürfte vielleicht doch eine andere Meinung von der Sache haben,“ wagte die teilnahmvolle Seele einzuwenden. Frau Kohn aber erwiderte: „Schon gut, es ist die Zeit noch nicht da, von solchen Dingen zu reden; Moses ist noch jung. Und wenn einmal die Zeit kommen wird, an eine ernste

Verbindung fürs Leben zu denken, so werde dies ihre Sorge sein, und es brauche sich darüber niemand anderer den Kopf zu zerbrechen."

Hiemit war die Unterredung wohl zu Ende; innerlich aber war Frau Jetti Kohn keineswegs so ruhig und sicher, als sie sich der lästigen Fragerin gegenüber den Anschein gegeben. Die Möglichkeit, daß Moses für Genoska eine tiefere Neigung gefaßt habe, war doch nicht ausgeschlossen, und — er ist Jude, sie ist Christin — dachte die Mutter, was soll daraus werden?

Ob er hierüber nicht vielleicht etwas in sein Tagebuch eingeschrieben habe, da könnte man über sein Gefühl für das Mädchen auf dem kürzesten Wege Aufschluß erhalten. Sie ging auf sein Zimmer, nahm sein Tagebuch und kehrte damit in ihr Zimmer zurück. Es fand sich keine Andeutung; dagegen fand sie eine Stelle über sich selbst. Die Anmerkung war datiert von Mitte November 1859 und lautete folgendermaßen:

Meine Mutter ist zur Schillerfeier nach Wien gekommen. Ich glaube, der Tag, an dem wir im kaiserlichen Redoutensaal die neunte Symphonie von Beethoven mit der Ode „An die Freude" von Schiller gehört haben, war einer der schönsten ihres Lebens. Nie habe ich sie so glücklich gesehen, so voll von innerer Beseligung. Sie ist der höchsten Begeisterung fähig; ich glaube, sie wäre imstande, für Schiller jedes Opfer zu bringen, und selbst wenn es sich um das Leben handelte. Daß sie diesen Tag, den hundertjährigen Geburttag Schillers, in solcher Weise gefeiert zu sehen erlebt hat, wird ihr fürs ganze Leben eine große Erinnerung sein! Was ist eine Bertha gegen sie! Bertha ist geistreich, aber sie! Dieses Gefühl für alles Edle, Große und Erhabene! Gott erhalte sie mir noch lange, lange. Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß es eine Zeit geben soll, in der sie nicht sein wird. Über Schotter und Kies ging sie mit, wie ein junger Student, bei dem Fackelzug über den Franz Josefs-Quai, über den Schottenring, bis dahin, wo sich einmal das Schillerdenkmal erheben wird und wo Laube seine Rede gehalten. Bei der Rede Schuselkas im Theater an der Wien da sagte sie: „In diesen Worten weht Achtundvierziger-Luft." Ob das keine Täuschung ist! Vorläufig haben wir noch das Konkordat.

Diese letzten Worte gaben der Mutter zu denken. Aus den früheren Zeilen hatte sie die kindliche Liebe und Verehrung, von welcher er für sie erfüllt war, mit mütterlicher Wonne herausgelesen. Die letzte Zeile aber enthielt eine Bemerkung allgemeiner Natur und bezog sich auf die politischen Zustände, und daraus meinte sie zu erkennen, daß Moses über sich und seine Zukunft schon nachgedacht habe. Um so auffallender war es ihr, daß er sich hierüber mit keinem Worte geäußert. Er spricht nichts, der Vater schweigt, die Ferien werden vorübergehen, und was wird dann geschehen? Dieses Schweigen fing an, ihr unheimlich zu werden. Sie hatte das Gefühl, es werde ein Gewitter ausbrechen, und sie konnte nicht wissen, mit welcher Heftigkeit es sich entladen werde. Moses erlitt seines Judentums halber niemals eine Kränkung; traurige Erfahrungen in diesem Punkte waren ihm glücklicherweise erspart geblieben. In der Schule hatte er mit den Mitschülern auf freundlichem Fuße gelebt; die Professoren waren streng, aber gerecht gewesen, und es ist niemals vorgekommen, daß er als Jude eine Zurücksetzung erfahren hätte. Das alles wußte sie. Was hat er also mit der Bemerkung über das Konkordat gemeint? Will er damit sagen, daß er es als Jude zu nichts bringen werde?

Sie erwartete ihren Sohn mit Ungeduld. Gerade heute kam er nicht. Endlich fragte die Mutter bei den Dienstleuten, ob niemand Moses gesehen habe, und war ganz erstaunt, von dem Stubenmädchen zu vernehmen, der junge Herr sei zu Hause, es scheine, daß er etwas zu schreiben habe, denn er sei mit der Feder in der Hand an seinem Schreibtische gesessen, als sie ihm ein Glas Wasser, das er verlangt, gebracht habe. Da muß ihm etwas im Kopf herumgehen, dachte die Mutter, und da er nicht zu ihr kam, so ging sie zu ihm. In der Tat fand sie ihn schreibend. Moses legte beim Eintritt der Mutter die Feder nieder und stand auf, die Mutter aber sagte, er solle sich nicht stören lassen und wollte sich entfernen.

„Die Hauptsache steht schon auf dem Papier," sagte Moses, „und es hat keine Eile."

„Wovon handelt es?" fragte die Mutter.

„Es ist," sagte Moses, „eine Notiz über den Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung."

„Das ist interessant," sagte die Mutter.

„Es ist mehr als interessant," entgegnete Moses, „es ist eine sehr ernste Sache."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, daß die meisten Menschen arbeiten und nur sehr wenige sich beschäftigen."

„Ja gewiß!" sagte die Mutter, „aber das ist ja nichts neues."

„In dem Sinne, wie ich den Unterschied feststelle, ist vielleicht doch etwas neues enthalten. Freilich, wenn man den Fabrikarbeiter mit dem Fabrikherrn vergleicht oder den Feldarbeiter mit dem Ökonomen, so meint man, die Sache ist abgetan. Der Knecht, der hinter dem Pfluge hergeht, der arbeitet; von dem sagt niemand, er beschäftigt sich mit Ackerbau; vom Gutbesitzer aber sagt man, er beschäftigt sich damit."

„Das ist ja auch ganz richtig," sagte die Mutter.

„Ich halte es nicht für so ganz richtig," entgegnete Moses, „in meinen Augen verrichten sie beide Sklavenarbeit, der Herr wie der Knecht, nur daß die Arbeit des einen eine leichtere ist als die des anderen."

„Das sehe ich nicht ein," sagte die Mutter.

„Du wirst es gleich einsehen," fuhr Moses fort. „Auf die Schwierigkeit und Leichtigkeit der Arbeit kommt es gar nicht an. Ich unterscheide zweierlei Arbeit: Sklavenarbeit und souveräne Arbeit. Jede Arbeit, die man nicht aus freier Wahl und mit Lust verrichtet, ist Sklavenarbeit, ob sie leicht ist oder schwer. Eine Arbeit, die der Arbeitende gern ausführt, die ist souverän, und die souveräne Arbeit ist Beschäftigung. Die Arbeit muß den Menschen glücklich machen, die Arbeit selbst, nicht erst das Resultat, das man von ihr erwartet. Wenn man etwas macht, weil man weiß, man wird hiedurch dies oder jenes zustande bringen, so mag man sich vielleicht einreden, man macht es gern. Das ist eine Täuschung. Könnte der betreffende den Zweck, den er im Auge hat, erreichen ohne diese Arbeit, so würde er sie liegen lassen, seine Arbeit ist also keine freie, sie ist erzwungen, und er ist ein Sklave, er mag sein, wer er will und was er will."

„Das ist wirklich neu," sagte die Mutter, „wie bist du auf diese Idee gekommen?"

„In sehr einfacher Weise," sagte Moses, „durch Beobachtung. Ich habe den Herrn v. Birkenfeld mit dem Töpfer Martinek verglichen, und da hatte ich's heraus."

„Also der Herr v. Birkenfeld ist nach deiner Meinung ein souveräner Arbeiter?" fragte die Mutter. Der Sohn aber erwiderte:

„Im Gegenteil, er ist ein Sklave; er beschäftigt sich mit der Ökonomie nur, weil er davon lebt; ich bin überzeugt, daß er lieber auf die Jagd geht, als über seinen Rechnungen zu sitzen und Aufträge für den nächsten Tag zu erteilen. Der Töpfer aber hat eine wahre Freude an seiner Arbeit. Sie ist nicht leicht, im Gegenteil, sie ist anstrengend, und der Zweck liegt freilich außer der Arbeit, denn er macht die Töpfe, um sie zu verkaufen; aber daran denkt er nicht, wenn er die Scheibe dreht, da hat er einzig und allein die Arbeit selbst im Auge; jeder Topf, den er fertig bringt, freut ihn, als ob es der erste wäre und als ob ihm so etwas noch gar niemals gelungen wäre. Ein gar zufriedenes Gemüt und glücklich bei seiner Arbeit."

Hier hätte die Mutter Gelegenheit gehabt, das Gespräch auf die Tochter des Töpfermeisters zu lenken, und es hätte sich ihr dabei durch irgend eine Äußerung des Sohnes durch ein mit Feuer gesprochenes Wort oder durch seine Miene und Geberde ergeben, wie er zu dem Mädchen stehe. Sie unterließ es aber; es war ihr von größerer Wichtigkeit, bei dieser Gelegenheit zu erforschen, wie er sich selbst zu dem von ihm entwickelten Gedanken verhalten werde. Sie sagte:

„Ich verstehe jetzt erst vollkommen, was du meinst. Der Unterschied zwischen Sklavenarbeit und souveräner Arbeit liegt nach deiner Ansicht nicht sowohl in der Arbeit selbst als in der Neigung oder Abneigung des Individuums."

„Ganz richtig," sagte Moses, „das ist der springende Punkt."

„Ich weiß nicht," meinte die Mutter, „ob der Vater diese Ansichten billigen möchte, und es würde ihm jedenfalls sehr komisch vorkommen, wenn er von dir hören sollte, daß er ein Sklave ist."

„Der Vater?" rief Moses, „der ist kein Sklave, er lebt ja im

Geschäft! Wie oft hab' ich mir's gedacht, wenn ich ihn in den Magazinen gesehen habe, selbst Hand anlegen wie den untersten Hausknecht und den Staub einschlucken, der dort aufgewirbelt wird, wenn die Wollsäcke auf- oder abgeladen werden, er könnte nicht leben ohne diese Beschäftigung, er wäre unglücklich ohne diese Tätigkeit. Nie habe ich dabei an Arbeit gedacht."

„In Beziehung auf den Vater hast du recht. Und wie steht es mit dir selbst?" fragte die Mutter.

„Mit mir selbst," antwortete Moses, „steht es ganz ebenso; ich fühle mich glücklich in der Beschäftigung mit der Wissenschaft."

„Du wirst aber jetzt doch einen praktischen Beruf wählen?"

„Weshalb?"

„Nun, mit dem Gymnasium bist du doch fertig."

„Glücklicherweise!"

„So mußt du dich doch entscheiden!"

„Meinst du für ein Brotstudium?"

„Hör' mich an, Moses," sagte die Mutter, „und gib acht auf jedes Wort, das ich dir sagen werde. Erinnerst du dich noch daran, wie du vor acht Jahren, du warst damals zwölf Jahre alt, frühmorgens zu mir gekommen bist mit der Frage, ob der Vater einverstanden ist, daß du studieren sollst? Erinnerst du dich daran?"

„Als ob es gestern gewesen wäre. Wie werde ich mich," sagte Moses, „an so etwas nicht erinnern. Das war ja doch für mich wie eine Entscheidung über Leben und Tod."

„Also muß ich dir sagen," fuhr die Mutter fort, „dein Vater war damals nicht einverstanden."

„So," sagte Moses sichtbar betroffen.

„Nein, Moses," sprach sie weiter, „dein Vater hat sich deine Zukunft anders vorgestellt, und es hat keinen kleinen Kampf gekostet, ihn dahin zu bringen, daß er seine Einwilligung gegeben. Es war ein großes Zugeständnis von seiner Seite, und es mußte ihm förmlich abgerungen werden. Seine Meinung war, daß du einmal, wenn er nicht mehr kann, das Geschäft übernehmen wirst. Denk dir, in was für einen Gemützustand es ihn versetzt haben muß, seine Absichten vereitelt zu sehen."

Sie erzählte nun ausführlich so treu, als es ihr Gedächtnis

zuließ, den ganzen Inhalt der damals geführten Gespräche, und nachdem sie, was sie für notwendig hielt, mitgeteilt, sagte sie: „Dein Vater ist der festen Überzeugung, daß du dich der Advokatenlaufbahn zuwenden wirst; er hält dies unter den heutigen Umständen für den einzigen Weg, der dir offen steht. Oder willst du vielleicht Medizin studieren?"

Moses schwieg, er war keines Wortes mächtig.

„Nun," fuhr die Mutter fort, „und von Philosophie will er nichts wissen. Er will haben, daß du etwas erreichen sollst, auch nach außen hin, nicht nur das Bewußtsein, daß du etwas gelernt hast, sondern eine Stellung, die die Mittel bietet, ein Haus zu führen."

„So will er haben," sagte Moses mit bebender Stimme, „ich soll ein Sklave sein!"

„Du hast jetzt die Wahl, Moses," sagte die Mutter, „den Frieden unseres Hauses zu stören und in deinem Sinne ein freier Mann zu sein, oder dich dem Willen des Vaters zu fügen und den Frieden des Hauses zu erhalten."

„Du setzest mir die Pistole auf die Brust," sagte der Sohn.

„Ich weiß es, Moses," sagte die Mutter, „aber ich muß es; ich weiß, ich tu' dir weh, aber ich kann dir diesen Schmerz nicht ersparen, um nicht dir und uns allen noch größere Schmerzen zu bereiten. Hör' mich an, Moses," und bei diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand, zog ihn an sich und schloß ihn liebend in die Arme, „ich hab' mich eingesetzt für dich, ich habe mich zum Pfand gegeben. Auf mich allein fällt alle Schuld, wenn der Friede dieses Hauses gestört wird. Probier' es wenigstens! Vielleicht ist die Meinung, die du jetzt von diesem Studium hast, ein Vorurteil; es ist ja möglich, daß es dich befriedigt, daß du Interesse daran findest und auch Vergnügen. Diese Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen, und du wirst vielleicht auch als Jurist dich als den freien und souveränen Arbeiter fühlen, als den du dich bisher gefühlt hast."

„Und das sagst du mir?" fragte Moses. „Du, die begeisterte Verehrerin Schillers? Seinen Aufsatz über das Studium der Universalgeschichte hat er für dich nicht geschrieben? Und was er über den Unterschied zwischen dem philosophischen Kopf und dem Brotgelehrten sagt, das ist deinem Gedächtnis entschwunden?"

„Nicht so, mein Sohn," sagte die Mutter, „nicht diese Bitterkeit! Besänftige dich und reden wir ruhig über die Sache. Ich begreife deine Aufregung, aber deine Berufung auf Schiller scheint mir, mehr zu meinen als zu deinen Gunsten zu sein."

„Wie so?" fragte Moses, noch immer heftig erregt.

„Es ist freilich schon lange her," fuhr die Mutter fort, „seitdem ich diesen Aufsatz von Schiller nicht mehr gelesen habe, aber so viel ich mich erinnere, zeigt sich nach Schillers Meinung der Unterschied zwischen dem philosophischen Kopf und dem bloßen Brotgelehrten nicht darin, daß der eine diesen und der andere einen anderen Beruf wählt, daß sich der eine dieser, der andere einer anderen Wissenschaft widmet; vielmehr scheint mir, wenn ich ihn recht verstanden habe, Schillers Meinung die zu sein, daß sich der Unterschied zwischen dem philosophischen Kopf und dem Brotgelehrten in jedem Studium und in jeder Wissenschaft ergibt; gerade darin zeigt sich der philosophische Kopf im Gegensatze zum Brotgelehrten, daß er sein Studium, es mag sein, welches es wolle, von einem höheren Gesichtpunkte auffaßt, es mit philosophischem Geiste durchdringt, nach allen Seiten hin vertieft; während der Brotgelehrte zittert, wenn in seiner Wissenschaft irgend eine neue Entdeckung gemacht wird, weil er sich mit dem, was er gelernt hat, begnügt, sein Studium ein= für allemal als abgeschlossen betrachtet und fürchten muß, daß durch eine neue Entdeckung auf dem von ihm als abgeschlossen betrachteten Gebiete all sein Wissen über den Haufen geworfen und er selbst gezwungen sein wird, sein Studium nochmals von vorne anzufangen. Versuche es also nur getrost, mein Sohn, mit den juristischen Studien, und dein philosophischer Geist wird auch auf diesem Felde Gelegenheit haben, sich zu vertiefen und eine innere Befriedigung zu finden. So wirst du dem Vater und zugleich auch dir selbst genug tun, und was du in diesem Augenblicke als ein Opfer betrachtest, wird sich dir im Laufe der Zeit, bis du einigermaßen in den Inhalt dieser Studien eingedrungen sein wirst, in eine Quelle reiner geistiger Freuden verwandeln."

Moses schwieg. Dieses Schweigen war beredt genug. Er konnte den eindringlichen Worten der Mutter nichts Vernünftiges entgegensetzen. Er störte den Frieden des Hauses nicht; er ergab sich. Es

war ein Akt der größten Selbstverleugnung von der Mutter nicht minder als von dem Sohne, da sie ihm das Versprechen abforderte, seinem Ideal zu entsagen.

VIII.

Der Schritt war getan. Moses war in die juridische Fakultät eingetreten und suchte sich, so gut er es konnte, in die neue Lage hineinzufinden. Er hatte sich bisher zu wenig mit dem Menschen beschäftigt, aber doch das Leben und Treiben in der großen Stadt schon einigermaßen kennen gelernt, genügend, um auf den Gedanken zu kommen, daß der Mensch doch auch ein Naturwesen sei, das der Betrachtung mindestens ebenso wert ist wie irgend eine Naturerscheinung oder ein geometrischer Satz. Vielleicht, sagte er sich, hat die Mutter recht; es mag von Interesse sein, zu erfahren, auf welche Art und durch welche Ursachen der Mensch das geworden ist, was er heute ist, aus welchem Ursprung alle diese Gesetze stammen, die das Verhalten der Menschen vorschreiben und deren Verkehr regeln, und weshalb diese Gesetze gerade so sind, wie sie sind. Und so hatte er einem Ideal entsagt, aber ein neues Ideal gewonnen.

Nicht also, wie man meinen möchte, mit Mißbehagen und Voreingenommenheit begann er die neuen Studien. Er hörte die Professoren und beobachtete die Welt. Er fand in Wien hinreichend Gelegenheit zu sehen, wie sich Menschen quälen, nur um das Stückchen Brot des täglichen Bedarfes zu erwerben, und wie selbst dieses Wenige so manchem unerreichbar bleibt. Er las in den Zeitungen häufig genug von Selbstmorden, die aus Not begangen, von Verbrechen, die infolge bittersten Mangels verübt wurden, und da legte er sich denn eines Tages allerdings sehr ernstlich die Frage vor, wer eigentlich der Menschheit einen größeren Dienst leiste, der Naturforscher, dessen Erfindungen zum Vorteile der Menschen ausgebeutet werden, oder derjenige, der den Menschen in ihren Leiden unmittelbar zu Hilfe kommt. Was nützt es — so fragte er sich — einem Menschen, der sich in die Donau stürzt, weil er nichts zu essen hat, daß etwa zu gleicher Zeit eine wichtige neue Entdeckung gemacht worden ist? Wir fahren jetzt mit der Eisenbahn bequemer

und schneller als man früher gefahren ist, und vielleicht wird man einmal mit dem Luftballon fahren, noch weit geschwinder als jetzt. Das wäre gewiß ein großartiger Triumph für den menschlichen Geist; werden aber die Menschen darum glücklicher sein? Wird Hinz, dem der Magen knurrt, zu essen haben, weil es dem Kunz, der nicht weiß, was Hunger heißt, ermöglicht ist, von Wien nach Paris durch die Luft zu fliegen?

Ähnliche Betrachtungen stellte er öfter an, und dies führte ihn nach und nach dahin, sein neues Ideal in einem noch schöneren Lichte zu sehen als das frühere, dem er entsagen mußte. Er war also schon weit davon entfernt, es dem Vater zu verübeln, daß er ihn in eine Richtung dränge, in der er gezwungen war, sich mit dem Schicksal der Menschen, mit deren Wohl und Weh ernstlich zu befassen, und was er anfänglich als eine Sklavenarbeit betrachtete, darin erblickte er nun eine des freien Menschen im höchsten Sinne würdige Aufgabe und Beschäftigung. Er gewann wieder die Freude am Dasein, die er durch die ihm abgerungene Entsagung einzubüßen in Gefahr gewesen, und mit vollem Eifer gab er sich den Studien hin. Er studierte Rechtphilosophie, Statistik, Nationalökonomie, Strafrecht, Rechtgeschichte, kurz alle die Disziplinen, wie sie der Jurist im Laufe der aufeinanderfolgenden Semester zu absolvieren hat; aber je mehr und je tiefer er in den Geist dieser Wissenschaften einzudringen suchte, desto mehr und mehr sah er die Ideale zerrinnen, die er sich da aufs neue gebildet; er verlor die Lust an den Studien, und mit dieser auch den Lebensmut. Ein Gedanke aus der Kinderzeit tauchte in seinem Geiste wieder auf, die Gerechtigkeit, die er überall gesucht. Er suchte sie auch jetzt wieder, konnte sie aber in den neuen Studien nicht finden; er fand da überall nur Gesetz und Recht, aber nicht Gerechtigkeit. Er sagte sich: die Menschen sind von Natur ungleich. Der eine ist groß, der andere klein; der eine ist stark, der andere schwach; der eine ist gesund, der andere krank. Und wie mit den körperlichen Eigenschaften, verhält es sich auch mit den geistigen: der eine ist begabt, der andere nicht; der eine ist gescheidt, der andere dumm; der eine ist lebhaft, der andere träg, und so alles andere, was man nicht aufzuzählen braucht. Diese Ungleichheiten, die von der Natur her-

rühren, sind natürlich nicht zu beseitigen; man muß sie als Tatsachen gelten lassen. Aber die Gegensätze, die sich aus diesen Ungleichheiten ergeben, sollten durch das, was nicht von der Natur unmittelbar, sondern durch die Menschen gemacht und festgesetzt wird, wenigstens gemildert werden. Das wäre eine ausgleichende Gerechtigkeit. Anstatt einer solchen Ausgleichung aber, was sehen wir? Zu den natürlichen Ungleichheiten fügen die Menschen noch andere künstliche Ungleichheiten hinzu, und die Gegensätze, die man lindern sollte, werden verschärft. Darin liegt keine Gerechtigkeit. Das war bei den mathematischen Studien doch anders. Wenn man z. B. bedenkt, daß der Winkel im Halbkreis immer ein rechter ist, so ist dies eine Tatsache, über die man nicht genug staunen kann. Im Halbkreis sind unzählige Winkel möglich, und jeder ist von dem anderen verschieden nach Lage der Schenkel; allein, wie verschieden die Lage der Schenkel auch sein mag, sie ruhen alle auf den Endpunkten eines Durchmessers und haben ihren Scheitel in einem Punkte der Peripherie, und darin liegt die Ausgleichung für ihre Verschiedenheit. Der Winkel im Halbkreis ist unter allen Umständen ein rechter, darin liegt Gerechtigkeit; es sind gleichsam alle Winkel im Halbkreis gleichberechtigt. Das kann man von den Menschen nicht sagen. Die Menschen sind nicht gleichberechtigt. Sie sollten es aber sein. Denn bei allen Verschiedenheiten, durch die sie sich voneinander unterscheiden, haben sie doch das Gemeinsame, Mensch zu sein; und dieser Titel sollte in der Tat genügen, sie alle mit gleichen Rechten auszustatten, wenn sie schon von Natur mit gleichen Kräften ausgestattet sind. Wo also ist Gerechtigkeit? Allein in der Wahrheit! Wo aber ist Wahrheit? Wo anders, als in der Mathematik! Einzig und allein in der Zahl, in dem Abgemessenen, in dem Abgewogenen liegt die höchste Gerechtigkeit.

In solcher Stimmung befand sich Moses an jenem Tage, an dem er sich die „Wunder des Himmels" gekauft und die Bekanntschaft Littrows in der Buchhandlung gemacht. Wie sehr entmutigt er war, geht deutlich genug aus dem Gespräche hervor, das er an jenem Tage mit dem Professor Littrow geführt. Wonach sein Herz verlangte und was er meinte, das hatte er vergeblich in den Hörsälen der juridischen Fakultät gesucht; was er da kennen gelernt,

war ein durch Jahrhunderte und Jahrhunderte künstlich aufgeführter Bau, dessen Grundriß aufzufinden, er sich umsonst bemühte; nur zu bald mußte er einsehen, er sei einen Weg gegangen, auf dem ihm keine Früchte entgegen reiften; er hatte sich getäuscht. Was aber das allerschlimmste bei der Sache war: der Fehler war gar nicht wieder gut zu machen.

Dem Vater das Geständnis ablegen, daß er zu den juridischen Studien keine Neigung habe, das hieße in dessen Augen so viel, als erklären, daß er die Studien gänzlich aufgebe. Hätte es sich anders verhalten, so würde sich die Mutter damals, als sie ihn so sehr bestürmte und sein Herz so sehr bedrängte, nicht auf die Seite des Vaters gestellt haben. Es wäre also auch aussichtlos gewesen, sich an die Mutter zu wenden und sie vertrauenvoll ins Geheimnis zu ziehen. Der Vater hätte es ja doch über kurz oder lang erfahren müssen, und dann hatte es mit dem Studieren überhaupt ein Ende. In seiner Heimat wollten die Leute ohnehin lange Zeit sein ganzes Studieren nicht ernst nehmen, da sie meinten, er werde als einziger Sohn eines reichen Hauses ja doch einmal das Geschäft des Vaters übernehmen. Gab er nun die Studien auf, so hätten die Leute, die immer alles vorher gewußt haben wollen, recht behalten, und an spöttischen Bemerkungen über den „gelehrten Kaufmann“ hätte es nicht gefehlt. Dem durfte er sich nicht aussetzen, ja er durfte dies auch seinen Eltern nicht antun; es wäre eine Schande gewesen, und so blieb ihm nichts übrig, als seiner Neigung im Geheimen nachzugehen. Vor der Welt galt er als Jurist; in seiner Stube trieb er Mathematik und Mechanik. Er kam sich vor wie ein unglücklich verheirateter Ehemann, der an seinem Weibe kein Wohlgefallen findet und für ein anderes Wesen eine unbezwingliche Neigung im Herzen trägt.

Das freiere Universitätleben begünstigte diese Neigung und machte es ihm leicht möglich, ihr nachzugehen. Auf dem Gymnasium hatte er sich doch hie und da Zwang antun müssen; da durfte er auch jene Gegenstände, die ihn weniger anzogen, nicht vernachlässigen. Das Semestralzeugnis war eine unvermeidliche Kontrolle seiner jeweiligen Bemühungen. Auf der Universität fiel diese Kontrolle weg. Zu einem Kolloquium kann man nicht gezwungen werden;

er machte daher auch keines. Sobald er die Überzeugung gewonnen, daß die juridischen Vorlesungen seinem Geiste nicht die Erquickung zu bieten vermögen, deren er bedurfte, hörte er auf, deren regelmäßiger Besucher zu sein, und dies führte allmählich dahin. daß er sie gänzlich beiseite liegen ließ. Er hielt den Kampf gegen das Gewordene für die Aufgabe der Vernunft, aber er erkannte zugleich, daß der einzelne unvermögend sei, diesen Kampf aufzunehmen. Er besaß sozusagen eine theoretische Energie, aber keine praktische; seine Energie war nach innen gerichtet, auf sein eigenes Gemütleben, aber nicht nach außen, nicht auf die Welt. Er war nicht der Mann, um die Aufgabe des Weltbeglückers auf seine Schultern zu laden, und so flüchtete er sich aus dem verwirrenden Getriebe der Welt zurück in das körperlose Reich der Zahl, und anstatt sich mit dem Wohl und Wehe der Menschen und den zu solchem Zwecke festgesetzten Institutionen und Gesetzparagraphen zu befassen, beschäftigte er sich mit den Gesetzen der Bewegung toter Massen.

Die Zeit, die er früher in den Kollegien zugebracht, verbrachte er jetzt gewöhnlich auf der Hof- oder Universitätbibliothek. Eines Tages ließ sich daselbst ein junger Mann Littrows „Wunder des Himmels“ geben. Er hörte dies, und schon der bloße Name des Buches hatte einen bezaubernden Klang für sein Ohr. Die „Wunder des Himmels!“ sagte er sich, von diesen Wundern weiß ich nichts. Was mag es da nicht alles zu erfahren geben! Es ließ ihn keine Ruhe; er mußte diese „Wunder des Himmels“ kennen lernen. Ein kurzes Gespräch mit dem jungen Manne, der sich das Werk hatte geben lassen, belehrte ihn, daß ein Anfänger, der sich in die Astronomie einführen will, nichts besseres vornehmen könne, als das Studium dieses Buches. Moses dankte für die Belehrung, und Tags darauf lag das Buch auf seinem Schreibtische.

Sein heimliches Befassen mit Naturwissenschaft und sein gänzliches Vernachlässigen der ihm als Juristen obliegenden Studien prägte aber seinem sonst so offenen und freien Wesen etwas Gedrücktes auf. Er war gleichsam der ihm rechtmäßig angetrauten Gattin untreu geworden; wenigstens mußte er die Sache in diesem Lichte sehen, wenn er an seinen Vater dachte und wenn er sich des Versprechens erinnerte, das er vor dem Eintritte in die Universität

seiner Mutter gegeben. Daß er imstande sein sollte zur vorgeschriebenen Zeit die Staatsprüfung oder gar die Rigorosen abzulegen, davon konnte, das sagte er sich wohl selbst, keine Rede sein. Dieses Bewußtsein drückte ihn nieder, und das war auch der Grund, weshalb er an jenem Tage, da er sich die „Wunder des Himmels" kaufte, das Buch in so schüchterner und verlegener Weise verlangte. Vom Standpunkte der Pflicht betrachtet, war dies Gefühl nur allzu leicht erklärlich; er trieb Allotria, und es war für ihn keine kleine Erleichterung seines beschwerten Gemütes, als er in dem Gespräche mit Professor Littrow allmählich immer mehr ins Feuer geriet und sich so weit hinreißen ließ, dem alten freundlichen Herrn ganz rückhaltlos zu bekennen, wie es in seinem Innern aussehe.

Die Bekanntschaft, die Moses da in der Buchhandlung so unvermutet gemacht, regte ihn sehr auf, da sie einen Strahl freudiger Hoffnung in seine Brust warf. Er meinte nämlich, wenn sich ein Mann von solcher Autorität wie Littrow herbeiließe, ein gutes Wort für ihn einzulegen, so möchte es vielleicht mit Hilfe der Mutter gelingen, den Widerstand des Vaters zu besiegen, und frei und offen vor aller Welt könnte er dann seiner Neigung folgen. Allein wie sollte das bewirkt werden? Auf welcher Grundlage konnte er an den Professor mit einem solchen Ansuchen herantreten? Noch stand ihm kein Recht zu einem solchen Schritte zu; also war es zunächst sein Bestreben, den Anspruch auf dieses Recht zu gewinnen. Vor allem galt es, sich an die Arbeit zu machen. Dazu trieben ihn nun der Eifer für die Sache und die Hoffnung, die da in ihm aufstieg, in gleicher Weise an.

Welche Wonne gewährte ihm dieses Buch, diese neue Wissenschaft! Schon die mathematische Geographie, die er auf dem Gymnasium kennen gelernt, hatte ihn ganz glücklich gemacht, wie dann erst die Astronomie! Die Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne, die kannte er; aber die scheinbare Bewegung des ganzen Himmelgewölbes, was wußte er davon? Er hatte bisher nichts gewußt von Polhöhe, von Zenithdistanz, von Reaszension, von Azimuth, von Stundenkreisen und dergleichen. Das waren ihm lauter unbekannte Dinge. Die Einleitung, auf deren gänzliches Durchdringen der Verfasser einen so großen Wert legt, mußte er

zweimal lesen, bevor es ihm gelang, den Sinn aller der verschiedenen Bezeichnungen richtig aufzufassen und durch die mannigfach sich schneidenden Kreise nicht verwirrt zu werden. Um so rascher ging es aber dann von statten, nachdem er die ersten Schwierigkeiten überwunden und den ganzen Inhalt der so wichtigen Einleitung zu seinem geistigen Eigentum gemacht. Hie und da stieß er allerdings auf Behauptungen, wo der Verfasser, der sein Werk nicht bloß einem mathematisch gebildeten Leser, vielmehr einem gebildeten Publikum im allgemeinen zugänglich machen wollte, das Resultat einer Rechnung hinstellt, ohne den Weg anzugeben, wie man zu diesem Resultate gekommen sei. Moses, dessen Geist keinerlei Art von Dunkelheit vertragen konnte, hätte an derartigen Stellen freilich weit lieber die durchgeführte Rechnung als das bloße Resultat gefunden; aber, als ein mathematisch geschulter Kopf machte er sich daran, aus den gegebenen Bestimmungstücken die Rechnung selber durchzuführen, und nachdem er einige solche Versuche gemacht und seine sich aus der Rechnung ergebenden Resultate mit den im Buche verzeichneten genau oder nahezu übereinstimmend gefunden, legte er sich zum Behufe solcher Ausführungen ein eigenes Heft an, auf dessen Titelblatt er nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl die Worte schrieb: Zusätze und Erläuterungen zu Littrows „Wunder des Himmels“.

Mit der ganzen Innigkeit seiner Seele versenkte er sich nun in die Betrachtung der Bewegungen der Himmelkörper. Er bewunderte die Kraft des menschlichen Geistes, der es gelungen war, aus der scheinbaren Bewegung des ganzen Himmels um die kleine Erde die Natur der wirklichen Bewegung zu ermitteln. Er zollte aber dem Genie eines Ptolemäus nicht geringere Bewunderung, als dem des Kopernikus; denn er sah ein, daß die Erklärung der Erscheinungen am Himmel nach dem verwickelten Ptolemäischen System mit seinen Epizyklen einen außerordentlich hohen Grad von Scharfsinn erforderte, wenn freilich der Genieblick eines Kopernikus in die Erklärung dieser Erscheinungen eine Einfachheit gebracht hat, die befreiend wirkt, wie das Erwachen aus einem bangen Traum.

Es stellte sich ihm aber beim fortschreitenden Studium des Buches ein anderes Hindernis entgegen, ein Hindernis, das er nicht

kraft eigenen Nachdenkens bewältigen konnte. Es war da nämlich die Rede von gewissen Sternbildern. Es begegneten ihm Namen, wie Orion, Kassiopeia usw. Die Sternbilder des Zodiacus wurden genannt, es war die Rede vom Sirius, als dem unserm Sonnensystem nächsten Fixstern. Von allen diesen Sternen und Sternbildern hatte er keine Ahnung, und es war ihm, so oft er zu solch einer Stelle kam, verdrießlich, entweder stehen zu bleiben und nicht weiter zu kommen, oder über sie hinwegzugehen, ohne von der Sache die nötige Kenntnis gewonnen zu haben. Er besann sich zwar rasch genug auf ein Auskunftmittel. In einer der mehrfachen Vorreden des Buches hatte er von einem „Atlas des gestirnten Himmels" gelesen, daran erinnerte er sich; also kaufte er sich den Atlas. Da fand er nun allerdings die Namen der Sternbilder, die er suchte, verzeichnet; aber nur zu bald sah er ein, daß er sich hierdurch in seinem Wissen nicht gefördert fühle. Er hatte mit dem Atlas nichts erreicht, als daß er einen Namen, den er früher im Buch gefunden, nun auch auf der Karte fand; allein der Name blieb doch nur eine leere Bezeichnung ohne Inhalt. Eine Kenntnis des gestirnten Himmels gewann er durch den Atlas nicht, und das erkannte er mit völliger Bestimmtheit, daß sich eine wirkliche Kenntnis des gestirnten Himmels nur durch die wirkliche Anschauung des Himmels gewinnen lasse. Mit Ungeduld erwartete er nun das Hereinbrechen der Nacht.

Es war ein strenger Wintertag und der Abend ließ nicht lange auf sich warten. So wie es dunkel geworden, verließ Moses das Haus und suchte besonders jene Straßen und Plätze auf, die dem Beschauer des Himmels das breiteste Gesichtfeld bieten. Dies waren zumeist die verschiedenen Teile der breit angelegten Ringstraße, der Stadtpark, die Anlagen vor dem Rathause usw. Da sah er nun hinein in die glitzernde Pracht der Sterne; allein dieser Anblick sagte ihm nichts; das Anschauen der Sterne war für ihn mehr verwirrend als belehrend. In dem Gewühle der unzähligen Gestirne konnte er sich nicht zurecht finden, und was er im Buch und auf der Karte gelesen, das konnte er am Himmel nicht finden. Auf seiner Karte war die Himmelwölbung auf eine Fläche projektiert; demgemäß war der Nordpol der Mittelpunkt der Karte

des nördlichen Himmelgewölbes. Das verstand Moses nicht; es verwirrte ihn. Er hatte bisher nur mit geographischen Karten Bekanntschaft gemacht; da war immer Norden oben, Süden unten usw. Ferner waren auf der Himmelkarte die einzelnen Sterne miteinander derart durch Linien verbunden, daß die Figuren, die hieraus entstanden, den Bezeichnungen der Sternbilder einigermaßen entsprachen. Am wirklichen Himmel finden sich diese Linien natürlich nicht; da er nun die im Atlas umschriebene Figur am Himmel nirgends erblickte, so wußte er auch die Sterne, aus denen sich eine solche Figur zusammensetzt, nicht aufzufinden. Mit unermüdlicher Ausdauer ging er des andern Tages wieder an sein Buch und blätterte in den bereits gelesenen Partien.

Er sah ein, daß ein planloses Begaffen des nächtlichen Himmels zu nichts führe; also versuchte er es zunächst, sich einen Plan zu machen. Er hatte gelesen, wie man dazu gelange, den Großen Bären aus den Polarstern zu finden. Des Abends trat er seine astronomische Wanderung wieder an, und nun wußte er, was er suche. Er richtete den Blick nach der nördlichen Seite des Himmels und sofort hatte er, ohne daß es ihm jemand zu zeigen brauchte, die sieben Sterne herausgefunden, die den „Wagen“ bilden; nun zog er in Gedanken von den zwei hinteren Rädern des Wagens die im Buche angegebene Verlängerung, und mit Hilfe dieser in Gedanken gezogenen geraden Linie gelangte er bald zu einem Stern, der nach seiner Schätzung kein andrer als der Polarstern sein konnte. Noch war er seiner Sache nicht gewiß, aber er hatte doch eine Vermutung. Vielleicht, meinte er, ist hier ein Anhaltpunkt gewonnen, von dem aus sich weiterschreiten ließ.

Der Himmel war klar, die Nachtluft kalt. Es trieb ihn, sich ein wenig zu erwärmen. Er ging in eine Bierhalle und trank ein Glas „Lager“. Hier war er bald der unfreiwillige Zuhörer eines Gespräches, das am Nachbartisch geführt wurde und ihn umsomehr interessierte, als es ein Thema betraf, mit dem er selbst sich schon vor Jahren in intimster Weise beschäftigt hatte, nämlich die Wahl des Berufes und die Freiheit in dieser Wahl. Da hörte er Ansichten und Behauptungen verteidigen und angreifen, die die zarteste und empfindlichste Seite seiner Seele berührten, und es

hielt ihn fest am Orte; es ließ ihn nicht fort, so daß Mitternacht bereits vorüber war, als er endlich das Lokal verließ. Sogleich suchte sein Auge wieder den Wagen. Aber wie erstaunte er, da er diesen an einem ganz andern Orte fand, als wo er ihn vor einiger Zeit gesehen. Wieder zog er durch die zwei Hinterräder die vorgeschriebene Verlängerung, und siehe da, er stieß genau wieder auf denselben Stern, in welchem er früher den Polarstern vermutete. Nun war kein Zweifel mehr; er hatte den Polarstern gefunden. Aber wie ist es mit dem Wagen? Warum war dieser von seinem Platze verschoben? Er las darüber nach und schalt sich töricht, daß er sich über diese Verschiebung verwundern konnte. Daß sich die Sonne des Tages über an verschiedenen Punkten des Himmels befindet, daß sie des Morgens im Osten aufgeht, des Mittags hoch im Süden steht und des Abends im Westen untergeht, das habe ich seit meiner Kindheit alle Tag' gesehen, und es hat mich nicht gewundert, und hier bei dem Wagen ist es ja dasselbe! Und ohne alle Schwierigkeit fand er nun in der scheinbaren Umdrehung des ganzen Himmels um die Erde die natürliche Erklärung für die verschiedene Stellung des Sternbildes zu verschiedener Zeit. Er ging daran, sich den Vorgang durch eine Zeichnung zu veranschaulichen. Er nahm ein Blatt Papier. In diesem Augenblicke, da er begann die Zeichnung zu entwerfen, hatte er auch die Auflösung einer andern Frage gefunden; es wurde ihm plötzlich klar, weshalb auf seiner Sternkarte der Nordpol in der Mitte des Blattes angegeben sei; denn ohne sich lange zu besinnen, hatte er selbst auch auf seinem Blatte dem Polarstern einen Platz angewiesen, der ihn zum Mittelpunkte eines Kreises machte. Er hatte es instinktiv gefühlt und rasch darauf mit klarem Verstande erfaßt, daß sich der Vorgang auf keine andere Weise darstellen lasse. Um den Polarstern, als um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt, zog er nun sieben konzentrische Kreise, den Abständen der sieben Sterne vom Polarstern entsprechend. Hier bezeichnete er durch je einen Punkt auf jeder der sieben Peripherien den Stand des Sternbildes für eine bestimmte Zeit. Wenn nun, so sagte er sich, diese sieben Sterne in ihren Abständen von dem Polarstern ihren Kreislauf vollziehen, so läßt sich der Stand des Sternbildes für jede beliebige Zeit leicht

angeben. Er zeichnete zunächst nach Drehungen von neunzig Graden vier Hauptstellungen: rechts und links und oberhalb und unterhalb des Polarsterns, und nun hatte er die Sache in seiner Gewalt, derart, daß er am folgenden Abende beim Anblick des Großen Bären schon vollkommen imstande war, mit Genauigkeit vorher zu bestimmen, wo er nach Verlauf einer gegebenen Zeit das Sternbild am Himmel finden werde.

Um sich von dem Eintreffen seiner Vorausbestimmung zu überzeugen, mußte er einige Zeit verstreichen lassen. Dies konnte sehr gut wieder, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, bei einem Glas Bier geschehen, und so begab er sich in ein Gasthaus, um den Verlauf der Zeit, die er sich festgesetzt, abzuwarten.

Als er dann aus dem Wirtshaus herauskam und den Stand des Sternbildes mit seiner Vorherbestimmung im Einklang fand, war er voll Freude und Begeisterung. Es beherrschte ihn der Gedanke, daß nur da wahre Wissenschaft sei, wo man imstande ist, mit Gewißheit vorauszusagen, was eintreten wird. Wo man nichts mit Gewißheit vorherbestimmen, nichts voraussagen kann, da ist vielleicht Wissen möglich, Gelehrsamkeit, aber keine Wissenschaft.

Er hatte diesen Gedanken vielleicht etwas zu laut gedacht, denn er erregte die Aufmerksamkeit einiger Passanten, die mit ihrem Urteile über ihn gleich fertig waren: „Dös is a Sterngucker,“ sagte der Eine, „A Narr is es!“ sagte der Andere, und sie lachten alle unbändig, indem sie weiter gingen. Sie wußten nichts von dem Glück in seinem Herzen, so wenig wie die alte Köchin, die dem Studenten seit so vielen Jahren herzlich zugetan war und nichts auf ihn kommen ließ, jetzt aber über die neue Lebensart, der er sich hingab, bedenklich den Kopf schüttelte.

In der Familie, bei der Moses wohnte, galt er bisher als ein solider junger Mann. An den Zechgelagen, wie sie bei Studenten üblich sind, hatte er keinen Anteil genommen. Durch seine Abneigung gegen die Juristerei wäre er leicht so manchem zur Zielscheibe des Spottes geworden, und ein Konflikt mit dem Einen oder Anderen wäre vielleicht die Folge gewesen. So hatte er sich gewöhnt, die Abende zu Hause auf seiner Studierstube zuzubringen. Beim Hausmeister war er aus diesem Grunde nicht gerade sehr

angesehen, desto mehr aber galt er bei den Hausleuten und ganz besonders bei der alten Köchin, die fest und steif behauptete, daß es einen solchen Studenten wie Moses noch nicht gegeben habe, seitdem Wien steht.

Das Alles war nun mit einemmale anders geworden. In der Achtung des Hausmeisters, der nun Tag für Tag seinen Sperrsechser von ihm erhielt, war er sehr gestiegen: aber die gute Meinung der schlichten Hausleute, bei denen er bisher in so gutem Ansehen gestanden, und besonders der alten Köchin, die ihn gegen jedermann so herausgestrichen, war erschüttert. Man wußte es sich nicht zu erklären, weshalb er jetzt niemals vor Mitternacht, manchmal noch viel später nach Hause komme. Er muß in eine lieberliche Gesellschaft geraten sein; dies war die naheliegende Erklärung der so auffallenden Veränderung. Der Quartierherr, der in früheren Jahren über ihn die Aufsicht geführt, hielt es nicht mehr an der Zeit, ein solches Recht noch weiter auszuüben, geschweige denn dem jungen Manne direkt einen Vorwurf zu machen. Moses war ja bereits ein erwachsener Mensch, der über sein Kommen und Gehen niemandem Rechenschaft zu geben hatte, und der Herr Rosenthal, dem der Quartiergeber Mitteilung davon gemacht hatte, schien die Sache gar nicht tragisch zu nehmen, indem er meinte, es liege nichts daran, wenn ein junger Mensch das Leben genieße und sich ein bißchen austobe. Moses selbst war es nicht eingefallen, für sein nächtliches Ausbleiben einen Grund anzugeben, den wahren Grund hätte man für die albernste Ausflucht gehalten. Die Leute wußten ja, daß er Jus studiere. Was geht einen Juristen der gestirnte Himmel an? Hat man es je gehört, daß ein Jurist halbe Nächte damit zubringe, die Sterne anzuschauen? Moses war übrigens viel zu naiv, um die Veränderung, die sich in den Köpfen seiner Hausleute vollzogen, zu bemerken. Er schwieg; seine Hausleute schwiegen auch und machten sich ihre Gedanken. Wien bietet allerdings der Reizmittel genug, die imstande sind, einen jungen Mann während der Nachtstunden zu fesseln. Die Frage war nur, was der Vater dazu sagen wird, wenn er es einmal erfahren sollte.

Unbekümmert um solche Besorgnisse ging Moses regelmäßig

aus, so wie es Nacht geworden war und kam immer wieder spät nach Hause. Wie hätte dies auch anders sein können? Am Himmel gab es noch mehr Sternbilder anzuschauen, und er wollte sie alle kennen lernen. Er las in seinem Buche von dem schönen Sternbilde Orion und hatte ein beschämendes Gefühl, da diese Lektüre ihn belehrte, daß das Sternbild Orion ein allgemein bekanntes sei. Er mußte sich gestehen, daß dies allgemein bekannte Sternbild ihm selbst nicht bekannt sei. Er suchte des Abends den ganzen südlichen Himmel durch, war aber nicht imstande es aufzufinden. Das war nicht so leicht, wie dem Großen Bären. Der Große Bär gehört zu den Zirkumpolarsternen und ist immerfort am Himmel sichtbar; der Orion nicht, dieses Sternbild geht auf und unter. Der Orion war eben noch nicht aufgegangen. Das wußte Moses nicht. Es verstimmte ihn. In solcher Lage blätterte er immer wieder in früheren Partien des Buches, um den gewünschten Aufschluß zu finden. Da gelangte er denn durch das aufmerksame Anschauen der Abbildung des Himmelglobus zu der Entdeckung, daß er mit Hilfe eines solchen Apparates Aufschlüsse erhalten könnte, die die Sternkarte nicht zu bieten vermag. Am anderen Tage stand der Himmelglobus in seinem Zimmer. Die Hausleute machten verdutzte Gesichter, als man das Ungetüm hereinbrachte; Moses aber hatte jetzt das Mittel in der Hand, jedes Sternbild am Himmel aufzufinden. Mit großer Aufmerksamkeit las er das Kapitel über den Gebrauch des Himmelglobus und befolgte genau die für dessen Handhabung gegebenen Vorschriften. Er richtete sich den Globus dergestalt, daß die Achse mit der Himmelachse zusammenfiel, und so wie er nnn von dem Polarstern auf seinem Globus nur die Verlängerung nach dem Himmel zu ziehen hatte, um auf den Polarstern am Himmel zu treffen, so konnte er nach derselben Methode jeden anderen Stern am Himmel finden. Der Globus mußte für die Durchführung nur richtig eingestellt sein. Demgemäß fiel es ihm an den folgenden Abenden nicht mehr schwer, den Orion auf der Südseite des Himmels zu entdecken, und von diesem Sternbilde aus fand er auch bald den hell strahlenden Sirius sowie die Zwillinge, Kastor und Pollux, die ihm vom Gymnasium her bloß aus der Mythologie bekannt waren; er fand nach und nach die Kassiopeia,

die Leier, den Schwan, kurz er lernte allmählich die wichtigsten Sternbilder kennen und machte im Verlaufe der Zeit so riesige Fortschritte, daß er sich am gestirnten Himmel so zurecht fand, wie in den Gassen und Straßen der Kaiserstadt.

Die ganze Umdrehung des Himmelgewölbes, die scheinbaren wie die wirklichen Bewegungen der Himmelkörper, das alles war ihm vollkommen deutlich und klar, und er fühlte sich glücklich in dieser Erkenntnis. Er beschränkte sich jetzt auch nicht mehr auf Littrow, sondern las und studierte auch andere Werke, und ganz besonders beglückte ihn die Abhandlung von Kant über die „Naturgeschichte des Himmels“. Wenn irgend etwas imstande war, dies Glück zu trüben, so war es der Gedanke, daß er dem Vater gegenüber nicht seine Pflicht erfülle und das der Mutter gegebene Versprechen nicht halte. Dieser Gedanke war peinlich und warf einen düstern Schatten in seine sonst so helle Daseinfreude. Aber, so stark war sein Erkenntnisdrang, diese Schatten schwanden immer mit jeder neuen Wahrheit, die seine wissendurstige Seele in sich eingesogen. Es erfüllte sein Gemüt mit einer unbeschreiblichen Wärme, als er las, daß der chinesische Kaiser Tschu-Kong in dem Jahre 1100 vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung, als zur Zeit, da Kodros in Athen und David in Judäa lebten, die Höhe der Sonne in den beiden Solstitien mit einem Gnomon beobachtet habe. „Ist es nicht eine Schande,“ sagte er sich, „daß vor dreitausend Jahren schon ein chinesischer Kaiser imstande war, die Polhöhe von Honan-Fu zu bestimmen, während in Europa heute noch tausende von gebildeten Menschen leben, die nicht einmal wissen, was man unter der Polhöhe eines Ortes zu verstehen hat!“

Während sich Moses so mit ganzer Seele seinen Studien ergab, vollzog sich in seinem Heimatorte ein für den Lauf der Welt unbedeutendes, für zwei Herzen aber, die seit langer Zeit in stiller Heimlichkeit einander entgegenschlugen, großes, wichtiges Ereignis. Hans und Genoska waren Brautleute geworden. Moses erhielt die Nachricht von der Verlobung Genoskas so nebenbei in einem Briefe der Eltern. Daß diese Verlobung nicht schon früher stattgefunden, daran war Moses Schuld. Das wußte er aber nicht. Hans mit seiner unglückseligen Eifersucht hatte es nicht gewagt, die Sache zu

berühren; der Zufall mußte ihm zu Hilfe kommen, ihm den nötigen Mut einzuflößen. Der Meister klagte eines Tages über Kopfschmerz und saß ruhig in der Werkstätte, ohne an der Scheibe zu arbeiten. Da faßte sich Hans ein Herz, und: „Meister," sagte er, „seht doch nur, Ihr werdet jeden Tag älter, und Gott erhalt Euch noch lange, aber —"

„Gewiß," erwiderte der Meister, „ich weiß schon was du sagen willst; auch sie wird jeden Tag älter! Was soll ich aber tun? Es meldet sich ja niemand! Soll ich mit ihr hausieren geh'n?"

„Es wär' schon Einer da," sagte Hans.

„Und warum meldet er sich nicht?" fragte der Meister.

„Ja nun," meinte der Geselle, indem er sich hinter dem Ohr kratzte, „es schmeckt eben keinem, sich abweisen zu lassen."

„Abweisen?" fragte der Meister, „kann man denn sagen, daß sie hochmütig ist?"

„Es muß ja nicht g'rade Hochmut sein," sagte der Geselle.

„Was wär's denn sonst?"

„Sie denkt doch gewiß an keinen Anderen, als an den in Wien!"

„Was sagst du da?"

„Was alle Welt sagt. Den Studenten mein' ich."

„Bist du verrückt?"

„Man könnt' es beinahe werden."

„Hans!" sagte der Meister nach einer kurzen Pause, „was du da gesagt hast, ist ein Unsinn!

„Sie hat ihn halt gern."

„Es kann aber nicht sein, es ist ein Unsinn; ich will ihr den Kopf schon zurechtsetzen," sagte der Meister und verließ die Stube.

Als er dann nach einiger Zeit wieder zurückkam, sagte er zu dem Gesell'n: „Hans! Mit dem in Wien ist nichts; da bist du auf dem Holzweg."

„Er kann sich ja taufen lassen," meinte Hans.

Der Meister aber sagte: „Wenn er sich auch hundertmal taufen ließ. Sie mag ihn nicht."

„Wie?"

„Sie hat einen Anderen gern."

„Wer ist dieser Andere?"

„Ein Eselskopf ist es," sagte der Meister.

„Wie so ein Eselskopf? wer mag das sein?"

„Nun," sagte der Meister, „zum Beispiel du möchtest sie haben."

„Den kleinen Finger ließ ich mir herunterschneiden," rief Hans.

„Das ist just nicht notwendig," sagte der Meister, „aber das Maulwerk muß einer brauchen können."

„Das hab ich nicht gewagt," sagte Hans.

„Und woher soll sie's wissen, daß sie einer mag? Soll's ihr in den Kopf hineinfliegen? Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen."

Hans dachte im stillen über diese Worte nach und legte sich deren Sinn zurecht. Noch am selben Abend hatte Hans die Gelegenheit erspäht, mit Genoffa allein zu sprechen, und: „Jetzt muß es aber gleich auch der Meister erfahren," sagte Hans.

Hand in Hand traten die Beiden in die Stube und: „Da ist der Esel," kicherte Genoffa.

„Meinetwegen," stimmte der Meister in das Lachen ein. „Wenn ihr euch gern habt, in Gottes Namen! alt seid ihr beide genug dazu."

Nun wurde gescherzt und gelacht bis tief in die Nacht hinein; am anderen Tage war das Städtchen voll von der Neuigkeit, die ihren Weg sogar bis nach Wien gefunden.

Moses nahm die Nachricht von der Verlobung Genoffas mit freundschaftlicher Teilnahme auf. Als es kurz darauf zur Hochzeit kommen sollte, wurde er mit einem vom alten Töpfermeister eigenhändig geschriebenen Briefe, der als Einschluß in einem Briefe von den Eltern einlief, zur Hochzeit eingeladen, und er war sofort entschlossen, der Einladung Folge zu leisten.

Er war lange nicht mehr in dem Heimatorte gewesen. Seitdem er die Universität bezogen, war er nicht mehr auf Ferien nach Hause gekommen. Er hatte den Wunsch, ein wenig die Welt kennen zu lernen; besonders zwei Naturschauspiele wollte er sehen: die Alpen und das Meer, und die Mittel, diese Wünsche zu befriedigen, wurden ihm vom Elternhause in mehr als hinreichender Weise gewährt.

Wenn man der Meinung wäre, daß er, der sich in seinem Gewissen, so bedrückt fühlte, seit dem Momente, da er die juristischen Studien, wenn auch nicht förmlich, nur um so entschiedener tatsächlich aufgegeben, eine heilige Scheu trug, den Boden zu betreten, wo die Gewissensbisse ihn nur um so mehr peinigen mußten, je weniger er sich die Kraft zutrauen konnte, den guten, ehrlichen Eltern mit offenem und freiem Auge ins Gesicht zu schauen, so dürfte man nicht sehr fehl gehen. Die Alpen und das Meer waren äußerliche Vorwände, die man zu Hause für bare Münze genommen. Man hatte sich da an seine völlige und ununterbrochene Abwesenheit schon so gewöhnt, daß man nicht im entferntesten daran dachte, die Einladung des Töpfermeisters werde imstande sein zu bewirken, daß er herauskomme. Moses andererseits zog in Erwägung, daß die Zeit verschwindet, Jahr auf Jahr vergeht, daß also sein heimliches Treiben doch bald ein Ende nehmen werde, und so schien im die Gelegenheit erwünscht, nach Hause zu kommen; denn vielleicht, meinte er, ergibt sich in einem Gespräche mit der Mutter auch die Gelegenheit zu einer Generalbeichte und völligen Abrechnung.

Vor seiner Abreise beschloß er, zu Littrow zu gehen. Von dem so freundlichen Anerbieten des Professors hatte er bisher noch keinen Gebrauch gemacht, alle ihm aufstoßenden Schwierigkeiten bisher durch eigene Bemühung und eigenes Nachdenken zu überwinden gesucht. Mit der sogenannten „theoretischen" Astronomie war er fertig; nun wollte er auch die „Topographie" des Himmels kennen lernen, die verschiedenen Planeten, namentlich fühlte er den Wunsch, den Mond durch das Fernrohr zu sehen. Dies konnte er nur auf der Sternwarte. Auch die Einrichtung einer Sternwarte mit ihren mannigfachen Apparaten kennen zu lernen, hatte für ihn einen großen Reiz. Also machte er sich auf den Weg.

Schüchtern trat er bei Littrow ein und sehr kleinlaut sagte er: „Herr Direktor werden sich meiner wahrscheinlich nicht mehr erinnern."

„Ein Wunder wäre es nicht," sagte Littrow, „Sie haben lange gezögert."

Moses wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber Littrow fuhr fort: „Ihr langes Ausbleiben ist entweder ein schlimmes oder

ein sehr gutes Zeichen. Entweder Sie haben sich von den ersten Schwierigkeiten abschrecken lassen, oder Sie haben die Schwierigkeiten überwunden, ohne meine Hilfe nötig zu haben."

Moses sagte: „Herr Direktor werden mich gewiß für sehr undankbar halten, da ich eine solche Gelegenheit, mir Rat zu erholen, bisher gänzlich versäumt habe; auch wäre es von mir eine törichte Prahlerei, wenn ich behaupten wollte, daß mir beim Studium der „Wunder des Himmels" keine Schwierigkeiten aufgestoßen. Vielleicht ist es aber eine genügende Entschuldigung, wenn ich den Ehrgeiz hegte, die Hindernisse, die sich mir häufig genug in den Weg stellten, durch eigene Bemühung zu beseitigen."

„Sie haben sich den Weg hiedurch allerdings nicht abgekürzt," sagte Littrow, „aber diese Gesinnung ist lobenswert, und was die geistige Förderung betrifft, so ist kein Zweifel, daß man dasjenige, was man durch eigene Bemühung erringt, in weit höherem Grade als geistigen Besitz festhält, als was man der Hilfe eines anderen verdankt."

„Ich bin glücklich," sagte Moses, „meine eigene Ansicht von einer solchen Autorität bestätigt zu finden."

„Nun," fragte Littrow, „und was führt Sie heute zu mir?"

„Vor allem," sagte Moses, „ein Gefühl der Dankbarkeit und dann — eine Bitte und — noch eine Bitte."

„Eines nach dem anderen," sagte Littrow. „Womit kann ich Ihnen förderlich sein?"

Moses zog aus der Brusttasche seines Rockes ein Heft hervor, und indem er es dem Professor überreichte, sagte er: „Vielleicht wären Herr Direktor so gütig, einen Blick in dieses Heft zu werfen; es enthält die Früchte meines bisherigen Studiums."

„Wie?" sagte Littrow lächelnd, „so kurze Zeit und schon Autor?"

„Ich bitte, Herr Direktor," sagte Moses, „ich bin weit entfernt von dem Dünkel, auf diesem Blättern etwas geleistet zu haben, was für jemand anderen einen Wert hätte, als für mich; es ist die Arbeit eines Dilettanten, der aber mit Ernst bei der Sache ist."

„Gut," sagte Littrow, „Sie haben aber noch etwas auf dem Herzen!"

„Dieses," sagte Moses, „werde ich erst dann vorzubringen wagen, bis sich der Herr Direktor über diese Aufschreibungen ein Urteil gebildet haben."

„Ich will das Heft lesen," sagte Littrow, „und es wird gut sein, wenn Sie mich recht bald wieder besuchen. Vielleicht schon morgen."

Mit diesen Worten reichte er dem Studenten die Hand zum Abschied. Dieser empfahl sich und ging.

Den ganzen Tag über befand sich Moses in einem Zustande höchster Aufregung; er konnte den Morgen des anderen Tages kaum erwarten. Als er diese erwartungvollen Stunden überstanden und des anderen Tages zu Littrow kam, drückte ihm der Professor seine volle Zufriedenheit aus. „Sie haben," sagte Littrow, „Ihre Sache recht gut gemacht, und bei dem Eifer, den Sie an den Tag legen, ist es wirklich sehr schade, daß Sie sich nicht der Astronomie gewidmet haben, und ich bedaure Sie recht herzlich, wenn ich mir denke, daß Sie durch den Drang der Umstände gezwungen sind, diese Wissenschaft gleichsam nur wie ein schüchterner Liebhaber aus der Ferne zu begleiten. Sie sagten mir aber gestern, daß Sie noch eine zweite Bitte haben. Also, reden Sie offen. Was kann ich für Sie tun?"

„Meine zweite Bitte," entgegnete Moses, „bestand darin, mich in meinem Gewissen über mein eigentlich doch ungerechtfertigtes Vorgehen zu beruhigen; denn, offen gestanden, spiele ich meinen Eltern gegenüber ein falsches Spiel. Ich erscheine mir in meinen eigenen Augen wie ein Betrüger, und auf die Länge der Zeit kann dieses Gaukelspiel nicht aufrecht erhalten werden, endlich muß ich die Maske doch fallen lassen. Wie werde ich vor meinem Vater dastehen, wenn ich ihm entdecke, daß oder wenn er sonst wie dahinter kommt, daß ich das von ihm gewünschte Ziel niemals erreichen werde. Der Gedanke nagt an mir."

„Da sind Sie wirklich in einer schlimmen Lage," sagte Littrow.

„Und in dieser Lage," setzte Moses fort, „ist mir die Tatsache, mir mit meiner kleinen Arbeit Ihre Zufriedenheit erworben zu haben, ein großer Trost. Bin ich auch von dem mir vorgezeichneten Wege abgewichen, so ist dies doch nicht aus Leichtsinn geschehen. Meine

Handlungweise mag vom Standpunkte des praktischen Lebens verdammt werden, unmoralisch ist sie nicht. Sie zu rechtfertigen wird mir nicht gelingen; das Motiv, das mich leitet, zu würdigen, ist nicht jeder fähig, und von meinem Vater, der ein durchaus praktischer Mann ist, kann ich bei aller Hochachtung, die ich für ihn hege, eine solche Würdigung weder erwarten, noch verlangen; gleichwohl werde ich, der ich mir bisher auf dem Gebiete der Astronomie wie ein Landstreicher vorgekommen bin, bei meinen weiteren Bemühungen etwas mehr beruhigt sein."

„Sollte denn aber," fragte Littrow, „Ihrem Vater nicht die Ueberzeugung beizubringen sein — — —" Bei diesen Worten machte der Professor eine Pause, gleich als ob er das, was er dachte, noch nicht aussprechen wollte.

Moses stand da voll Erwartung.

„Ich meine," begann Littrow aufs neue, „es sind doch jetzt seit der Februar-Verfassung alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich. Man könnte Ihrem Herrn Vater doch die Ueberzeugung beibringen, daß Sie auch auf diesem Wege ein praktisches Ziel erreichen können!"

„Wenn ihm diese Ueberzeugung beigebracht werden kann," sagte Moses, „so bin ich es am allerwenigsten, von dem er sie annehmen wird."

„Das versteht sich," sagte Littrow und fügte hinzu: „Seien Sie nur weiter so fleißig, wie Sie es bisher gewesen. Man muß die Hoffnung niemals aufgeben."

Hierauf erteilte ihm Littrow die Erlaubnis, die Sternwarte zu besichtigen. Mit heiliger Scheu betrat Moses diesen Raum, in welchem ihm einer der dort beschäftigten Assistenten als erklärender Führer diente.

Kurze Zeit nach diesem beglückenden Ereignisse reiste er ab in seine Heimat zu Genoskas Hochzeit.

Im Elternhause war die Freude über die Ankunft des Sohnes eine sehr gedämpfte. Moses war sonst, wenn er nach Hause gekommen war, immer voll Freude und Heiterkeit gewesen; er war unbefangen und gesprächig und wußte immer allerlei Ernstes und Scherzhaftes zu erzählen. Diesmal war er wortkarg; er erzählte

nichts von seinen Studien, nichts von den Professoren, wie er es ehedem getan, er war in einer gedrückten Stimmung, und er konnte sie nicht verbergen, am wenigsten vor der Mutter, die sofort erkannte, daß ein geheimer Schmerz seine Seele belaste. Sie erinnerte sich an das Gerede, welches schon vor drei Jahren im Orte von Mund zu Mund gelaufen war, an das Gerede über eine heimliche Liebschaft zwischen Moses und Genoska. Und die Tatsache, daß der Sohn, der jetzt schon so lange nicht zu Hause gewesen und jetzt ganz extra zur Hochzeit Genoskas von Wien herausgekommen im Zusammenhalt mit seiner Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, erweckten in ihr allerlei Gedanken und Aufregungen, namentlich aber die Frage, ob denn an jenem Gerede in und außer der „Gasse", das sie damals für ein kindisches und albernes Geschwätz gehalten, nicht doch etwas Ernsteres gewesen sei und ob sich Moses nicht wirklich innerlich kränke, daß die Tochter des Töpfermeisters einem anderen angehören solle.

Vor ihrem Manne äußerte sie darüber kein Wort, sie selbst aber beobachtete den Sohn und ließ sich keine Bewegung, die er machte, keine Miene, aus der etwas zu entnehmen war, entgehen.

Genoskas Hochzeit wurde gefeiert, und es ging sehr lustig dabei her. Es wurde wacker gegessen und getrunken und des Abends im Wirtshaus auf dem großen Platz getanzt. Die Jugend des Städtchens war auf den Beinen. Moses, als Jugendfreund, mußte mit der Braut den ersten Tanz ausführen, und Hans, der glückliche Bräutigam, sah diesem Tanze ohne alle Eifersucht zu. Moses, der dem unwirschen Gesellen früher so unangenehm gewesen, war diesem jetzt ein lieber Freund. Nachdem er mit allen Mädchen des Ortes getanzt, setzte er sich auf eine der längs der Wände sich hinziehenden Bänke zum alten Töpfermeister, der über seinen Besuch ganz glücklich war.

„Du kannst mir's gar nicht glauben," sagte der Meister, „was für eine Freude du mir alten Mann gemacht hast, daß du mir dieses Opfer gebracht und zu Genoskas Ehrentag herausgekommen bist."

„Es war ja gar kein Opfer," erwiderte Moses. „Von Wien heraus, das ist ja nur eine Spazierfahrt; aber glaubt mir, Meister, wenn ich in Paris gewesen wäre, ich wäre auch gekommen."

„Ich weiß, ich weiß, ich kenn' dich ja!" sagte der Töpfermeister und umarmte ihn.

Alle Anwesenden behandelten den Wiener Studenten mit großer Auszeichnung. Hie und da trat einer oder der andere mit einem Glas Wein an ihn heran; dem mußte Moses „zusprechen", und er tat jedem Bescheid.

Als sich nun bei den Klängen eines Straußschen Walzers, von der Stadtmusik so gut es ging aufgespielt, die Paare lustig im Kreise drehten und die Röcke der Tänzerinnen, von der Fliehkraft getrieben, sich ausbauchend in die Höhe flogen, da erinnerte sich Moses seines ersten Besuches in der Töpferwerkstätte, und: „Erinnert Ihr Euch noch," wendete er sich an den Meister, „des Tages, da ich zum erstenmal in Eurer Werkstätte war?"

„Wie wenn's gestern gewesen wäre."

„Auch noch, was ich Euch damals gefragt hab'?"

„Nein!" sagte der Töpfer. „Da kannst du mich totschlagen, erinner' ich mich nicht daran."

„Aber ich," sagte Moses.

„Wirklich?" fragte der Meister und fügte lächelnd hinzu „du bist halt noch jung und hast ein gutes Gedächtnis."

„Ich fragte Euch damals," sagte Moses, „weshalb man die Scheibe drehen muß."

„Ja, ja!"

„Und Ihr sagtet, das müßte nun einmal so sein."

„Richtig!"

„Da fragte ich, warum das so sein muß?"

„Ganz richtig!"

„Und da konntet Ihr mir darüber keinen Aufschluß geben."

„Ja, mein Lieber," sagte der Töpfermeister, „das kann dir auch auf der ganzen Welt kein Mensch."

Moses lachte, und auf die Frage des Töpfermeisters, warum er lache, antwortete Moses: „Ich kann's Euch sagen!"

„Was?"

„Gewiß," sagte Moses, „ich kann's Euch sagen."

„Wirklich? Oder willst du mich zum besten haben?"

„Wahr ist es," sagte Moses, und der Töpfermeister drauf: „Du

warst allezeit ein Teufelsjunge! Und: „Du Hans,“ rief der Töpfermeister durch den Tanzsaal hinüber zu dem Bräutigam, der auf der anderen Seite des Saales der Braut eben etwas ins Ohr flüsterte, „Hans, hör' einmal, der Herr Moses da will es wissen, warum wir bei der Arbeit die Scheibe drehen“ —

„Das hat er ja schon wissen wollen, da er noch ein kleines Moseßl war, gleich da er das erste Mal zu uns in die Werkstube gekommen,“ sagte Hans, indem er mit Genoska zu dem Meister herüberkam.

„Du verstehst mich nicht,“ sagte der Meister, „Moses meint, er weiß es.“

„So,“ lachte Hans, „dann weiß er mehr als wir.“

„Das könnte gar leicht der Fall sein,“ bemerkte Genoska.

„Ich meine vom Töpfemachen,“ sagte Hans sich verbessernd; der Meister aber sagte zu Moses gewandt: „Nun, Moses, laß mich hören, was du weißt.“

Moses aber, da er die Sache erklären sollte, ward plötzlich ernst und still und konnte keinen Aufschluß geben.

„Verzeiht mir, Meister,“ sagte er, „ich habe geglaubt, daß ich es weiß; jetzt in dem Augenblick, da ich es sagen soll, fühle ich, ich weiß es nicht.“

„Das ist ja natürlich,“ sagte der Meister, „woher, sollst denn du das wissen.“

„Und ich will es doch versuchen,“ sagte Moses sich aufraffend. „Es ist sehr schwierig, und ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, aber ich muß es versuchen.“

Es bildete sich mittlerweile um die beiden, die Gespräch führten, ein kleiner Kreis, der sich nach und nach immer mehr vergrößerte. Einer nach dem andern machte sich von seiner Tänzerin los, um der Unterredung zu lauschen; in kurzem waren die Mädchen ohne Tänzer und folgten auch sie der allgemeinen Strömung und scharten sich um die anderen. Auf die Frage, was es da gebe, erhielten sie zur Antwort, der Herr Moses wird erklären, warum man beim Töpfemachen die Scheibe drehen muß. Einer aus der Menge rief, der Herr Moses solle sich auf einen Stuhl stellen, damit ihn alle hören und sehen können; auf einen Tisch solle er steigen, tönte es

dazwischen, da sehen ihn alle noch besser. Es wurde ein Tisch hereingebracht, Moses wurde auf den Tisch gehoben, und ehe man sich dessen recht versah, war das Tanzlokal in einen Vortragsaal verwandelt und die tanzenden Paare in Zuhörer und Zuhörerinnen.

Moses stand auf dem Tische. Niemals in seinem Leben hatte er sich in einer solchen Situation befunden. Aus einer harmlosen Plauderei mit seinem alten Freunde herausgerissen, sah er sich plötzlich in die Rolle eines öffentlichen Redners versetzt, der vor einer hochgespannten Versammlung einen Vortrag halten sollte. Einen Vortrag, und worüber? Ueber die Töpferscheibe! Was geht diese Versammlung die Töpferscheibe an? Das ist ein Gesprächthema mit dem Töpfermeister, aber ein Vortraggegenstand in einer Versammlung, in der aller Augen auf ihn gerichtet sind? Keineswegs. Das fühlte er, wenn er auch nicht darüber reflektierte. Es mußte ein größerer, ein würdiger Gegenstand behandelt werden, und welch ein Gegenstand hätte sich in diesem Augenblicke als größer und würdiger erwiesen, als die Entstehung der Welt, die Entstehung des Weltalls! Mit klopfendem Herzen ließ er den blitzenden Blick durch die Versammlung schweifen, dann aber, nachdem er die nötige Fassung erlangt, es herrschte lautlose Stille in dem Saale, begann er folgendermaßen:

Meine lieben Freunde und Freundinnen!

Sie Alle haben irgend einmal des Nachts zum Himmel emporgeblickt und am Himmel droben den Mond und die vielen, vielen Sterne gesehen, so wie bei Tag die Sonne. Wenn man die Sterne so ansieht, wie sie funkeln und glitzern, und den Mond, wie er so ruhig vom Himmel niederleuchtet, so meint man, etwas Ruhigeres als diesen Mond, als diese Sterne kann es nicht geben, und gar manches Menschenkind, dessen Herz voll Unruhe ist, mag bei Betrachtung des Sternenhimmels schon gedacht haben, ach! wenn es in meinem Herzen auch so ruhig wäre, wie auf den Sternen da droben. Das ist aber eine Täuschung, diese Ruhe ist ein bloßer Schein, und jeder dieser unzähligen Sterne ist in fortwährender Bewegung und dreht sich wie das Rad am Brunnen draußen, wenn man den Eimer an der Kette hinunterläßt; wir Studierte sagen:

um seine eigene Achse. Wie wir alle da beisammen sind, tanzen und Wein trinken und miteinander plaudern und lustig sind, so dreht sich die ganze Erde, ohne daß wir davon das Mindeste spüren, mit uns im Kreise herum. Die Erde ist aber nicht von Ewigkei her, es hat vielmehr vor vielen, vielen Tausenden, ja Millionen von Jahren eine Zeit gegeben, da weder die Erde, noch Sonne und Mond, noch auch die Sterne existierten. Was war damals? Es war im ganzen Weltraum nichts als ein Nebel. Diesen Nebel nennt man den Urnebel. Aus diesem Urnebel hätte nichts werden können und er wäre ein Nebel geblieben, wenn er sich in einem ruhenden Zustande befunden hätte. Dies war aber nicht der Fall. Der Nebel war in Bewegung, und zwar in einer drehenden Bewegung; er hat sich fort und fort um sich selbst gedreht, d. h. um seine eigene Achse. Nun entsteht die Frage: Wie so hat sich der Urnebel gedreht? Auf diese Frage hat die Wissenschaft keine Antwort. Nehmen wir an, es sei Gottes Wille gewesen, daß sich der Urnebel drehe. Was aber daraus hervorgegangen ist, und welche Wirkungen es gehabt hat und noch heute hat, daß sich der Urnebel gedreht hat, darüber haben große Forscher ihre Meinung kundgegeben. Wenn ein Gegenstand in drehende Bewegung versetzt wird, so wird durch die Umdrehung eine Kraft lebendig, das ist die Fliehkraft. Man nennt sie so, weil bei der Umdrehung eines Gegenstandes dessen einzelne Teilchen das Bestreben zeigen, vom Mittelpunkte weg und nach außen hin zu fliegen. Hat unter den anwesenden Fräulein Eine vielleicht zufällig einen Sonnenschirm mit Fransen da, so kann ich ihnen diese Wirkung der Fliehkraft sogleich anschaulich darstellen.

Der verlangte Sonnenschirm mit Fransen war zur Hand und wurde dem Redner hinaufgereicht. Er nahm den Sonnenschirm, spannte ihn auf, nahm den Stock zwischen die beiden ausgestreckten Handflächen und bewegte sie hin und her gegen einander. Wie sich nun der Stock zwischen seinen Handflächen drehte, so hoben sich die Fransen des Schirmes, die früher senkrecht herabhingen, und nahmen eine horizontale Richtung an; es machte wirklich den Eindruck, als ob die Fransen von dem Schirm wegfliegen wollten, und es machte

diesen Eindruck desto mehr, je rascher er den Stock drehte. Alles rief „Bravo!“ und klatschte Beifall.

„Sie haben nun die Wirkung der Fliehkraft an einem Beispiele gesehen. Wenn die Fransen hier an dem Stoffe nicht befestigt wären, so würden sie in der Tat vom Schirme weg und nach allen Richtungen auseinander fliegen. Als Sie vorhin beim Tanz in raschem Walzertempo durch den Saal hin rasten und sich dabei um sich selber drehten, da war auch die Fliehkraft lebendig; die Röcke der Tänzerinnen bauschten sich auf und flogen in die Höhe.“

„Ganz richtig,“ rief eine Stimme, und Moses sprach weiter: „Und wenn die Röcke der Tänzerinnen nicht um den Leib gebunden wären, so würden sie ebenfalls wegfliegen, und die Tänzerinnen befänden sich in dem Kostüme, welches Eva im Paradiese trug.“

„Bravo, Bravo,“ erscholl es von Seite der Jünglinge, während die Mädchen kicherten.

Moses setzte seinen Vortrag fort: „Also, wie hier bei dem Schirm, so war es auch mit dem Urnebel. Da sich der Urnebel drehte, so trat die Fliehkraft auf, und die einzelnen Teile des Nebelballes hatten das Bestreben, sich vom Mittelpunkte weg nach allen Richtungen hin zu entfernen. Nun sind aber in dem Nebel die einzelnen Teile nicht in einer solchen Verbindung wie hier die Fransen mit dem Sonnenschirme; die Teilchen konnten sich also von der gesamten Masse wirklich losreißen und in den Raum hinausfliegen und das ist auch geschehen. Alle Sterne, die wir bei Nacht am Himmel sehen, sind nichts Anderes als solche vom Urnebel durch die Fliehkraft losgerissene Massenteilchen, die sich dann zusammenballten und in der Richtung der Drehung des Urnebels selbständig weiter drehten. Diese Sterne sind lauter Sonnen, und die meisten von ihnen weit größer als unsere Sonne. Auch unsere Sonne ist nichts anderes als ein vom Urnebel losgerissenes Stück, und von dieser Masse wieder losgelöste Stücke, die rings um die Sonne kreisen, nennt man Planeten, und so ist auch unsere Erde ein losgerissenes Stück von der Sonne, so wie der Mond, der sich um die Erde bewegt, nichts ist als ein losgerissenes Stück von unserer Erde. Alle diese Drehungen wurden aber immer schwächer und schwächer, das heißt langsamer; die losgerissenen Stücke verdichteten sich immer

mehr und mehr, bis sie endlich jenen Grad von Härte und Festigkeit erreichten, wo sich die einzelnen Teile nicht mehr von der Gesamtmasse entfernen konnten, und so haben sie sich allmählich herausgestaltet als diejenigen Weltkörper, die sie heute sind."

Der Vortrag war zu Ende. Kein Laut des Beifalls regte sich, lautlose Stille herrschte im Saale. Moses wollte vom Tische heruntersteigen; er mußte aber heruntergehoben werden. Er war erschöpft. Der genossene Wein, die Hitze in dem von Menschen angefüllten Saale, die Begeisterung, in die er sich hineingeredet, die Anstrengung, die ihm der Vortrag verursacht hatte, das alles wirkte zusammen, um ihn zu erschöpfen, und müd und matt ließ er sich an der Seite des Töpfermeisters nieder. Man bot ihm Wein, er machte eine abwehrende Handbewegung. Man benetzte ihm die Stirne und Schläfen mit kaltem Wasser.

Es war bereits gegen die dritte Morgenstunde. Die Kerzen an den Wandleuchtern wie an der großen Lampe, die mitten im Saale hing, waren tief heruntergebrannt. Braut und Bräutigam hatten sich längst heimlich weggestohlen; mancher Tänzer verlor sich ebenfalls, manche Tänzerin wurde von ihrer Mutter ans Nachhausegehen gemahnt, die Musik spielte in einem ziemlich schläfrigen Tempo den unerläßlichen Marsch, der das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gibt. Moses verabschiedete sich von seinem alten Freunde; er wollte nach Hause gehen, er konnte aber nicht. Man mußte ihn nach Hause führen, und erschöpft und ermattet sank er aufs Lager.

Des anderen Tages war in dem Städtchen von nichts anderem die Rede, als von Genoffkas Hochzeit. Ueber den Vortrag, den Moses gehalten, hörte man sehr verschiedene Aeußerungen. Der Eine meinte, der Vortrag war nichts als Nebel; ein Anderer meinte, der Redner selbst sei vielleicht benebelt gewesen. Einer meinte, Moses rede wie ein Prophet und die Sache war sehr großartig, es sei nur schade, daß man eigentlich nichts davon verstanden habe. Die Mädchen fanden das Experiment mit dem Sonnenschirm sehr interessant, die Burschen wieder meinten, das von den Tänzerinnen, wie die Röcke in die Höhe fliegen, sei das schönste an dem Vortrage gewesen. Alle aber stimmten darin überein, er habe den

ganzen Vortrag nur dem Töpfermeister zulieb gehalten, um ihm zu zeigen, warum man beim Topfmachen die Schreibe drehen muß.

Moses selbst schlief bis spät in den Tag hinein. Als er erwachte, empfand er einen wahrhaft moralischen Katzenjammer, daß er sich so weit habe hinreißen lassen, einem gänzlich unwissenden und unvorbereiteten Auditorium die Hypothese von Kant und Laplace über die Entstehung des Weltalls vorzutragen. Er kam sich bei ruhiger Ueberlegung geradezu lächerlich vor in der Rolle, die er da gespielt.

Daß er des Morgens nicht zum Kaffee erschien, war der Mutter nicht auffallend, sie schrieb sein langes In-den-Tag-hinein-Schlafen der Ermüdung zu nach einer durchwachten Nacht; als er aber auch zu Mittag nicht erschien, wurde sie besorgt. Ihre Vermutung, daß sein Gemüt von einem heimlichen Kummer belastet sei, steigerte sich zur Gewißheit, und was für ein Kummer könnte ihn drücken, als die heimliche Liebe zu der Tochter des Töpfermeisters. Sie wollte in jedem Falle die Genossin seines Schmerzes sein. Also ging sie zu ihm auf sein Zimmer.

Wie er sich auf der Hochzeit unterhalten habe, fragte sie.

„Recht gut!“ gab er zur Antwort.

Ob er viel getanzt habe.

„So, so!“

Mit wem?

„Mit allen.“

Ob auch mit Genofka.

„Das versteht sich! Mit ihr vor allen Anderen.“

Wie sie ausgesehen habe.

„Vortrefflich.“

„Gefällt sie dir?“ Bei dieser plötzlichen Wendung ins Persönliche sah ihm die Mutter scharf ins Auge; aus dem ziemlich gedehnten „O ja!“ aber, welches er auf ihre Frage zur Antwort gegeben, konnte sie sich nichts Rechtes herausnehmen. Sollte das Verstellung sein?

„Hat sich der Töpfermeister gefreut, daß du herausgekommen bist?“

„Gewiß.“

„Und sie auch?"

„Natürlich."

„Es ist auch sehr schön von dir, daß du es getan hast."

„Das war ja doch selbstverständlich."

„Und was sagst du zu dem Bräutigam?"

„'s ist ein schlichter Mensch."

„Du meinst, er ist für sie zu dumm."

„O nein!"

„Oder — sie für ihn zu gescheit."

„Das käme auf eines heraus."

„Sie passen nicht recht für einander."

„Warum denn nicht?"

„Sie hat einen Anstand wie eine vornehme Person und hätte auch über die Töpferwerkstätte hinaus den Blick erheben können."

„Wenn sie aber ein solches Glück nicht gesucht hat."

„Wer weiß!" sagte die Mutter.

„Ich weiß es," sagte Moses, „sie ist ein gar zufriedenes Gemüt."

Aha, dachte die Mutter, jetzt bin ich im rechten Fahrwasser. „Und woher weißt du das so genau?"

„Ich kenne sie doch von der frühesten Kindheit her," gab Moses zur Antwort. „Niemals habe ich an ihr auch nur den leisesten Zug von Selbstüberhebung bemerkt. Daß sie die Allerschönste ist im ganzen Ort, das weiß sie nicht einmal, daß sie aber auch die bescheidenste ist, die demütigste, das weiß ich."

„Du hältst ihr ja eine ausgezeichnete Lobrede."

„Nicht besser, als sie sie verdient."

„Sie kann mit dir sehr zufrieden sein."

„Sie ist es auch."

„So?"

„Gewiß!"

„Hat sie es dir gesagt?"

„Wozu? es versteht sich doch von selbst."

„Ihr Beiden wart also miteinander einig?"

„Wie meinst du das?"

„Nun," sagte die Mutter etwas zögernd, dann mit einer plötz-

lichen Wendung: „Hat dich die Nachricht von ihrer Verlobung überrascht?“

„Eigentlich nein!“ sagte Moses, „man konnte das ja erwarten!“

„Wirklich?“

„Gewiß!“

„Und hast du es erwartet?“

„Seit langem schon!“

„Und hat dich die Nachricht gefreut?“

„Natürlich! Ich habe doch allezeit die wärmste Teilnahme für sie empfunden.“

„Teilnahme? Sonst nichts?“

„Wie meinst du?“

„War es dir, wenn du das Ereignis erwartet hast, nicht auffallend, daß sich die Sache so lange hinausgeschoben? Die Töpfertochter ist ja nicht mehr gar so jung!“

„Sie ist zwei Jahre älter als ich,“ sagte Moses.

„Das ist für ein Mädchen schon viel,“ sagte die Mutter. „Die Verzögerung mußte einen Grund haben. Man sprach von einer heimlichen Liebe.“

„Das ist auch richtig.“

„Wie?“ Sie hat einen Anderen heimlich geliebt?“

„Einen Anderen?“ fragte Moses ganz verwundert, „warum einen Anderen? Ich glaube, die Beiden haben von jeher einander heimlich geliebt?“

„Warum glaubst du das?“

„Weil sie, wenn wir alle beisammen waren, in der Rede sich immer nur an mich gewandt hat und um ihn sich gar nicht zu kümmern schien.“

„Und das war dir ein Beweis?“

„Stark genug,“ sagte Moses, „die kleine Hex, ich meine Bertha Rosenthal, hat es auch so gemacht. Wenn ihr Bräutigam anwesend war, tat sie als ob er gar nicht da wäre und machte sich immer nur mit mir schaffen. Ein Mädchen deckt nicht gerne die innersten Gefühle auf, und Genofka schon gar.“

„Und warum hat sie den Gesellen nicht schon früher geheiratet?“

„Gerade dieses jahrelange Herumtragen eines so starken Ge-

fühles, ohne daß sie einander etwas davon verraten, zeigt, daß sie Beide treue, redliche und wackere Menschen sind."

„Du urteilst mit großer Selbstlosigkeit."

„Wie so?"

„Wie so?" sagte die Mutter, „nun, ich sehe schon, man muß mit dir sehr deutlich reden. Die Leute hier im Orte, in und außer der Gasse, behaupten, daß sie eine Neigung für dich im Herzen trage."

„Für mich?" fragte Moses ganz erstaunt.

„Hast du ihr," fragte die Mutter, „niemals Anlaß gegeben eine stille Hoffnung auf dich zu nähren?"

„Aber was dir einfällt!"

„Nun, ich meine," sagte die Mutter, „du verzichtest auf sie, weil du Jude bist und sie Christin; aber tust du es nicht mit blutendem Herzen?"

„Ich verstehe dich nicht," sagte Moses.

„Wie?" sagte die Mutter," du hättest für dieses Mädchen wirklich nichts derart wie Liebe empfunden? Und du siehst sie ohne Schmerz an der Seite eines Anderen?"

„Mutter," sagte Moses, „du kennst mich nicht."

„Wie?" rief die Mutter, „ich sollte dich nicht kennen?"

„Nein, Mutter!" wiederholte Moses, „du kennst mich nicht. In meinem Herzen ist kein Raum für eine solche Liebe."

„Ich sehe nur, daß du traurig bist," sagte die Mutter.

„Bin ich traurig?" fragte Moses ganz naiv.

„Ich müßte doch blind sein," sagte die Mutter, „wenn ich das nicht bemerkt hätte! Sag' mir's, Moses! Mir, deiner Mutter, kannst du dich anvertrauen: Weshalb bist du so traurig?"

„Nun, Mutter," sagte Moses, „ich will es dir sagen und mir das Herz entlasten. Ich bin ein Betrüger! Ich betrüge euch, dich und den Vater, schon seit Jahren!"

„Um Gottes Willen!" rief die Mutter, die bei seinen Worten an ein schreckliches Verbrechen gedacht hatte, „um Gottes willen! Was soll das heißen? Was hast du getan?"

„Ich habe euch getäuscht," sagte Moses mit gedämpfter Stimme, begann zu schluchzen und drehte sich im Bette, in dem er lag, mit

dem Gesicht zur Wand, als ob er über die Sache nicht weiter reden wollte.

Rasch ergriff die Mutter seine Hand und sagte: „Moses! Warum wendest du dich weg? Hast du zu deiner Mutter kein Vertrauen mehr?"

Er drehte sich wieder um; atmete tief auf mit einem langen Ach! und dann erzählte er ihr alles, was er auf dem Herzen hatte.

„Die Sache ist sehr ernst," sagte die Mutter, nachdem er seinen Bericht geendet hatte. „Zwar, was mich betrifft, so könntest du dich meinetwegen auch ganz der Naturwissenschaft widmen, ich habe nichts dagegen; aber der Vater! Was wird der Vater sagen?"

„Das ist es ja!" seufzte Moses.

„Ein Konflikt zwischen euch," sagte die Mutter, muß in jedem Falle vermieden werden; zu einem Konflikt zwischen Vater und Sohn darf es nicht kommen!"

„So soll ich den Vater noch länger in dieser Täuschung erhalten?" fragte Moses und sah der Mutter fest ins Auge.

„Ueberlaß' es mir," beruhigte ihn die Mutter, „geh' du nur unbekümmert wieder an deine Studien. Der Vater ist nicht unbeugsam. Ich habe schon manches bei ihm durchgesetzt; ich will auch in diesem Falle die Hoffnung nicht aufgeben. Jetzt aber steh' auf und sei munter!"

„Ich kann nicht, Mutter," sagte Moses, „laß mich so liegen; ich kann nicht aufstehen!"

„Ja, fehlt dir denn etwas?" fragte die Mutter besorgt.

„Ich weiß nicht," sagte Moses, „ich glaube mir fehlt nichts; ich habe nur das Gefühl, daß ich nicht aufstehen kann!"

Und kaum hatte er diese Worte hervorgebracht, ward er von Fieberfrost geschüttelt, es klapperten ihm die Zähne, und die Mutter erkannte zu ihrem Schrecken, daß er ernstlich krank sei, und man schickte um den Arzt. Dem Fieberfrost folgte Fieberhitze; er phantasierte von Kepler, von Engeln, welche die Erde um die Sonne tragen. Bekümmert saßen die Eltern an dem Krankenbette des Sohnes. Der Arzt leugnete zwar den Eltern gegenüber jede Gefahr; dem alten Lehrer aber, der von der Erkrankung des ehemaligen Schülers keine Ahnung hatte, und gekommen war, weil er gehört,

was für eine großartige Rede Moses in der verflossenen Nacht gehalten habe, sagte der Arzt: „Moses wird nicht wieder aufstehen; er trägt den Keim des Todes in sich."

Die Krankheit dauerte nicht lange; nach wenigen Tagen verloren die tief erschütterten Eltern ihren einzigen Sohn.

„Nur einmal noch, wenn ich den Himmel und die Sterne sehen könnte! Nur einmal noch, ein einzig Mal, den Himmel und die Sterne!"

Das waren seine letzten Worte gewesen und hierauf verschied er.

Fünf Menschen, die nicht seines Glaubens waren, knieten im Sterbezimmer, in der Stille Gebete verrichtend: der Töpfermeister, Genoska und Hans, der Pächter und die Pächterin vom Meierhofe.

Als man vom Leichenbegängnisse zurückgekommen war, setzten sich die Eltern, wie es bei den Juden Vorschrift ist, zum Zeichen der Trauer auf die Erde.

Sieben Tage saßen sie da. Es kamen die üblichen Besuche, sie zu trösten. Der alte Lehrer war gekommen, der Rabbiner und viele Andere, und man sprach von dem Toten.

Während dieser Gespräche kam die Post und brachte mehrere Kondolenzschreiben, unter anderem auch zwei aus Wien, eines von Herrn Rosenthal und eines von der Familie, bei der Moses so viele Jahre in Wohnung und Kost gewesen. Es war aber noch ein dritter Brief aus Wien gekommen. Das war keine Kondolenz; er enthielt aber für die Mutter des Verstorbenen mehr Tröstliches, als alle die anderen Trostbriefe zusammen. Der Wiener Brief war von Littrow, dem Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte und voll des Lobes und der Anerkennung über den Studierenden Moses Kohn enthielt das Schreiben die Ueberzeugung, daß der junge Mann für das Studium der Naturwissenschaft, besonders für die Astronomie, geradezu prädestiniert sei, und daß man es als ein Unglück beklagen müßte, wenn er gegen seine Neigung gezwungen wäre, die Geistesrichtung, die er eingeschlagen, zu verlassen.

Dieses Urteil von so autoritativer Seite machte auf Emanuel Kohn einen großen Eindruck und, nachdem der Vater dessen Inhalt bekannt gemacht, auf alle, die anwesend waren.

„Man pflegt zu sagen," bemerkte der alte Lehrer, „die Söhne geraten den Brüdern der Mutter nach."

„Es ist wahr," sagte der Rabbiner, „er hat gerad' so eine Begeisterung gehabt, wie sein Onkel David."

„Der ganze Zweck seines Lebens," sagte der Vater, „bestand darin, dem Töpfer Martinek zu zeigen, warum er beim Topfmachen die Scheibe drehen muß."

„Da bist du im Irrtum, Emanuel!" sagte Frau Henriette Kohn, „das weiß ich besser. Der Zweck seines Lebens war, glücklich zu sein. Und diesen Zweck hat er erreicht; er war glücklich. Schiller sagt im Don Carlos: ‚Ein Augenblick gelebt im Paradiese, wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt.' Er hat gelebt im Paradiese und mehr als einen Augenblick."

„Und er wird im Paradiese leben," sagte Paulinchen, die Schwester des Verstorbenen. Voll Rührung schloß sie der Vater in seine Arme mit den Worten: „Komm' zu mir, du jetzt meine einzige Hoffnung!"

Ende.

Anmerkung des Herausgebers. Kulke las mir an drei Abenden die Geschichte der Töpferscheibe vor. Seltsamerweise hegte er für mich eine große Vorliebe und gab sehr viel auf meine Meinung. Wenn mir etwas im Ausdruck mißfiel oder wenn mir eine Ausführung zu lang oder zu kurz erschien, dachte er nach, besserte und änderte. Da ich wußte, daß er nur wahre Geschichten erzählt, das heißt, seine eigenen Erfahrungen und vielfach eigene Erlebnisse mitteilt, fragte ich ihn, ob Moses Kohn sein Mitschüler gewesen. Nein, das war er nicht, aber ein Jugendfreund. — Wie hat er denn geheißen? — Er nannte mir den Namen eines der berühmtesten Astronomen der Gegenwart. Verwundert bemerkte ich: Aber der lebt ja! Der ist doch Direktor der Sternwarte in . . . — Das ist richtig, erwiderte Kulke. Als Jude konnte er in Wien an der Sternwarte keine Anstellung erlangen und darum ging er ins Ausland. — Aber, warum lassen Sie ihn denn sterben? Er lebt doch noch immer! — Er hat sich taufen lassen und wenn sich ein jüdisch Kind taufen läßt, so ist es für seine Eltern gestorben. — Hm, wandte ich ein, sein Vater fand sich damit doch ab; denn ich weiß, daß er vor mehreren Jahren zu seinem Sohn ins Ausland übergesiedelt ist und bei ihm noch lebt. — Sie haben recht, aber er begab sich erst nach dem Ableben der Frau zum Sohne. — Tun Sie

mir den Gefallen und ändern Sie den Schluß der Wahrheit gemäß. Lassen Sie die Geschichte fröhlich ausklingen. — Kulke lachte auf und sagte: Das geht nicht an. Eine Erzählung muß einen künstlerischen Abschluß haben. Nach Ihrer Meinung hätte ich am Ende gar schildern sollen, wie Moses zu dem berühmten Forscher geworden, der er ist? — Warum nicht? Läßt sich ein solcher Werdegang nicht auch künstlerisch darstellen? — Das kann geschehen, das gehört aber nicht hieher. Sagen Sie mir lieber, wie Ihnen die Geschichte gefällt? — Bis auf den Schluß ganz gut. Er ist zu übereilt und unbegründet. Aendern Sie ihn der Wirklichkeit gemäß. — Das paßt mir nicht. Soll ich etwa erzählen, wie sich einer taufen läßt, um zu einer Stellung zu kommen, die er gar nicht braucht? Seitdem er vom Judentum abfiel, ist Moses auch als Freund für mich tot. Hätte ich die Taufe angenommen, wäre ich Professor an der Technik geworden, und bei mir wäre meine Armut eine Entschuldigung dafür gewesen, aber bei ihm?

Da sich Kulke in eine Aufregung hineinzureden anfing, erzählte ich ihm eine schnurrige Anekdote von drei Kohn, die alle drei getauft waren. Darüber lachte er herzlich und der Abend war für uns gerettet.

Anna.

Erzählendes Gedicht.

Dem Andenken

Robert Hamerlings

pietätvoll gewidmet.

Erster Gesang.

Sinnend schreitet der Wandrer herab vom hohen Gebirge
In das schattige Tal, das ihm von ferne entgegen
Winkt und ruhsame Rast verspricht ihm die trauliche Hütte.
Seinen Homer in der Hand entfloh dem Geräusche der Stadt er,
Um sich Mutter Natur an den vollen Busen zu werfen.
Ach, wie sehnet er sich aus dem staubigen dumpfen Gewühle,
Das in der Stadt ihn umgibt, hinaus in die freie Gebirgluft.
Aber es wird ihm nicht leicht; den ganzen Winter gekettet
Sitzt er am Büchertisch, doch der versüßet die Nächte.
Emsig forscht er und liest in manchem Buche der Vorzeit,
Und es regen in ihm sich mannigfache Gedanken,
Und er sucht das Gesetz, nach dem sich die Zeiten bewegen.
In der vergangenen Welt erkennt er die um ihn geschäft'ge
Gegenwart und in dieser erkennt er den Schlüssel der Vorwelt;
So wird ihm die Geschichte zur Lehrerin. Herodot, Plutarch
Lehren die eigne Zeit ihn verstehn, so wie er durch diese
Wieder die Vorwelt begreift, und voll von erhabenen Bildern
Schwillt ihm mächtig die Brust, es drängen sich neue Gestalten,
Die sich in seinem Geist aus Gelesenem und aus Erlebtem
Wunderbar mischen, hervor, und eifrig faßt er den Griffel
Fest zu halten, was ihm phantastisch vorschwebt im Geiste. —
Nun ist die Arbeit getan, er hält das Werk für gelungen.
Ruhig verschließt er's im Schrein. Der alte Horatius Flaccus
Hat ihn die Regel gelehrt, nicht zu früh den Verleger zu suchen.
Denn das Werk muß die Probe bestehn vor dem eigenen Urteil,
Ehe der Welt er es zeigt. Gar oft verwirft ja der Dichter,

Wenn ihm als Kind in der Wiege die Muse die Stirne geküßt hat,
Was er im ersten Rausch der Begeisterung trefflich gefunden.
Aber nun ist der Winter vorbei, es schmelzen die Massen
Schnee und der eisige Bach, es wehen mildere Lüfte,
Wärmer erstrahlt die Sonne vom blauen Himmel hernieder,
Und er begrüßt mit Lust die ersten Veilchen des Lenzes.
Nach und nach ersteht das Grün auf lieblichen Wiesen,
Wälder prangen und bald steht im blühendsten Schmuck die Natur da.
Schon ist gekommen die Zeit, da der Städter, der müdegehetzte,
Aufsucht gerne den Reiz unschuldiger ländlicher Freuden.
Nun hält es länger ihn nicht. So schnürt er sein Bündel und macht sich
Fort auf den Weg; das Dampfroß entführt ihn in rasender Eile
Bis zum Fuße der Alpen, die er zu besteigen im Sinne hat.
Und so steigt er hinauf, vertrauend dem kundigen Führer,
Bis an die Grenze des ewigen Schnees, und schauet die Wunder,
Die die Natur erschließt aus ihrem unendlichen Schoße
Vor dem Wand'rer, der ihr mit vollem Herzen sich hingibt.
Welch eine Welt! es ragen empor die riesigen Spitzen,
Die mit Schnee bedeckt von der Sonne vergoldet erglänzen
Hoch in die Wolken. Da fasset sein Herz ein wonniger Schauer
Bei dem erhabenen Anblick, er fühlt die unendliche Gottheit,
Fühlt ihr lebendiges Wirken nach ewigen großen Gesetzen.
Mächtig ergreift sein Gemüt der kühne göttliche Schriftzug,
Der dem menschlichen Geist für alle Zeiten ein Rätsel
Bleibt, und vergebens bemüht sich der Tor dies Rätsel zu lösen.
Nein! das verborgene Glied in der offen liegenden Kette,
Die an das Endliche knüpft das Unendliche — wer will es finden?
Siehe, da glänzen die Gletscher, ein herrlich entzückendes Schauspiel!
War dies von Ewigkeit so, und wird es in Ewigkeit bleiben?
Ist unendlich die Welt, oder setzt ein Gott ihr die Grenze?
Ach, warum kann der Geist den Gott, den er fühlt, nicht begreifen?
Warum ist's ihm versagt, die Hand des göttlichen Meisters
Liebend zu fassen, da ihm sein Werk zu schauen vergönnt ist?
Und es verliert sich sein Geist in unabsehbare Tiefen.
Schaurige Klüfte tun sich ihm auf und wild ist der Abgrund,
Wild wie der Abgrund, zu dem ihn seine Betrachtung geführt hat.

Schwindel erfaßt ihn, er möchte die Grenzen des menschlichen Wissens
Überspringen, es gleitet der Fuß, schon droht er zu stürzen,
Siehe, da faßt ihn die knochige Hand des Führers und hält ihn
Fest auf unwegsamem Pfad, den selten ein einsamer Wandrer,
Welchen die Neugier treibt, nur betritt, und so ist er gerettet.
Und es führt ihn die Hand des ruhig schreitenden Mannes,
Dem er die Rettung verdankt, von den unermeßlichen Höhen,
Bis zu denen sein Geist sich verstieg, auch wieder zur Erde.
Und ihm ist's, als hätt' er geträumt. Die unendliche Fülle
Hoher Gedanken, die er gedacht, verliert sich. Ein Schleier
Schien sich über die Bilder, die ihn der Erde entrückten,
Sanft zu breiten, so wie sich der Abenddämmerung Schleier
Lagerte über die Welt der Alpen. Die Sonne ging unter,
Und es erwacht in ihm aufs neue die Freude am Dasein.
Mächtig sehnt er sich nun nach heiterer Menschen Gesellschaft;
Aber noch weit ist der Weg. So wendet er sich an den Führer,
Welcher bisher hinter ihm als stummer Begleiter gewandelt,
Und er besinnt sich erst jetzt, daß er ihm noch gar nicht gedankt hat.
Voll von Rührung steckt er die Hand in die Tasche, dem Retter
Eine silberne Münze zu schenken; aber der Führer
Sprach: Behaltet das Geld! ich laß mir die Tat nicht bezahlen!
Fragend blickt ihm der Wandrer ins Auge, der Führer bemerkt es;
Er versteht den fragenden Blick gar wohl sich zu deuten.
Darum spricht er also: Ihr wundert Euch, daß ich die Münze,
Die Ihr für Eure Rettung mir geben wolltet, zurückwies,
Während ich bei dem Preis, den ich für die Führung gefordert,
Fest auf den Kreuzer bestand? ich will Euch die Sache erklären.
Ich bin ein armer Mann und leb' von dem kargen Verdienste;
Leicht tut mir's keiner zuvor, genau kenn' ich Wege und Stege;
Kenne die Windungen alle, die Krümmungen, kenne die Schlünde,
Die mit Gefahr den Wandrer bedrohn, mein Fuß und mein Auge
Sind hier heimisch, ich weiß, dank Gott, die Gefahr zu verhüten.
Weib und Kind sind zu Haus, die wollen ernährt sein und warten
Gierig schon auf das Geld, das der Reisende zahlt für die Führung.
Denn nicht wird's in den Kasten gelegt, um Schätze zu häufen,
Sondern es wandert sogleich zum Bäcker oder zum Kaufmann,

Um zu versorgen das Haus mit dem nährenden Brot für die Kinder,
Und mit fettigem Öl für die langen Nächte des Winters.
Darum konnt' ich vom Preis, dem wohlverdienten, Ihr seht es,
Den für die Führung Ihr zahlt, Euch nicht einen Kreuzer erlassen.
Aber ferne sei es von mir, daß ich Werke der Liebe,
Die mir dereinst, ich hoff' es und glaub' es, der Vater im Himmel
Tausendfältig bezahlt, vom Bruder mir ließe vergüten,
Dem ich beigestanden in trüber Stunde des Unglücks,
Den aus Gefahr zu erretten der Himmel mir gnädig vergönnt hat.
Und es versetzte darauf mit heiterem Blicke der Wandrer:
Reicht mir die Hand, mein Freund, mein Bruder, mein Lehrer, ich dank Euch!
Wunderbar sind die Wege, die uns ein gutes Geschick führt.
Mitten im stärksten Gewühl der Stadt, wo unzählige Menschen
Stets sich tummeln und drängen in reger Geschäftigkeit, hab' ich
Oft den Menschen gesucht, doch nie hab' ich ihn gefunden,
Denn erdrückt wird der Mensch zu sehr von der Last der Geschäfte,
Welche sich immerfort häufen und stets das Ziel, das erreicht schien,
In die Ferne ihm rücken, so lebt er stets in der Zukunft.
Selten zeigt sich das Herz. So bin dem Gewühl ich entflohen,
Um in der großen Natur die Seele mir zu erfrischen.
Nimmer dachte ich hier zu suchen, was dort ich vermißte.
Siehe, da finde ich Euch, den Sohn der Natur, dem das Herz noch
Feurig glüht in der Brust und der es zu zeigen nicht Scheu trägt.
Werdet Ihr aber verzeihn? — Jedoch es fragte dagegen
Höchlich verwundert der Führer: Verzeihn? habt Ihr mich beleidigt?
Und es versetzte darauf der Wanderer senkend das Auge:
Hab ich den ganzen Weg Euch eines Wortes gewürdigt?
Sagt mir, o Freund! bin ich wert zu heben den köstlichen Schatz, der
Still in der Seele Euch ruht, den Schatz, den ich nicht gesucht hab?
Mußte der Himmel nicht erst durch seinen mächtigen Eingriff
Öffnen den Mund, den der Stolz mir verschloß? — Es versetzte der Führer:
Klagt Euch deshalb nicht an. Allwissend ist Gott nur; wir Menschen
Krabbeln herum auf der Welt, wie die Fledermäuse, die blind sind.
Solch ein Vorwurf ist unnütz und gibt keine Regel fürs Leben.

Wollt Ihr alle dem Pack, das Euch nur zu oft in den Weg läuft,
Gleich erschließen das Herz, so seid Ihr gar leicht der Betrogne;
Denn der Eigennutz schleicht, hat er die Neigung des Andern
Spähend erkannt, nur zu gern in die Maske und nimmt die Gestalt an,
Welche den Andern erfreut, ihn um so gewisser zu täuschen.
Zeigt dem Gesindel nur erst, daß Ihr für Tugend Gefühl habt,
Und Ihr werdet erstaunen, wie tugendhaft gleich alle Welt ist.
Jeder, der sich Euch naht, wird überfließen, zu spät nur
Werdet Ihr einsehn, daß Alles ein leeres erheucheltes Spiel war. —
Was Ihr sagt, hat Grund — versetzte der Wandrer — aus Euch spricht
Nicht allein die Vernunft, auch eine reiche Erfahrung.
Und gewiß, Ihr habt im Leben viel Unrecht erlitten,
Das in Euch, wie ich seh, die verbitterte Stimmung erzeugt hat.
Aber der Führer versetzte darauf mit rührender Milde:
Leugnen will ich es nicht, daß ich manches Unrecht erfahren.
Wo auch wäre der Mensch, dem Alle nur günstig begegnen!
Aber erbittert hat es mich nicht, es lehrte mich Vorsicht. —
Und es sprachen noch viel die beiden Männer und schritten,
Bald mit ernstem Wort und bald mit heiterer Rede
Kürzend die Zeit, vom Gebirge herab sich nähernd dem Tale.
Endlich waren sie unten und Nacht lag über der Erde
Ausgebreitet, es glänzte das Licht durch das Fenster der Hütte,
Die am Fuße des Berg's dort auf der anderen Seite
Bei dem Eingang ins Tal gebaut war, ihnen entgegen. —
Nun noch ein rüstiger Marsch! in zwei gemessenen Stunden
Ist das Städtchen erreicht, von dem wir den Auslauf genommen.
So sprach der Führer zum Wanderer; dieser aber erwidert;
Noch zwei Stunden mein Freund? ich kann nicht mehr von der Stelle.
Müde bin ich und matt und am ganzen Leibe erschöpfet.
Geht in Gottes Namen allein zurück in das Städtchen;
Ich will hier übernachten im Tal. Das beleuchtete Fenster
Ladet so freundlich mich ein zu erquicklicher Ruhe. Ich will ans
Fenster pochen, die armen Bewohner der ärmlichen Hütte
Werden dem Müden gewiß die Rast für die Nacht nicht verweigern.
Ihr aber — und bei dem Wort zog er den Ring von dem Finger —

Ihr aber nehmt diesen Ring, doch nicht als Lohn für die Rettung,
Nehmt ihn an als Vermächtnis von einem glücklichen Menschen,
Glücklich weil er durch Euch gefunden die himmlische Wahrheit,
Daß ein edler Mensch weit herrlicher als die Natur ist.
Und er gab ihm den Ring, der Führer nahm ihn und dankte
Einfach und schlicht und reicht dem Freunde zum Abschied die Hand hin.
Und es drückte sie fest und innig der Wandrer und sagte:
Freund! ich hoffe, daß wir im Leben uns wieder begegnen!
Denn nicht zum letztenmal bin ich in der Gegend gewesen.
Komm ich einst wieder, so such ich Euch auf, den verläßlichen Führer
Und den erfahrenen Mann, der mir nun vor allem als Freund gilt.
Darauf entgegnet ihm der Führer gelassen und ruhig:
Wie Gott will! und er wandte sich ab und ging seiner Wege,
Und der Wandermann pocht leise ans Fenster der Hütte.

Zweiter Gesang.

Kaum hat er zweimal gepocht, so öffnet sich sachte das Fenster,
Und ein dürres Weib mit eingefallenen Wangen
Steckt heraus den Kopf und fragt: Wer ist es? — der Fremdling
Fordert Einlaß. Das Weib betrachtet den Fremden genauer,
Schließt das Fenster und geht die Türe zu öffnen, dann spricht sie:
Seht, die Hütte ist klein, Ihr müßtet zu sehr Euch bequemen,
Und kein Bett steht bereit, um Euch als Lager zu dienen.
Wollt Ihr auf lumpigem Stroh die Nacht verbringen? ich rat Euch,
Geht doch lieber ins Schloß, das jenseits des Wäldchens gelegen.
Zwar das Schloß ist verfallen und nicht mehr bewohnt von der Herrschaft,
Die da eh'mals gehaust; allein der Verwalter des Schlosses
Wohnt noch dort wie zuvor, und sicher gönnt er Euch Einlaß.
Dort verbringt Ihr die Nacht bequem auf behaglichem Pfühle.
Weit liegt's nicht von hier, in wenig Minuten erreicht Ihr's. —
Euer Vorschlag ist gut, versetzte lächelnd der Fremdling —
Gerne befolg ich den Rat, wofern er nur ernstlich gemeint ist;

Denn auf behaglichem Pfühl schläft sich's nach erschöpfender Wandrung
In den steinigen Klüften und Schluchten des Alpengebirges
Freilich besser und sanfter als auf dem stachlichen Strohbund.
Aber ist's auch gewiß, daß im Schloß ich Einlaß erhalte?
Lieblos sind ja die Menschen, und wenn des Schlosses Verwalter
Den ermüdeten Wandrer mit barschen Worten zurückweist,
Dann muß ich nicht nur den weicheren Pfühl, ich müßte den Strohbund
Auch entbehren, den ich bei Euch in der Hütte doch finde.
Und Ihr kennt doch wohl das treffliche Sprichwort vom Sperling:
Besser ein Spatz in der Hand, als auf dem Dache die Taube. —
Seid außer Sorgen, versetzte das Weib, Ihr werdet die Nacht nicht
Unter dem freien Himmel verbringen. Ich führ' Euch hinüber.
Nimmt er ins Schloß Euch nicht auf, so kehrt Ihr mit mir in die Hütte
Wieder zurück; allein den Versuch könnt Ihr immerhin wagen.
Sagt ja das Sprichwort: Gut ist gut und besser ist besser.
Also ging sie hinein in die Hütte und warf sich behende
Um die Schultern das Tuch, denn etwas kühl war der Abend.
Löschte sodann, damit, indes sie vom Hause entfernet,
Hier kein Unglück durch Feuer entstehe, bedächtig das Licht aus.
Denn der Mensch ist immer von tausend Gefahren umgeben,
Und das Unglück trifft ihn öfters eh' er's bedenket;
Aber der Schaden macht klug und leitet die Menschen zur Vorsicht;
Nun kam sie wieder heraus zu dem sehnlich harrenden Fremdling
Und versperrte die Tür mit dem großen eisernen Schlüssel.
Schweigend gingen sie fort und traten ein in die Waldung,
Und es entschwanden im Schweigen der Nacht die beiden Gestalten.
Helle leuchtet der Mond und tausend funkelnde Sterne
Warfen ihr zitterndes Licht herab auf das nächtliche Dunkel;
Aber das dichte Laub an den reich beästeten Bäumen
Ließ es nur selten hindurch zu beleuchten den mosigen Waldsteg.
Hätte der Wandrer allein des nachts in den Wald sich verirret,
Wahrlich er hätte, so klein und eng begrenzt auch der Wald war,
Dennoch vergeblich gesucht zu finden den glücklichen Ausweg.
Denn gar vielfach verschlungen waren die Spuren der Tritte
Wandelnder Menschen, hierhin und dorthin nach jeglicher Richtung.

Ist doch ein Wald wie ein Meer, und der Fremdling gleichet dem
Schiffer,
Welchem der Kompaß fehlt. Das Weib aber führte ihn sicher;
Denn sie kannte den Wald, die Finsternis macht ihr nicht bange,
Und sie hätte den Weg auch mit verbundenen Augen
Nicht verfehlt. Es gelang. Nach viertelstündiger Wandrung
War durchschritten der Wald, und vor ihm lag die Ruine,
Welche vom Mondenschein gar mild und magisch beglänzt war.
Ach wie schön — so rief entzückt von dem Anblick der Wandrer —
Gießt der stille Mond, die wandelnde Leuchte zur Nachtzeit
Nieder sein ruhiges Licht auf die ragenden Zinnen des Schlosses,
Und wie träumerisch spricht das verfallene alte Gemäuer
Dieser Ruine mich an, wie ein Geist aus den Tagen der Vorzeit.
Ist mir's doch, als säh' ich die kühnen Heldengestalten
Die dereinst in dem Schloß bei fröhlichem Bechergelage
Zechten, und voll von Kraft und Mut getummelt das Streitroß,
Wenn es ging in die Schlacht, um abzuwehren die Feinde,
Oder wenn's galt im Turnier aus der Hand von lieblichen Frauen
Zu erlangen den Preis, vor mir leibhaft und lebendig.
Aber es sagte darauf die Führerin klug und verständig:
Das ist nun freilich vorbei, die Zeiten sind anders geworden.
Oft hat mir's, ich besinne mich wohl, in den Tagen der Kindheit
Die Großmutter erzählt, und die hat's wieder von ihrer
Ältermutter gehört, wie vor langen undenklichen Zeiten
Hier der Burgherr gehaust, es war ein stattlicher Ritter,
Und den Mädchen des Dorfs im weitem Umkreis gefährlich.
Manche Taufe bezahlte geheim die weinende Gattin —
Müssen wir armen Weiber doch immer büßen die Sünden,
Welche die Männer begehn in unverzeihlichem Leichtsinn.
Doch die Zeit ist vorbei, den Feind muß der Bürger bekämpfen
Und der Bauersohn, den man oft vom Pfluge uns wegnimmt.
Mir auch nahmen sie ihn, den einzigen Sohn, der die Hoffnung
Meines Alters gewesen, nun muß ich selber mir helfen —
Und voll Rührung griff in die Tasche der Wandrer und gab ihr
Jene Münze, die hartnäckig der Führer verschmäht hat.
Dankbar nahm sie das Geld und sagte: Ihr zahlet mir reichlich,

Ungern nur nahm ich's, denn klein ist der Dienst, den ich Euch geleistet.
Aber zusehr bedarf ich's, und da Ihr es gebt, seid gesegnet.
Mögt Ihr allezeit die Fülle des Geldes besitzen,
Um es mit voller Hand zu spenden den Dürft'gen und Armen.
Aber schon sind wir am Ziel! — Sie faßte den eisernen Klopfer,
Welcher befestigt war an dem eisenbeschlagenen Schloßtor,
Ließ ihn fallen und mächtig erdröhnte das Tor von dem Schlage.
Rasch kam der Schloßknecht herbei; der gewaltige eiserne Schlüssel
Drehte sich zweimal herum und knarrte, das Tor ward geöffnet.
Und der Fremdling fordert mit männlichem Anstand den Einlaß.
Darauf ersuchte ihn der Knecht sich kurze Zeit zu gedulden.
Rasch eilt der Knecht nun hinauf die Treppen zum oberen Stockwerk,
Wo der Verwalter wohnt, indes das Weib und der Wandrer
Bei dem geöffnetem Tor des Wunsches Erfüllung erwarten.
Und es sagte der Wandrer zu seiner Führerin: Wahrlich,
Machen die Menschen da drinnen nur halb den günstigen Eindruck
Welchen das Schloß hier bewirkt, so bin ich zu Dank Euch verpflichtet!
Denn Ihr glaubt gar nicht, wie wunderlich es mir zu Mut ist.
Und es versetzte darauf die Führerin lächelnd: den Ritter,
Der zu dem Schlosse paßt und von dem ich vorhin Euch erzählt hab',
Findet Ihr freilich nicht mehr; jedoch vielleicht etwas anderes.
Und in dem Augenblick kam, wie von Elfen getragen
Ahnungvoll und leicht daher ein liebliches Mädchen
Mit gelöstem Haar, das goldig erglänzte im Mondstrahl,
Grad auf das Schloßtor zu und begrüßt verlegen den Fremdling.

Dritter Gesang.

Uber den Schloßhof ging mit dem lieblichen Mädchen der Fremde
Und er konnte beim Schein des Mondlichts die reizende Bildung
Ruhig betrachten, sowie auch das Mädchen verstohlene Blicke
Auf den Wanderer warf, der sie so verlegen gemacht hat.
Sicher von allen den Führern, die heut den Wandrer geleitet
Däucht ihm, wer möcht' ihm's verübeln, die dritte und letzte die beste.

Sie erreichten die Treppe und auf der Treppe war's finster,
Und es bot das Mädchen die Hand dem Fremden und sagte:
Gar zu finster ist's hier, und unbekannt ist Euch die Treppe,
Aber folgt nur mir, so werdet Ihr Schaden nicht nehmen.
Und er fühlte den sanften Druck bei der holden Berührung,
Und ein seliges Leben durchströmte die Glieder des Mannes.
Nun begann das Mädchen und sprach im flüsternden Tone:
Tretet nur sachte auf, daß Ihr mir die Kinder nicht wecket.
Werden im Schlaf sie gestört, so wollen sie morgens nicht aufstehn
Wie ich des Abends nur mit Müh' zu Bette sie bringe.
Alles schläft; der Vater ist noch nicht daheim und von Eurer
Ankunft weiß bis jetzt kein Mensch als ich und der Schloßknecht.
Und er folgt auf den Zehen dem Mädchen sacht und behutsam,
Schleichend, wie ein Dieb, der des Eigentums heil'ge Gesetze
Frevlen Gemütes verletzt und in fremdes Gebiet zur Nachtzeit
Einbricht; aber das Mädchen führt ihn über den langen
Gang in den Rittersaal, der jetzt gar nicht mehr bewohnt wird,
Doch dem Reisenden stets, den etwa der Zufall vorbeiführt,
Als ein Überrest verfallener Größe gezeigt wird.
Leise schob sie zurück mit kundigem Finger den Riegel,
Öffnet die Türe und zog ihn hinein und sagte gar schalkhaft:
Wartet ein wenig hier, ich gehe ein Licht Euch zu holen,
Daß Ihr seht, wo Ihr seid! Ihr fürchtet Euch doch nicht im finstern?
Und so schlüpft sie hinaus, wie ein muntrer neckischer Elfe,
Er aber steht im Dunkeln der Nacht allein in dem Saale.
Lange währt es, bevor das sehnlich erwartete Mädchen
Wiederkehrt, schon meint er, es sei ihr ein Unfall begegnet,
Meint, sie sei auf der Treppe gefallen und hab' sich beschädigt,
Oder es seien die Kinder erwacht, und sie bringt sie zur Ruhe;
Möglich auch, daß der Vater jetzt nach Hause gekommen
Und das Mädchen nicht wagt zu berichten, wer in dem Schlosse
Hier in dem Saale harrt, oder auch sie hab' ihn zum besten. —
Festgewurzelt steht er da an der nämlichen Stelle,
Ungeduldig harrend auf baldige, fröhliche Lösung
Des verwickelten Spiels, in das ihn der Zufall versetzt hat.
Bin ich am heutigen Tag doch um Jahre älter geworden! —

Also dachte der Jüngling im tiefsten Gemüt: Was hab' ich
Heut nicht alles erlebt! und wer weiß, was mir ferner bevorsteht!
Oder werd' ich die Nacht in solchem Zustand verbringen?
Und so tappt' er sich denn, vorstreckend im Dunkeln die Hände,
Bis an die Wand. Da öffnete sich die Türe des Saales
Und ein heller Schein beleuchtet auf einmal den Schauplatz,
Und die holde Gestalt des wunderlieblichen Mädchens,
Das ihm jetzt erst erscheint in der ganzen Fülle der Schönheit,
Als das vollendetste Bild, das je sein Auge gesehen.
Sanft erhub sie die Stimme in süßem, schmeichelndem Wohllaut:
Lange ließ ich Euch warten, verzeiht mir, ich konnte die Kerze
Aus der Stube nicht holen, denn wenn der Vater nach Haus' kommt,
Und er findet sie nicht auf dem Tisch, wie er es gewöhnt ist,
Stöbert er alles durch und weckt mit Poltern das Haus auf;
Flucht, daß die Kinder sich fürchten, und ich hab' Morgen ein Wetter.
Lange wußt ich nicht Rat, da half mir der sorgsame Schloßknecht
Wacker heraus, er schlich sich leise in die Kapelle,
Wo seit undenklicher Zeit kein Priester mehr liest die Messe,
Und wie ein Mensch, der die Sprache verloren, die Orgel verstummt ist;
Aber es stecken dort am Altar in silbernen Leuchtern
Noch die großen Kerzen aus Wachs. Und eine der Kerzen
Hat mir der Schloßknecht geholt, dann gab er Sand in den Mörser,
Steckte die Kerze hinein, weil es mir an dem Leuchter gefehlt hat.
Sagt, hab' ich Unrecht getan? und haltet Ihr's nicht für Sünde?
Und sie stellte den Mörser voll Sand mit dem brennenden Wachslicht
Nieder und schaute ihn an mit großen fragenden Augen.
Lächelnd versetzte darauf der Gast des Schlosses und sagte:
Kind, ich spreche dich frei, nachdem du so treulich gebeichtet.
Aber das Mädchen sprach: Ihr nehmet die Sache wohl scherzhaft;
Ich hab' es führwahr ganz ernstlich gemeint mit der Frage.
Und es sagte darauf der Fremde offen und ehrlich:
Nun so will ich dir denn auch ernstlich die Antwort erteilen.
Du hast kein Unrecht getan, denn Licht zu spenden den Menschen,
Welcher in Finsternis lebt, ist eine göttliche Sendung,
Und dein Kirchenraub macht dich zum zweiten Prometheus.

Er auch stahl das Licht den Göttern und schenkte es dem Menschen.
Aber das Mädchen versetzte: Nur dunkel versteh' ich die Rede.
Denn nicht hab' ich gelernt, aus Büchern und Schriften die Weisheit,
Welche des Menschen Geist verständig macht und ihn aufklärt.
Habt nur Mitleid mit mir, ich kann zwar schreiben und lesen,
Sonst aber nichts, denn der Lehrer des Dorfes, wo ich die Schule,
Als ich ein Kind war, besucht, der meinte, mehr wäre nicht nötig,
Meinte, ein Mädchen solle viel lieber mit Waschen und Kochen
Und mit anderen Dingen, die strenge die häusliche Wirtschaft
Fordert, verbringen die Zeit, als mit unnützem Getändel,
Wie es in Büchern sich findet, und recht gab ihm stets auch der Vater.
Aber mir scheint doch oft, der Lehrer hatte so recht nicht.
Hätte ich Kenntnisse, ja, dann könnt ich die kleinern Geschwister,
Denen die Mutter fehlt, denn im Hause schaltet die Fremde,
Besser erziehen und bilden, als nun ich imstand' bin zu leisten.
Und so mußt' ich auch jetzt im Stillen tadeln den Lehrer,
Daß er so dürftig nur in Kenntnissen mich unterwiesen.
Hätte er mehr mich gelehrt, so wär' mir der Sinn Eurer Rede
Klar und faßlich, den jetzt ich doch nur dunkel begreife,
Und ich müßte so tief beschämt vor Euch auch nicht dastehn.
Gutes Mädchen! sprach hierauf mit Rührung der Jüngling,
Faßte sie bei der Hand, und das Mädchen ließ es geschehen —
Gar nicht hast du dich zu schämen, denn besser und inniger fühlest
Du meiner Worte Sinn, als ihn dir die Bücher erklären.
Dir erklärt ihn dein Herz, und was du vorhin gesprochen,
Da du den Lehrer getadelt, der dir die Nahrung entzogen,
Welche verlangte dein Geist, das war ja mit anderen Worten
Ganz der nämliche Sinn, den ich in die meinen gelegt hab'.
Er entzog dir das Licht. Du aber hast es dir selber
Von dem Himmel geholt, gleichwie du mir es gespendet.
Und es versetzte mit freudiger Überraschung das Mädchen:
Meint Ihr es so? nun ja! jetzt faß ich schon mehr, was Ihr sagtet.
Aber das ist ja ein anderes Licht, als welches ich Euch gab!
Diese Kerze von Wachs und jenes himmlische Feuer!

Aber der Fremde sprach: Das eine ist wie das andere,
Eines des anderen Bild, und eines des andren Bedingung.
Ohne das himmlische Licht, das uns die Erde beleuchtet,
Hätte der Mensch sich nie zum geistigen Lichte erhoben.
Und es sagte darauf das liebliche Mädchen, indem sie
Sanft zurückzog die Hand, die noch die seinige festhielt:
Aber Ihr habt mir vorhin auch einen Namen gegeben,
Der so sonderbar klang, was habt Ihr gemeint mit dem Namen?
Und der Wandrer sagte: Das will ich dir gerne erzählen.
Doch du erlaubst mir wohl, daß ich auf einen der Stühle,
Die hier stehn, mich setze; denn ich bin erschöpft von der Wandrung,
Die ich des Tages über gemacht in dem nahen Gebirge;
Und die Geschichte ist lang. — Ach Gott versetzte das Mädchen,
Und schob einen der großen, altertümlich geformten
Gotischen Stühle ihm hin, damit er sich setze; dann sprach sie:
Euch plagt wohl auch Hunger und Durst? Der Wandrer sagte:
Ja, ich will es nicht leugnen, und wär mir ein schmackhafter Braten
Oder geräucherter Schinken zu Hand, so wollt ich Euch zeigen,
Daß mich der Himmel gesegnet mit einer vortrefflichen Eßlust.
Auch ein Gläschen Wein würd' ich nicht verschmäh'n, ich gesteh' es.
Kaum hat das Wort er gesprochen, verließ ihn hurtig das Mädchen,
Und er hatte nun Zeit den Rittersal zu betrachten.
Durch die hohen Fenster, gebaut im gothischen Stile,
Warf der Mond sein Licht gedämpft durch bemalete Scheiben,
Welches sich zauberhaft mit des Wachslichts düsterer Flamme
Mischte und wunderbar die Gegenstände beglänzte,
Die sich zeigten dem Blick. An den Wänden hingen Gemälde,
Lebensgroße Gestalten geharnischter Ritter und Frauen,
Jene mutig und kühn in Geberde, wie in der Stellung,
Jeden Augenblick bereit, dem Gegner zu zeigen
Die unbändige Kraft, die ihnen schwellet den Busen;
Diese zierlich und fein mit bauschigen seidnen Gewändern,
Blauen Augen und goldenem Haar und bleichen Gesichtern
Hingehaucht, und geneigt die kühnen, mutigen Ritter
Für die tapfere Tat mit hoher Minne zu lohnen.
Mitten im Saale erhob sich ein Tisch von gewaltiger Größe,

Und der Tisch war bedeckt mit Waffen allerlei Arten
Ganz verschieden an Größe und zu verschiednem Gebrauche.
Anders geformt für die Jagd und wieder anders zum Kampfe,
Zur Verteidigung anders, und anders gebildet zum Angriff.
An den Wänden rings umher da standen die Stühle
Wie er schon früher gesehn, und dort in dem Winkel des Saales
Da erhob sich ein Bett von mächtiger Höhe und Breite.
Über dem Bette ein Himmel von blauer Seide mit weißen
Silbernen Sternen — er konnte sie durch den geöffneten Vorhang,
Der von dem Baldachin herabfiel, deutlich erkennen.
Als der Wanderer so verloren in stiller Betrachtung
Da saß, öffnete sich nun wieder die Türe des Saales,
Und herein tritt das Mädchen und spricht die lieblichen Worte:
Herr, den Hunger zu stillen, den Durst Euch seht Ihr bereit mich;
Aber nicht ganz so, wie Ihr es wünscht, mit geräucherten Schinken.
Oder schmackhaftem Braten, ich habe nur Butter und Käse,
Ein Stück Schwarzbrot dazu, nichts besseres kann ich Euch bieten,
Auch bring ich statt des Weins, den Ihr wünscht, nur die Flasche voll Wasser.
Und sie rückte den Stuhl zu dem kleinen Tischchen am Fenster
Stellte darauf die Butter, den Käse sowie das Schwarzbrot
Und die Flasche voll Wasser, und sagte: Nun esset, und nehmet
Mit dem Wenigen fürlieb. Gern böt' ich Euch mehr, wenn ich's hätte.
Und der Fremde stillte Hunger und Durst, und das Mädchen
Sah es mit kindlicher Lust, wie gut das Schwarzbrot ihm schmeckte.
Drauf zu dem Fremden gewendet sprach sie klug und verständig:
Wahrlich wenig paßt die Speise zu solcher Umgebung!
Freilich könnte allhier der Tisch ganz anders gedeckt sein.
Und er war es auch einst, so lang die Mutter noch lebte!
Ach seit die Mutter mir starb, ist alles öde und leer hier,
Und der Fremdling hörte gerührt die Rede des Mädchens.
Gerne wollte er ihr die traurigen Bilder verscheuchen,
Die ihr die Seele so stark bewegten, drum sprach er. Ich bin dir
Ja die Geschichte noch schuldig vom himmlischen Licht des Prometheus.
Und es versetzte darauf das Mädchen klug und bedächtig:
Zu ermüdet seid Ihr und sehr bedürft Ihr der Ruhe.

Lasset sie lieber bis morgen, da werd' ich gerne sie hören.
Und so schied von dem Fremden das liebliche Mädchen und gab ihm
Noch zum Abschied die Hand, und plötzlich war sie entschwunden.

Vierter Gesang.

Sollte mir heute des Nachts der Traumgott erscheinen, so müßt' er
Schaffen ein Meisterstück, wie er noch niemals mir zeigte,
Zu übertreffen die Wirklichkeit des heutigen Tages.
Also dachte der Fremde, da er zur Ruhe sich legte,
In das mächtige Bett mit dem blauen seidenen Himmel.
Lange konnt' er nicht schlafen, zu sehr war erregt sein Gemüte,
Denn es schwebten noch immer des Tages wechselnder Bilder
Lebhaft ihm vor der Seele und ganz besonders das letzte.
Jetzo sah er sich oben hoch auf dem Alpengebirge,
Sah den ruhigen Mann, der mit bedächtigem Schritte
Mit dem Stock in der Hand und mit der Einfalt im Herzen
Schweigend neben ihm ging, bis ihm Gott gelöset die Zunge.
Jetzo sah er sich wieder im lieblichen Tal bei der Hütte,
Sah das ärmliche Weib, das mit Not und Mühsal das Dasein
Kümmerlich fristet; es taucht vor seinem Geist auch der Sohn auf,
Der als braver Soldat das Vaterland gegen die Feinde
Wacker zu schützen dient im Heer. Er sieht ihn gezieret
Mit dem Kreuz an der Brust einst wiederkehren zur Heimat.
Aber die holde Gestalt des lieblichen Mädchens verdränget
Alle die Bilder, er sieht und höret bald sie allein nur.
Wie sie zuerst ihn begrüßt und wie sie ihn über die Treppe
Sanft geführt an der Hand, wie sie ihn im Dunkel des weiten
Rittersaales zurückließ, und wie sie das brennende Wachslicht
Aus der Kapelle geholt, und wie fromm sie sprach und verständig,
Und wie sie für ihn gesorgt, den Durst und den Hunger zu stillen.
Alles das prägte sich tief und lebendig ihm in die Seele.
Nicht ein einziges Wort, das ihrem Munde entströmt war,
Hatt' er vergessen, er hielt es treu und genau im Gedächtnis.

Aber da zeigten sich der bildenden Kraft seines Geistes
Zwei Gestalten, die finster sein Glück zu zerstören ihm drohten.
Und es erfaßt ihn ein Grau'n. Es zeigte sich ihm der Verwalter
Mürrisch über den Gast, der in das Schloß sich gedrängt hat,
Scheltend die Tochter, daß sie dem Fremden gestattet den Einlaß,
Und an der Seite des Vaters die Stiefmutter schreiend und tobend
Und den erzürnten Mann aufreizend wider das Mädchen.
Da wird ihm bange zumut, es mischt sich in das lächelnde Glück nun
Jener Tropfen von Wermut, der alle Freude verbittert,
Welche der Mensch genoß, seitdem er wandelt auf Erden.
Denn es soll der Mensch mit Schmerzen bezahlen die Wonnen,
Die die Natur ihm schenkt, und keine Freude gewährt sie,
Welche der Mensch nicht vorher durch bittere Leiden erkauft hat,
Oder die er nachher nicht durch bittere Leiden bezahlet.
Jeder Genuß wird erkauft, und strenge vollzieht das Gesetz sich
In dem unermeßlichen Kreis empfindender Wesen.
Solche Gedanken erfüllen des Jünglings erhabene Seele,
Und schon reut es ihn, daß er so heimlich zur Nachtzeit
Eingekehrt in das Schloß, und nicht lieber zur Hütte zurückging.
Aber während er sich mit solchem Vorwurf belastet,
Dessen ihn endlich enthob der Schlaf, der ihm löste die Glieder,
Saß in später Nacht bei dem Bette des Vaters die Tochter
Und erzählte genau, was sich im Schlosse ereignet.
Vater — sagte das Mädchen, nachdem sie getreulich berichtet,
Wie sie den Fremden geführt, um nicht zu stören die Kinder,
Über den Gang in den Saal — gewiß du hättest dem Fremden,
Welcher um Unterkunft bat für die Nacht, nicht die Türe gewiesen!
Doch du warst nicht zu Haus; sollt' ich ihm verweigern die Einkehr?
Oder sollt' ich die Mutter, die schon mit den Kindern im Schlaf lag,
Wecken, daß sie ihm gestatte, die Nacht im Schlosse zu bleiben?
Schaden bringt er uns nicht, denn reichlich ist er gekleidet,
Zwar nicht geputzt und geziert, doch fein; sein Aussehn ist vornehm,
Und es glänzet, ich hab es gar wohl gemerkt bei dem Wachslicht,
Ihm an der Weste die goldene Kette, wohl ist er imstande,
Dir die mäßige Zehrung, die ich ihm reichte zum Nachtmahl,
Butter und Käse und Brot, wenn du es verlangst, zu bezahlen.

Und es versetzte darauf der Vater: Bring' ihm des Morgens
Auch ein Frühstück hinauf, er soll mir willkommener Gast sein.
Jetzt aber geh' mir zu Bett, denn sonst verschläfst du den Morgen,
Und wir müssen zeitig hinüber ins Städchen zur Kirche.
Also sprach er, sie ging; der Vater löschte das Licht aus.
Finster war's nun im Schloß, allein ein himmlischer Lichtglanz
Strahlte von dem Gesichte des holdbeseligten Kindes.
Ob der Traumgott dem Kinde die lieblichen Bilder erneuert,
Die sie des Abends genoß in des ernsten Jünglings Gesellschaft;
Oder ob er dem Jüngling zerstreut die düsteren Bilder,
Die an das selige Glück die zehrende Sorge geknüpfet;
Hat mir die Muse verschwiegen, die freundliche, die mir so manches
Anvertraut, was sie andern verhüllt, wenn in günstiger Stunde
Ich mich andächtigen Herzens und reinen Sinns ihr genähert. —
Aber die Nacht ging vorbei, es kam der goldene Morgen,
Und es begann sich nun im Schlosse lebendig zu regen.
Unten stand im Hofe der Knecht und putzte das Riemzeug
Für das Pferd, und wusch die Räder am Wägelchen. Anna
Kochte bereits den Kaffee, denn die Kinder verlangen das Frühstück
Wie sie verlassen das Bett; und auch der Vater, die Mutter
Warten nicht gerne lang, drum muß sie sich immer beeilen.
Aber sie blickte hinab durch das Küchenfenster und sah den
Schloßknecht unten im Hof. Sie rief ihn beim Namen, er sah sie,
Und sie winkte mit der Hand nach dem anderen Flügel des Schlosses,
Und er nickte verständig und rief: sogleich bin ich fertig.
Alsobald nachdem er seine Geschäfte verrichtet,
Geht er die Treppe hinauf und hinüber über den langen
Gang in den Rittersaal und holte die Stiefel und Kleider,
Tat aus den Taschen zuvor heraus die Sachen und legte
Sie auf den Stuhl bei dem Bett, dann schlich er leise hinaus sich,
Um den Gast nicht zu wecken; und als er wieder zurückkehrt,
Und ihm das Mädchen begegnet, da grüßt er und sagt ihr: Er
schläft noch! —
Darauf versetzte das Mädchen bedenklich: Es wär' mir doch lieber,
Wenn er erwachte, denn der Kaffee wird kalt, und das Feuer
Brennt nur schwach noch am Herd. Und es entgegnet der Schloßknecht:

Solch ein Herr aus der Stadt ist freilich anders gewöhnet,
Als wie Leute vom Land. So einer steht nicht mit den Hühnern
Auf, er legt sich ja auch nicht mit den Hühnern zu Bette.
Oft wird die Hälfte der Nacht vertändelt in dem Theater,
Oft auf dem Maskenball und öfter noch im Kaffeehaus.
Kommt er dann endlich nach Haus, so schläft er am anderen Morgen
Weit hinein in den Tag, bis zehne oder noch länger,
Und den Aufgang der Sonne, der mir der liebste Genuß ist,
Kennt er aus Büchern nur, doch hat er ihn niemals gesehen.
Und es sagte das Mädchen: Bei diesem scheint mir's doch anders,
Denn er war den gestrigen Tag hier in dem Gebirge,
Ist ein Freund der Natur, doch hat ihn ermüdet die Wandrung.
Gutmütig sagte der Knecht: Ich will ihn ja keineswegs tadeln!
Aber wollt Ihr, daß er erwache, so will ich ihn wecken.
Wecken? — fragte das Mädchen und schüttelte den Kopf, doch der Schloßknecht
Sagt mit schmunzelndem Blick: Ihr müßt nicht fürchten, ich fasse
Unsanft ihn bei der Hand und gebe ihm Stöße und Püffe.
Ei bewahre! wozu? ich werde nur ungeschickt stolpern.
Werf einen Sessel um, und wenn ihn der Lärm nicht aufweckt,
Dann ist er taub! — Nun ging er die Stiefel und Kleider zu putzen,
Und er hörte im Weggehn, wie das Mädchen ihm nachrief:
Wahrlich ein loser Gesell, ein Schalk, der gar nicht zu bessern!
Nun ging sie in die Küche und trug den Kaffee in die Stube,
Und es setzten sich zu Tische der Vater, die Mutter
Und die jüngeren Geschwister, die feiertäglich gekleidet —
Denn es war Frohnleichnam — schon auf das Frühstück gewartet.
Anna ging wieder hinaus in die Küche; aber der Vater
Sprach mit der Mutter besorgt und ernst von der Zukunft der Tochter.
Gleichzeitig hörte sie zu; doch plötzlich sprach er mit heiterer
Wendung: Frau! du weißt ja vielleicht noch gar nicht, daß einen
Gast wir haben im Schloß? ein Städter ist es, ein reicher
Kaufmann vielleicht, der hier in Geschäften die Gegend bereiset!
Oder ein Vagabund! — versetzte mit Mißtrauen die Hausfrau —
Welcher die Gegend bereist und nebenbei nachläuft den Mädchen.

Möglich! versetzte der Mann und nieder blickte er finster.
Aber es trat der Schloßknecht herein und sagte: der Fremde
Biete der gnädigen Frau und dem Herrn Verwalter des Schlosses
Einen freundlichen Gruß und guten Morgen und bitte
Tausendmal um Verzeihung, daß er sich die Freiheit genommen,
Ohne ihr Wissen und Willen im Schloß die Nacht zu verbleiben.
Und es erhub sich sogleich die geschmeichelte Hausfrau und sagte:
Richte dem Herrn auch von uns einen artigen Gruß aus und sag ihm,
Wir sind von Herzen bereit, dem Gast Willkommen zu bieten.
Anna soll ihm sogleich auch hinüberschicken das Frühstück.
Und der Schloßknecht ging, die Frau aber sagte noch weiter;
Mann, da hast recht, fürwahr, gar vornehm scheinet der Gast mir
Höflich ist er und fein, und weiß sehr wohl, was sich ziemet.
Und so ist er gewiß auch aus gutem Hause, man sieht es,
An den Manieren ja gleich, aus welchem Hause der Mann ist.
Unten führte indessen der Knecht das Roß aus dem Stalle,
Spannte es vor das Wägelchen flink und machte das Leitseil
Fest an den Kutschersitz und steckte die Peitsche daneben.
Und es kam sogleich das liebliche Mädchen herunter
Streichelt das Rößlein, und gibt ihm trauliche Namen. Und oben
Schaut aus dem weit geöffneten Fenster des massigen Erkers
Auf das reizende Bild hernieder der Jüngling und höret
Alle die traulichen Namen, mit denen sie schmeichelt die Tiere;
Plötzlich schaut sie hinauf und erblickt ihn. Eilig entfernt sie
Sie sich aus dem Hof, sie geht in die Kammer und nimmt aus dem Schranke
Heute das neue Kleid, das blaue, das ihr der Schneider
Jüngst aus dem Städtchen gebracht, und das sie erst einmal getragen.
Aber es war auch schon die höchste Zeit, denn der Vater
Kam soeben herein, das säumige Mädchen zu mahnen,
Daß sie sich rüste zur Fahrt. Das Mädchen in Sorge, es könnte
Allzurasch der Jüngling, nachdem er die Rast hier genossen,
Abschied nehmen vom Schloß, dieweil sie drüben im Städtchen
In der Reihe geputzter Mädchen wäre beim Kirchgang,
Wendet das Köpfchen behend und sagt mit verständigen Worten;
Vater! Wollt Ihr nicht den Fremden früher begrüßen?

Oder wenigstens sehn, wie der Gast, den Ihr heute beherbergt,
Aussieht? Wollt Ihr nicht ihn fragen, ob er zum Kirchgang
Mit uns fahren will hinüber ins heitere Städtchen?
Raum ist für alle genug, ich trete ihm gerne den Platz ab;
Er sitzt bei Euch auf dem oberen Sitz und ich bei dem Kutscher!
Aber es gab hierauf der Vater zur Antwort und sagte:
Kind! das ist schon geschehn! Ich habe den Gast schon begrüßet,
Hab' ihn eingeladen, mit uns zu fahren zum Kirchgang;
Aber er ist zu erschöpft, wie er sagt, von der gestrigen Wandrung,
Und so lud ich ihn ein, bei uns im Schlosse zu bleiben
Und den Feiertag im fröhlichen Kreise der Meinen
Zu verbringen. Das nahm er auch an, und bat mich, die Kinder
Ihm hinaufzuschicken, denn Kinder hab er so gerne.
Nun sind sie alle schon oben bei ihm, er herzt sie und küßt sie,
Spielt mit ihnen, als wäre er selber ein Kind, und die Mutter
Hat nun wenigstens Ruh das Mittagmal zu bereiten.
Aber nun mache geschwind und komm, damit wir den Kirchgang
Nicht versäumen, denn spät ist's. — So sagte mahnend der Vater,
Während das Mädchen sich die Bänder und Schleifen zurechtmacht
Und mit dem glättenden Kamm sich noch einmal über das Haar fährt.
Nun noch einen Blick in den Spiegel, dann folgt sie dem Vater
Rasch in den Hof und besteigt das Wägelchen, das da bereit stand.
Schon besteigt der Kutscher den Sitz und schnalzt mit der Zunge,
Da erscheint im Hof zu rechter Zeit noch der Fremde,
Alle Kinder bei ihm, er winkt mit der Hand noch zum Abschied,
Und es rollt mit Getöse hinaus das Gefährte zum Schloßtor.

Fünfter Gesang.

Nunmehr führen die Kinder den Gast umher in der Waldung,
Und er sucht in jedem die lieblichen Züge des Mädchens.
Alles zeigen sie ihm, und er folgt ihnen geduldig.
Vieles erzählen sie ihm von Vater und Mutter und Schwester,
Und mit Freude gewahrt er, wie sich die Güte des Mädchens

Spiegelt in den empfänglichen Herzen der jüngern Geschwister.
Alles verraten sie ihm, die kleinen Geheimnisse, welche
Jedes Haus vor dem Fremden verbirgt, und welche die Kinder,
Ohne daß die Erwachs'nen es merken, treulich belauschen.
Sie erzählen, wie oft die Mutter zankt mit der Schwester,
Wie die Schwester weint, und wie der Vater dann fortgeht,
Weil er das Weinen nicht leiden mag, aber der Schloßknecht der brave,
Dann die Schwester beruhigt und spricht von besseren Zeiten,
Welche die Zukunft bringt. Und so erhielt unser Gast hier
Unverfälschten Bericht und einen vollkommenen Einblick
In das Wesen des Hauses und in die übel bestellte
Wirtschaft. Traurig stimmt sein Gemüt die gewonnene Einsicht,
Denn es tat ihm weh, das reizende Mädchen voll Demut
Von der Mutter gequält und schutzlos gelassen vom Vater
Leiden zu sehen; ihn ergreift der Kinder unschuldiges Plaudern,
Die ihm mit heiterer Miene und unter Scherzen und Lachen
Des geliebten Mädchens unglückliche Lage enthüllen.
Wie sie ruhig und sanft ertrug die häuslichen Leiden,
Lieh' ihr in seinem Aug' die große Schönheit der Seele,
Die ihn fesselt weit mehr, als des Leibes reizende Bildung.
— Groß ist der Held, der gegen das unbezwingliche Schicksal,
Gegen das allgewaltige, das mit riesigen Armen
Ihn zu umklammern droht, sich aufbäumt und selbst noch im Falle
Seine Stärke erprobt; doch größer scheinet der Held ihm,
Welcher des Schicksals Spruch, den unerbittlichen, wehrlos
Und des Verhängnisses Druck mit übermenschlicher Sanftmut
Trägt. Nicht irrt sie umher auf dem unermeßlichen Meere,
Welches die Erde umgibt als silberngewobener Gürtel
Aber sie irrte umher auf dem großen Meere der Trübsal,
Welches im menschlichen Herzen, so klein es ist, ebbet und flutet.
Zu dem Gefühle, das sich in seinem Innern gereget,
Da er zuerst sie gesehen, gesellte sich nun auch das Mitleid.
Aber es merkten die Kinder gar bald die traurige Stimmung,
Welche den Fremden befiel. Und Kinder dulden den Trübsinn
Nicht. Ein wohltätiger Gott gab ihnen den Sinn für die Freude,

Aber weise verschloß er ihnen die Quelle der Leiden.
Zwar sie trinken daraus manch bitteren Trank, doch sie wissen's
Nicht zu ihrem Heil; und einzig nur das Bewußtsein
Macht den Schmerz zum Schmerz. So auch begriffen die Kinder
Nicht, was dem Wanderer fehlt. Und er mit der Schnelle des Blickes,
Welcher ihm eigen war, erkannt' es, und er ermannte
Sich, und er zwang sich zur Lust und zu heiteren Spielen der Unschuld.
Spielte Blinde-Kuh und ließ sich die Augen verbinden,
Und dann wieder Versteckens und ließ von den Kindern sich fangen,
Lief mit ihnen auch um die Wette auf holprigem Wege,
Übersprang den Graben, den breiten, erkletterte Bäume,
Endlich mußt' er den Kindern auch Geschichten erzählen,
Und sie lauschten und horchten mit ernsthaft kindlicher Neugier. —
Aber bei alle dem Spielen und alle den munteren Scherzen
War er nur halb bei der Sache. Sein Geist begleitet das Mädchen,
Das mit dem Vater hinüber ins Städtchen gefahren zum Kirchgang.
Jetzo sieht er sie in dem himmelfarbenen Kleide
Schreiten sittigen Schritts in die Reihe der Mädchen, und jetzo
Bei dem Paukenschall und dem schmetternden Ton der Trompeten
Niederfallen aufs Knie und senken das Köpfchen mit Andacht,
Wenn bei des Glöckchens Schall der Priester die heilige Handlung
An dem Altar vollzieht. Und jetzo erhebt sie sich wieder,
Schreitet mit zierlichem Fuß nach des Marsches regelndem Takte
Durch die festlich geschmückte und grün bestreute Gasse,
Langsam hin bis der Zug des Frohnleichnames zu End' ist.
Jetzo besteigt sie wieder das Wägelchen, sie und der Vater,
Und auf dem vorderen Sitz ihr Freund und Tröster, der Schloßknecht,
Der da lenkt das Pferd und mit traulichem Zuruf es antreibt,
Und sie fahren zurück ins Schloß in der Hitze des Mittags.
Ach wie sehnt sich sein Herz' das Mädchen nur wiederzusehen!
Gerne möchte der Gute ein günstiges Los ihr bereiten,
Und er sinnt auf Mittel und sagt sich: Hier gilt es vor allem
Zu gewinnen die Mutter. Den Vater wird die Natur schon

Führen den rechten Weg, wenn der rechte Weg ihm gezeigt wird;
Aber die Mutter ist fremd und hat kein Gefühl für das Mädchen.
Und er besinnt sich nicht lang zu vollführen, was er im Sinn hat;
Darauf ermahnt er die Kinder, die ungern nur folgen, zum Rückweg.
Diese wollen dem Vater entgegengehn und der Schwester;
Denn sie wissen gar wohl, daß die Schwester herabsteigt vom Sitze
So wie sie allezeit tut, wenn sie mit dem Vater nach Haus kommt,
Um den einen und andern den Platz auf dem Wagen zu lassen.
Gerne wäre auch er dem Mädchen entgegengegangen,
Aber er unterdrückt die Lust, sie früher zu sehen,
Weil er's für wichtiger hält, mit der Mutter früher zu sprechen,
Und so führt er zurück die Kinder ins Schloß, und er klopfet
Leis' an die Küchentür und besucht in der Küche die Hausfrau.
Hätt' ich doch — sagte die Frau mit selbstgefälligem Lächeln —
Lieber solch vornehmen Gast in der reinlichen Stube empfangen,
Als in der rauchigen Küche, wo alles Geräte umherliegt,
Und nicht einmal ein Stuhl für den Gast zum Sitzen bereitsteht.
Auch hätt' ich lieber mich selbst gezeigt im Feiertagkleide,
Welches mir oben hängt im Schrank, als hier in den groben
Küchenanzug; allein der Ehre solchen Besuches
War ich mir wahrlich nicht vor dem Mittagmahl vermutend.
Doch es versetzte darauf der Fremde klug und bescheiden:
Nirgend seh' ich die wack're, die tüchtige Hausfrau so gerne,
Als in der Küche, wo sie mit Zubereitung der Speisen
Eifrig beschäftigt, sorgt für die schmackhafte, würzige Nahrung,
Und mit fleißiger Hand den Mittagtisch für den Gatten
Und für die Kinder bereitet. Sie ist der Schutzgeist des Hauses.
Denn das leibliche Wohl des Hauses hängt von der Frau ab.
Freilich, die Frauen der Stadt, die überlassen die Wirtschaft
Und die Sorge fürs Haus nur allzugerne den Mägden,
Und sie wissen gar oft, wenn sie zu Tische sich setzen,
Nicht was die Köchin gekocht und ob die bereitete Speise
Auch genehm sei dem Gatten, zu viel zerstreut sie die Putzsucht.
Und so tut es mir wohl das Weib auch wiederzusehen
An dem geeigneten Platz, wohin die Natur es gewiesen,
Und wohin es die Sitte der ältesten Zeiten gestellt hat.

Nun, ich wußt es ja wohl, hier werd' ich die wackere Hausfrau
Finden wie ich's gehofft. Und so bereitet der Anblick,
Den mir die Küche gewährt, fürwahr eine bessere Freude,
Als mir zu bieten vermag die Frau in seidnen Gewändern,
Die mich empfängt im Salon mit Redensarten aus Büchern,
Leeren Herzens und kalt und ohne Sinn für die Wirtschaft.
Denn das Feuer, das hier erglüht auf dem häuslichen Herde,
Zündet im Herzen der Frau auch an das heilige Feuer
Dessen das Haus bedarf, und das sie zur Priesterin machet,
Welches der Mann, wenn er durch Unglück mutlos geworden,
Neu belebt und erwärmt und zu Unternehmungen anspornt.
Und es versetzte hierauf die eitle Frau des Verwalters,
Welche die Rede des Fremden vergnüglich lächelnd auf sich zog:
Wahrlich, seit langer Zeit hab' ich solch vernünftige Rede
Nimmer gehört. Allein, so ist es im menschlichen Leben!
Jeder strebt nach dem, was der andere besitzet, das eigene
Dünkt ihm nie viel wert. So haßt der Handwerker immer
Sein Gewerbe und lobt stets das Gewerbe des anderen
So auch wünscht der Landmann die Frau sich ganz anders, als ich bin,
Während wieder der Städter in mir das wirkliche Weib sieht,
Wie die Natur es verlangt, und wie es in Wahrheit auch sein soll,
Denn was nützt dem Mann, wenn das Weib in seine Geschäfte
Sich anmaßend drängt und um das Haus sich nicht kümmert?
Ich versehe das Haus und sorge, daß alles in Ordnung;
Und, will's Gott, wird dereinst auch unsere Anna ein Weib sein,
Welches den Mann, der sie wählt, durch sorgliche Wirtschaft beglücket.
Freilich hab ich mit ihr meine liebe Not, denn die Jugend
Ist einmal heutzutag' nicht mehr wie in früheren Zeiten.
Alles will sie besser verstehn, und keine Belehrung
Nimmt von der Mutter sie an, wenn man ihr die Belehrung nicht aufdringt.
Da gibt's gar harten Kampf, doch ich weiß den Trotzkopf zu zähmen.
Und es dankt mir gewiß des Mädchens künftiger Mann einst
Jeden Streich, den ich an ihr fürwahr nicht gespart hab'. —
Und es sagte hierauf der Gast mit schmeichelnder Rede:

Kinder erziehen ist schwer! gewiß, es plagt sich die Mutter
Oft umsonst mit dem Kind und alle Bemühung ist fruchtlos.
Aber Anna scheint mir nicht so rohen Gemütes,
Daß sie der besseren Einsicht der Mutter sich widersetzte. —
Nein — versetzte die Frau — und wer dereinst sie erwählet,
Der erhält sie von mir, aus meinen Händen empfängt er
Diesen köstlichen Schatz. Und sicher wird ihn sie beglücken.
Denn wie das Sprichwort sagt, nicht weit von dem Baum fällt der Apfel.
Darum wär' es mir lieb, wenn der, der den Apfel begehret,
Auch den Baum zu schätzen verstünde, wie Ihr es verstanden.
Und es ging die Rede noch hin und her zwischen beiden,
Und er sah mit Vergnügen, daß seine Absicht erreicht sei.
Aber es kamen die Kinder gelaufen und riefen voll Freude:
Vater und Anna sind da! und das Zwiegespräch hatt' ein Ende.

Sechster Gesang.

Nun ward gedeckt der Tisch, und der Gast ward zum Essen gebeten.
Alle setzten sich nieder, nur Anna war nicht in der Stube,
Und es rief sie der Vater und fragte: Anna! wo bleibst du?
Willst du den Gast nicht bedienen, den wir geladen zu Tische?
Und es kam sogleich das Mädchen und sagte: Ich habe
Früher die Mutter Gottes gestellt nur unter den Glassturz,
Und das Feiertagkleid, damit ich es mir bei dem Essen
Nicht beschmutze, gehängt in den Schrank, nun bin ich von Herzen,
Wie Ihr es wünscht, bereit beim Essen den Gast zu bedienen. —
Und es sagte der Gast: O schöne Einfalt der Sitten,
Die vom Weibe verlangt, was die heutige Mode verkehrt hat.
Denn es muß jetzt der Mann, befindet er sich in Gesellschaft,
Nach den Regeln der Kunst scherwenzeln mit häßlichem Kratzfuß
Wie ihn der Tanzmeister lehrt, und immer achtsam das Fräulein
Halten im Auge, ob's ihr an nichts gebricht bei der Tafel.
Hier herrscht noch die Natur, die aus den Städten verbannt ist. —

Und es versetzte darauf die Hausfrau mit folgender Wendung:
Aber dafür wird der Gast, der uns die Ehre erweiset,
Unsern ländlichen Tisch der köstlichen Tafel des Städters
Vorzuziehen, sich auch mit der mäßigen Kost, die wir bieten,
Und den schlechteren Speisen begnügen müssen. Ich fürchte,
Daß er zu früh uns gelobt, und daß er sein Lob noch zurücknimmt.
Sind doch die Weiber alle nach einem Leisten geschlagen! —
Nahm jetzt der Vater das Wort und blickte auf vom Teller —
Ist doch jede bestrebt, sich selbst herunterzusetzen,
Und mit berechneter Schlauheit zu tadeln die eigene Wirtschaft,
Um den Gast um so mehr herauszufordern zum Lobe.
Denn im Innern meint es ja keine ernst mit dem Tadel,
Den sie zum Schein sich erteilt. Und wenn es ein anderer wagte,
Nur das geringste nicht ganz nach seinem Wunsche zu finden,
Sieht man es gleich, wie fest sie sich wehrt und verteidigt die Wirtschaft.
Und so wirst auch du mir die Wahrheit gestehen: du fürchtest
Nicht, es werde der Gast den Tisch unbefriedigt verlassen!
Denn die Suppe ist gut und kräftig genug, und im Braten
Warst du ja allezeit Meisterin, seit ich dich kenne. Die Mehlspeis
Freilich gelingt dir nicht immer. — — Ei, ei! — unterbrach ihn die Hausfrau —
Hab' ich sie jemals verdorben durch eigene Schuld? wenn der Eier
Wenige sind und die Butter nicht reicht, dann möcht' ich die Köchin
Sehn, die sie besser bereitet! — Drauf sagte mit Lachen der Vater:
Siehst du, wie ich zu fangen dich weiß! jetzt wirst du dich loben
Über den grünen Klee, so wie du zuvor dich getadelt.
Anna schämte sich tief vor dem Gast, daß Vater und Mutter
Ihm verleiden das Essen mit unbedeutendem Wortstreit.
Gerne hätte sie ihn, so wie am gestrigen Abend,
Reden gehört, da ihr Herz aufschwoll bei dem hohen Gedanken,
Die sie von ihm vernahm; allein sie fühlte, der Fremde
Werde vor Vater und Mutter den reichen Geist nicht enthüllen,
Nicht das warme Gemüt, das er ihr entgegen gebracht hat,
Deshalb fragte sie kurz, benutzend die Pause der Eltern —
Wie sich des Vormittags über die jüngeren Geschwister verhalten,

Ob er zufrieden gewesen und ob sie ihn nicht belästigt?
Und er versetzte darauf: Wir sind schon wie alte Bekannte,
Und in kürzester Zeit war unsere Freundschaft geschlossen,
Alle kenn ich bereits mit Namen! — Da hüpfte das jüngste,
Mit bausbackigen Wangen und blonden Haaren ein Knäblein,
Rasch vom Stuhle und zieht und zerrt an dem Tischtuch und wirft ihm
Seinen Teller herunter, auf dem sich der Braten befindet,
Und das gefüllte Glas und ruft: wir wissen ja auch schon,
Wie er heißt! — Die Mutter versetzt ihm derb eine Schelle.
Weinend schleicht er hinweg von dem Tisch und hinaus aus der Stube,
Und der Vater scheltet den ausgelassenen Rangen.
Anna nimmt geschwind die Serviette und trocknet
Den begossenen Gast. Er aber stehet vom Tisch auf,
Gehet dem Knaben nach, um ihn zu trösten und bringt ihn
Wieder zur Türe herein mit sanften, schmeichelnden Worten.
Muß mir der Bursche doch immer die beste Mahlzeit verderben, —
Rief mit gerötetem Antlitz der Vater zürnend und schlug die
Hand auf den Tisch und warf dabei sein eigenes Glas um.
Und es sagte die Mutter spottend — denn im Gedächtnis
Lag ihr noch die früher vom Vater getadelte Mehlspeis —
Macht es der Vater doch auch nicht besser und zürnet mit Unrecht
Und mit Unvernunft! Doch schuld an allem ist Anna!
Alles hat sie durch ihre läppische Rede verursacht.
Da warf einen Blick voll Mitleid der Gast auf das Mädchen,
Und der Vater bemerkt es und schämt sich sehr vor dem Fremden,
Fühlte, daß er im Zorn zu weit gegangen und suchet
Nun den Fehl zu verbessern mit weichern, sanfteren Worten:
Sind wir doch allesamt kindisch, daß wir so sehr uns ereifert
Über den Vorfall, den unser Gast dem Kind ja gewiß nicht
Übel nimmt. — Wie die Sonne nach einem starken Gewitter
Doppelt wohltuend wirkt, so wirkten die freundlichen Worte,
Die der Vater gesprochen und alles war wieder in Ordnung.
Und es reichte der Vater dem Knaben einige Stücke
Von dem Obst, das die Mutter, nachdem die Mehlspeis verzehrt war,

In die Stube gebracht; und um ihn noch mehr zu versöhnen,
Streichelt er ihm die Wange und fragte: Nun Junge! Wie heißt er?
Wer? versetzte dagegen der Knabe; aber der Vater
Lächelte freundlich und sprach: du wolltest es früher ja sagen!
So ward geendigt der Krieg, der zu stören drohte die Tischzeit
Und der Friedenschluß mit rötlichen Kirschen besiegelt.
Aber es stellte die Mutter den schwarzen Kaffee auf den Tisch nun,
Und es sagte der Vater: Anna bring mir die Pfeife.
Anna lief, doch der Gast nahm heraus eine prächtig gestickte,
Wohl mit Zigarren gefüllte Tasche und bot dem Verwalter
Eine der köstlichsten an; der Verwalter nahm sie und sagte,
Während er die prächtige Tasche des Gastes betrachtet;
Diese spar' ich mir auf, ich werde sie bei dem Spaziergang
Rauchen! Ihr geht doch mit uns? — Und es erwidert der Gast ihm:
Rauchet sie lieber gleich hier, sie schmeckt in der Stube viel besser;
Denn es verwehet den Duft im Freien die raschere Luft Euch.
Außerdem kann ich Euch dann ja mit einer anderen dienen,
Denn mein Vorrat ist groß und keineswegs schon zu Neige,
Und ich habe noch mehr, als Ihr hier seht in der Tasche.
Anna brachte die Pfeife, dazu den gefüllten Beutel
Tabak, das Feuerzeug. Der Vater nahm nur das letzte,
Zündete an die Zigarre, dasselbe tat auch der Fremde,
Und sie tranken den schwarzen Kaffee und bliesen behaglich
In die Luft den bläulichen Dampf der echten Havanna.

Siebenter Gesang.

Also saßen sie da und sprachen von diesem und jenem,
Von dem verderblichen Krieg, der tausende Menschen dahinrafft,
Von der Majestät der erhabenen Alpengebirge
Und noch anderes mehr von Leiden und Freuden der Menschen.
Endlich schwiegen sie still; es überfiel den Verwalter,
Welcher wenig geschlafen die Nacht, und auch von des Tages

Hitze ermüdet war, der Schlummer. Es schlich sich der Fremde
Leis' auf den Zehen hinaus, um ihn im Schlaf nicht zu stören.
Und es erinnerte ihn das Mädchen, das auf dem Gange
Wie von ungefähr ihm begegnet, an die Geschichte,
Die er ihr zu erzählen am gestrigen Abend versprochen.
Aber es sagte der Jüngling: am liebsten würd' ich die alte
Griechische Sage dir in dem Rittersaale erzählen.
Dort an der nämlichen Stelle, wo du Lichtbringerin mir warst,
Wie einst Prometheus Lichtbringer gewesen der Menschheit.
Und so gingen sie denn, wie gestern über den langen
Gang in den Rittersaal, doch nicht so verstohlen und zaghaft,
Und sie setzten daselbst sich auf die gotischen Stühle,
Deren das Mädchen zwei gerückt in den kühlesten Winkel,
Der von der heißen Sonne des Tages verschont blieb.
Und sie setzten sich nieder, mit lauschender Miene das Mädchen,
Und der ernste Mann mit mitteilsamer Gebärde. —
Und er erzählte nun von dem alten Göttergeschlechte,
Welches beherrschte die Welt in den grauen Tagen der Vorzeit,
Von den hundertarmigen Riesen mit fünfzig Köpfen,
Von den Zyklopen mit dem gewaltigen Aug auf der Stirne,
Endlich von den Titanen und so von Japetus und Chronos.
Aber es hatte der Vater des alten Göttergeschlechtes,
Uranus selbst, aus Furcht vor den hundertarmigen Riesen
Und den gewalt'gen Zyklopen, gestürzt die eigenen Kinder
Tief in die Unterwelt, und frei ließ er nun die Titanen.
Gäa, die Mutter der Kinder, kann den Verlust nicht verschmerzen,
Sinnt auf Rache und wiegelt auf den jüngsten der Söhne —
Chronos, und gibt ihm die Mittel, den grausamen Vater zu stürzen
Von dem Thron und ihn zu berauben der Herrschaft. Und Chronos
Setzte sich selbst auf den Thron, die Riesen und die Zyklopen
Macht er frei; doch nun beschlich die Furcht auch den Chronos,
Wie sie den Vater beschlichen, und wieder stürzt er sie nieder.
Und es sah sich betrogen in ihrer Hoffnung die Mutter
Da enthüllt in ihm mit spähendem Auge die Zukunft:
Wie du gestürzt den Vater, also stürzt einstens dein Sohn dich!
Chronos nahm in acht der Mutter furchtbaren Wahrspruch.

Um zu verhindern den Spruch, verschlang er die eigenen Kinder.
Aber es wickelte Rhea, die ihm ein Knäblein geboren,
Einen Stein in die Windeln, und gab ihn dem Chronos zu essen.
So ward das Knäblein gerettet auf einer Insel erzogen.
Als in der Zeiten Lauf das Kind zum Manne gereift war,
Stürzte den Vater der Sohn, wie der Sohn den Vater gestürzt hat.
So kam Zeus auf den Thron. Nur einen gewaltigen Kampf noch
Mußte dieser bestehen; auf standen gen ihn die Titanen,
Doch er besiegte sie, Zeus mit seinem allmächtigen Blitze. —
Japetus aber, der eine von den besiegten Titanen,
War der Klymene Gemahl, sein Sohn war der große Prometheus.
Es berichtet die Sage, daß er aus Ton sich geformet
Menschengebilde und sie belebt mit göttlichem Feuer.
Denn es hielt ihn Minerva, die Göttin, da sie emporstieg
Zu dem hohen Olymp, verborgen unter dem Schilde,
Und da zündet er an am Sonnenwagen die Fackel,
Brachte das himmlische Licht herab auf die finstere Erde,
Hauchte es ein den Gebilden, die seine Hände geformet.
So entstand der Mensch nach dem Bilde der herrschenden Götter. —
Und es sagte darauf das Mädchen behutsam und sinnig:
Viel hat Prometheus gewagt, noch mehr als Adam und Eva.
Da sie im Paradies den verbotenen Apfel gegessen
Von der Erkenntnis Baum; doch streng hat der Herr sie bestrafet,
Wie uns die Bibel belehrt. Drum bin ich begierig zu hören,
Wie es weiter ging dem Prometheus. Der Jüngling versetzte;
Deine Vergleichung ist gut; fürwahr es liegt in der Sage,
Jener tiefere Sinn, der deinen Geist sich enthüllt hat.
Und indem er erzählte, wie Zeus bestraft den Prometheus,
Wie auf den Kaukasus er an einen Felsen geschmiedet
Ward, und ein Geier ihm die täglich wachsende Leber
Täglich hackte, da schritt er hin zu dem Stuhl bei dem Bette
Nahm ein Büchlein heraus aus einer ledernen Tasche,
Blättert ein wenig darin und reicht es dem Mädchen, und Anna
Nahm es schüchtern zur Hand, und fragte bescheiden: Was soll ich? —
Lesen! — erwiderte er, und mit klarer, lieblicher Stimme

Die wie Musik ihm erklang, las sie den Prometheus von Goethe.
Und nachdem sie die kühn geschwungenen Rhythmen des Dichters,
(Wie Prometheus voll Trotz und Kraft nicht achtet des Gottes,)
Aus dem Buche gelesen, da reichte dem Gast sie das Buch hin,
Und sie schaute ihn an mit großen fragenden Blicken.
Hackt der Geier noch immer die Leber dem armen Prometheus?
Nein! — versetzte der Gast und freute sich innig des Eindruckes,
Welchen auf das Gemüt des Mädchens die Dichtung geübt hat.
Nein, es hackt nicht mehr der Geier ihm an der Leber,
Herkules hat ihn befreit, er hat den Geier getötet. —
Gott sei Dank! — so rief aufatmend das liebliche Mädchen.
Und es lächelte still der Fremde über die Rührung
Und Ergriffenheit des seltsam betroffenen Mädchens.
Aber das Mädchen bemerkt es und sagte: ich bin wohl recht kindisch;
Denn die ganze Geschichte, die Ihr so schön mir erzählt habt,
Ist wohl nur eine Fabel, und ich, ich nahm sie so ernsthaft.
Aber lacht mich nicht aus, noch nie war so mir zumute,
Wie in dem Augenblick. So ist mir nicht einmal des Sonntags,
Wenn ich sitz in der Kirche und auf der Kanzel der Pfarrer
Predigt, und der versteht zu rühren die Herzen der Menschen;
Aber so tief, wie dies, hat mich noch nie was ergriffen.
Und ich könnte weinen, als litt' ich unendliche Qualen
Und doch wieder jauchzen vor unbeschreiblicher Wonne.
Sagt mir, Ihr wißt es gewiß, woher rührt diese Empfindung?
Und es versetzte darauf der Jüngling mit Nachdruck und sagte:
Gutes Mädchen! das ist ein Rätsel, das keiner dir auflöst.
Solch ein Wunder bewirkt im Herzen allein nur der Dichter.
Aber es fragte das Mädchen: was ist denn ein Dichter! erklärt mir's! —
Sagen läßt es sich schwer! — versetzte der Jüngling — doch will ich
Dir, so gut ich's vermag, auf deine Frage die Antwort
Geben. Du hast das Gedicht gelesen, es hat dich ergriffen.
Wer es vermag, durch Worte dein Herz so mächtig zu rühren,
Der ist ein Dichter. Warum er dich rührt, das ist ein Geheimnis;
Aber ob er dich rührt, das wirst du immer erkennen.

Nicht ein jeder vermag's, es ist eine Gabe des Himmels.
Mancher versteht es gar wohl, die Worte trefflich zu wählen,
Mancher belehrt uns durch Kenntnisse, die wir herzlich ihm danken.
Aber es hat durch ihn der Geist gesprochen zum Geiste,
Nicht auch zum Herzen das Herz, nicht auch zur Seele die Seele.
Dies vermag der Dichter allein, und ist er es wirklich,
Hat er den Funken im Busen, den göttlichen, welchen Prometheus
Kühn dem Himmel entwandt, dann ist er der echte, der wahre,
Der verehrungwürdige große Bildner der Menschheit,
So wie Goethe es ist, der dich so gewaltig erschüttert. —
Goethe? — fragte das Mädchen — wer ist das? Der Jüngling erwidert:
Goethe, so heißt der Mann, der dieses Buch hat gedichtet,
Und noch andere Bücher, voll tiefer göttlicher Weisheit,
Welche des Menschen Gemüt erheben über die Erde
Und zu dem Ewigen ihn, zum Unendlichen kraftvoll emporziehn.
Ach — so seufzte das Mädchen — wie gerne hör' ich Euch sprechen!
Ihr belehrt mich so schön, so gut, so innig, so kräftig,
Und fast kommt es mir vor, als wär't Ihr selber ein Dichter.
Sagt mir, seid Ihr es nicht? — und es versetzte der Jüngling,
Reden wir nicht von mir, von ihm nur wollen wir sprechen!
Denn mit ihm kann sich keiner vergleichen der lebenden Menschen.
Ja, so groß ist sein Geist, daß alle die künft'gen Geschlechter,
Welche werden entstehen im Laufe der rollenden Zeiten
Ewig sich werden holen bei ihm, dem lebendigen Urquell
Wahrer Kunst und Natur, Erquickung, Verjüngung, Erbauung.
Und so ist denn auch er für uns ein wahrer Prometheus.
Er auch hat die Fackel des Geistes getragen der Menschheit,
Und wir müssen voll Dank wie einen Gott ihn verehren.
Und es versetzte darauf das Mädchen sanft und bescheiden:
Wahrlich, ich schäme mich jetzt vor Euch und auch vor mir selber!
Denn Ihr erteiltet mir gestern, da ich mit dem Wachslicht gekommen,
Jenen herrlichen Namen, den jetzt erst ganz ich verstehe,
Und ihr glaubet doch nicht, daß ich den Namen verdiene.
Aber doch kann ich nicht glauben, Ihr wollet mich etwa verhöhnen:

Hab' ich Euch ja nicht beleidigt, und keinen Anlaß gegeben,
Meiner Einfalt zu spotten. Und ruhig faßte der Jüngling
Sie bei der Hand und sprach: Sei mir darüber nicht böse.
Kränken wollt' ich die nicht, wenn auch der Einfall ein Scherz war.
Aber es wird mir der Scherz zum Ernst, wenn ich dich betrachte,
Und du verdienst ihn doch, wenn auch im anderen Sinne,
Jenen Namen, den ich dir gab am gestrigen Abend.
Denn du leidest! Fürwahr, du kannst es vor mir nicht leugnen.
Ja, du duldest viel, mein gutes Mädchen, ich weiß es.
Manches Wort hast du selbst am gestrigen Abend gesprochen —
Von der verstorbenen Mutter, das tief das Herz mir bewegt hat.
Aber noch mehr als von dir hab' ich von den Kindern erfahren,
Die bei fröhlichem Spiel und unter Lachen und Scherzen
Mir dein Leiden enthüllten. Und hab' ich nicht heute zu Mittag
Selber deutlich gesehn, wie es im Hause bestellt ist?
War sie nicht boshaft genug, den unbedeutenden Zufall,
Der den Vater so sehr erzürnet, auf dich gleich zu wälzen?
Freilich sie hielt sich zurück, da sie vor mir sich geschämt hat.
Denn ich habe gar schlau in ihre Gunst mich geredet.
Eitel ist sie und sieht von dem Gast sich gerne geschmeichelt,
Und ich sagt ihr auch schon manch schmeichelndes Wort in der Küche
Und noch manches Lob werd ich ihr erteilen. Ich tu es,
Soll ich dir es gestehn? ich tue es dir nur zuliebe.
Aber wäre ich nicht als Gast bei Tische gesessen,
Hätte des Vaters vernünftiges Wort sie so leicht nicht beruhigt.
Siehe, das tut mir weh'; ich gehe wieder von hinnen,
Du aber bleibst zurück, und leidest und niemand beschützt dich.
Sag' mir, hast du denn niemand, der deiner kräftig sich annimmt,
Da der Vater so schwach sich zeigt im eigenen Hause?
Und es versetzte das Mädchen: Ihr seid so gut, wie verständig.
Rasch erkennt Ihr die Menschen und schnelle habt Ihr begriffen,
Was für Kummer mir die junge Seele belastet.
Freilich, ich hab einen Oheim, der selgen verstorbenen Mutter
Bruder, ein guter Mensch, der mich wie sein eigenes Kind liebt.
Heute noch war ich bei ihm, sowie ich ihn immer besuche

Wenn ich des Sonntags zur Kirche hinüberfahre ins Städchen,
Aber er kann mir nicht helfen; nicht etwa, daß er nicht wolle. —
Zwar er ist ein armer Mann und hat für die eignen
Kinder zu sorgen, allein er würde trotzdem nicht zögern,
Mich zu nehmen ins Haus, wenn der Vater es nur erlaubte.
Aber der Oheim ist mit dem Vater wenig befreundet,
Und hieher kann er nicht, seitdem die Fremde im Haus ist.
Freilich ich könnte entfliehn, und tät es auch, wenn ich allein wär',
Wenn die jüngern Geschwister nicht meiner im Hause bedürften.
Aber lief ich hinweg, weil die Fremde mich übel behandelt,
Rächen würde sie dann meine Flucht an den jüngeren Geschwistern,
Und ich hätte nicht Ruh, wenn es mir im Hause des Oheims
Auch weit besser erginge als hier. Es würde der Vorwurf,
Daß die Geschwister nun büßen, was ich allein nur verschuldet,
Mir noch schwerer belasten das Herz, als aller der Kummer,
Welcher hier mich bedrückt. Hier hab ich die Kleinen doch bei mir,
Sehe rasch, was sie brauchen und sehe geschwind, wo es mangelt,
Und bin gleich bei der Hand, bald dem, bald jenem zu helfen,
Und zu bessern bald hier, bald dort, so wie es sich füget;
Manches kann ich doch tun, und manches leisten den Kindern,
Wo die Fremde sich nur unwilligen Herzens herbeiläßt,
Und so seht Ihr denn, ich muß mein Leiden wohl weiter
Tragen, so wie bisher ich's in aller Stille geduldet. —
Was der Jüngling darauf zu erwidern gedachte dem Mädchen,
Hielt noch heilige Scheu in tiefster Seele gebunden.
Und so saßen schweigend die beiden nebeneinander.
Siehe, da öffnet die Tür sich, es kommen die Kinder, die munteren
Lärmend hereingesprungen und rufen: Es sucht dich der Vater!
Gleich darauf kam der Vater und sagte: Es stehet die Sonne
Nicht mehr gar hoch, jetzt können wir gehn! — Und sie folgten dem Vater.

Achter Gesang.

Also gingen sie fort: der Vater, der Gast und das Mädchen.
Während des Hauses Frau mit den Kindern verzichtend zurückbleibt,
Denn es können nicht alle zugleich vom Schloß sich entfernen,
Weil sich so manches Gesindel und Volk in der Gegend herumtreibt;
Willig bleibt die Mutter zurück, das Haus zu beschirmen.
Klüglich handelt sie so; sie will in den Augen des Fremden,
Welcher mit seinem Lob sie heute schon manchmal gekitzelt,
Immer gewinnen und nur als die treffliche Wirtin erscheinen,
Die sich gerne versagt die Lust des schönen Spaziergangs,
Selbst am Feiertag, wenn es erfordert die Wirtschaft.
Also gingen die drei allein den schattigen Weg hin
Durch die Allee zu dem Dorf, das am nächsten gelegen dem Schlosse
In der Mitte der Vater, zu seiner Rechten der Fremde,
Und in der Hand ein niedliches Körbchen das Mädchen zur Linken.
Denn es trägt ein Mädchen der Kleinigkeiten gar manche,
Welche der Mann nicht bedenkt, mit sich in dem Körbchen am Arme.
Und sie genossen die Lust des schönen, herrlichen Abends
In der freien Natur. Sie gingen langsam und blieben
Manchmal stehen, wenn der Fremde entzückt von der herrlichen Landschaft
Seiner Verwunderung Ausdruck verleiht in kräftigen Worten.
Aufmerksam hörten sie zu. Doch es sagte darauf der Verwalter:
Ja, die Gegend ist schön! ich hörte von manchem sie rühmen,
Und hab manchen von ihr entzückt, wie Euch jetzt, gesehen!
Aber sie hat diesen Reiz doch nur für den Fremden, der herkommt,
Dem der Anblick solcher Natur ein seltenes Schauspiel.
Wohntet Ihr hier wie ich, und gewöhntet durch tägliches Anschaun
Euer Auge daran, so würde der Reiz sich verlieren.
Denn es stumpft sich allmählich des Menschen Gemüt für den Eindruck
Ab, den zu oft er empfängt. Das Seltene nur kann ergreifen,

Und das Erhabene selbst wird durch Wiederholung gewöhnlich.
Und es versetzte darauf das liebliche Mädchen mit Anmut:
Vater! bin ich doch auch gewöhnt an den Anblick der Berge,
Welche wie Riesen hier sich bis zum Himmel erheben,
Dennoch werd' ich nicht satt des Genusses, mein Auge nicht müde!
Immer sind sie mir neu, als hätt' ich sie niemals gesehen.
Immer erheben sie mir, wie den Blick, so das Herz in der Brust auch.
Denn ich habe den Bergen gar viel zu danken, denn vieles
Sagten sie mir, obgleich sie stumm und schweigend nur dastehn.
Und es sagte darauf mit Lächeln der Vater: Das glaub' ich,
Du warst immer ein kindisches Mädchen, du sprichst mit den Bergen,
Wie zu Haus mit dem Pferd! — Und zu den Begleiter gewendet
Sagt er: Man glaubt oft nicht, wie verschieden nach Neigung die Menschen
Sind von Natur! da seht nur, sie kann Euch tagelang schwärmen,
Plötzlich verstummen, und ernst, andächtig werden, und fromm sein,
Wie in der Kirche, wo der Priester vor dem Altar steht.
Und es nützt mir nichts, wie sehr ich dagegen auch eifre,
Und wie die meine auch scheltet, daß sie die Wirtschaft versäume;
Denn sie hat es geerbt von ihrer verstorbenen Mutter,
Meiner seligen Frau, die seit fünf Jahren nun tot ist,
Die war just auch so! — Und doch war die Wirtschaft nicht schlechter,
Sagte lebhaft das Mädchen, die tote Mutter verteid'gend.
Und es erwidert der Vater: Das hab' ich auch nicht behauptet! —
Wahrlich, niemand hätte das Recht zu solcher Behauptung!
Rief das Mädchen mit Feuer und hochgerötetem Antlitz.
Gutes Mädchen! — ergriff hierauf das Wort nun der Fremde —
Unnötig scheint mir der Eifer, in den du so plötzlich geraten;
Denn es wollte der Vater die tote Mutter nicht schelten,
Und nicht tadeln an ihr, daß sie nicht verstanden die Wirtschaft.
Dich auch wollt er nicht kränken, wie du vielleicht es gemeint hast,
Da er von dir mir erzählt, daß du deiner Mutter so gleich seist!
Lob verdienst du gewiß, daß du der Mutter dich annimmst,
Doch man verteidigt den Freund nur dann, wenn der andere ihn angreift.

Dies war hier nicht der Fall. Und es sagte gelassen der Vater:
Seht, so macht sie es oft! So müsset Ihr als ein Fremder
Gegen die eigene Tochter in Schutz mich nehmen. Das Mädchen
Senkte die Augen beschämt, und sagte: Verzeiht mir, ich weiß nicht,
Wie es kam, daß ich auf einmal so heftig geworden;
Denn es schlug so gewaltig das Herz mir, ich konnt' mich nicht halten,
Und das Wort mußt' heraus! Ich wollt in den Augen des Fremden
Nicht so kindisch erscheinen, daß ich für die Berge nur schwärme,
Mit dem Pferde nur spreche und allerlei Unsinn begehe,
Aber mich wenig nur kümmre um Wirtschaft und häusliche Dinge.
Denn Ihr wißt es genau, was ich im Hause verrichte,
Wenn's mir auch nicht gelingt zufriedenzustellen die Hausfrau.
Und es sagte der Fremde: Nicht hast bei mir du verloren,
Wenn du liebenden Sinn zeigst für die Geschöpfe der Tierwelt
Und ein empfängliches Herz offenbarst für die mächtige Schönheit
Dieser Natur um dich her. Dein Gemüt, das höher gestimmte,
Es verträgt sich gar wohl mit den strengen Geschäften des Hauses,
Und es schließt das eine, das andere nicht aus. Ich bezweifle
Nicht dein Geschick für die Wirtschaft und für das Wesen des Hauses;
Jetzt aber kenn' ich den Lehrer, bei dem du gingst in die Schule
Und von dem du gelernt, was andere aus Büchern nicht lernen.
Nein! die Natur ist nicht stumm, sie spricht gar laut und vernehmlich,
Aber man muß ihre Sprache verstehn. Es versteht sie nicht jeder,
Denn man kann sie nicht lernen wie englisch oder französisch
Es versteht sie der Wilde, der tief im Urwald daheim ist
Und im grimmen Kampf mit Tieren fristet sein Dasein,
Manchmal besser als einer, der sämtliche Schulen durchlaufen,
Griechisch versteht und Latein und kein Ohr hat für den Naturlaut,
Denn die Sprache lehrt den Menschen das eigene Herz nur.
Aber plötzlich bricht er ab in der Rede und wendet
Sich mit den Worten zum Vater: Freund, wir vergessen zu rauchen!
Und so nahm er wieder heraus die prächtig gestickte,
Wohl mit Zigarren gefüllte Tasche, dem Vater sie bietend,
Und nachdem der Verwalter sich eine Zigarre genommen,
Lobend der schon früher gerauchten duftend Aroma,

Und nun auch der Gast sich eine Zigarre herausnahm
Und nach dem Messerchen griff, um abzuschneiden die Spitze,
Rief der Verwalter: Potzblitz! jetz hab' ich vergessen das Zündholz!
Aber es hatte das Mädchen bereits das Körbchen geöffnet,
Bot das Päckchen, das sie vorsorglich mit auf den Weg nahm,
Erst dem Vater hin und dann auch freundlich dem Fremden.
Und sie zündeten an die Zigarren und rauchten vergnüglich.
Aber es sagte hierauf zu dem Verwalter der Fremde:
Nun hat Eure Tochter den besten Beweis uns geliefert,
Daß sie es wohl versteht, zu sorgen für das Bedürfnis
Des vergeßlichen Mannes und so versieht sie dereinst auch,
Kommen die Zeiten herbei, mit Verstand die eigene Wirtschaft.
Ja! — versetzte hierauf der Vater bedeutend und wichtig:
Jenem Manne, der einst als Braut meine Tochter ins Haus führt,
Dessen bin ich gewiß, wird das Haus nicht übel bestellt sein.
Aber die Zeiten sind schlecht, die Männer lieben das Geld nur;
Tugend wird wenig geschätzt, der Beutel soll voll sein, so will man's.
Wer nimmt heutzutag ein wenig bemitteltes Mädchen?
Ist begütert der Mann, so will er, die Frau soll es auch sein;
Und zu den Schätzen von Gold, die daheim im Kasten ihm liegen,
Will er der Schätze noch mehr, in unersättlicher Habgier.
Ist der Mann aber arm, so strebt er, das Geld durch die Heirat
Sich zu verschaffen, und sucht nur immer und immer die Reiche.
Und ein Mädchen, das nicht des Geld's vollauf hat, bleibt sitzen.
Aber es sagte hierauf der Fremde gelassen und ruhig:
Ihr seht die Welt wohl zu schwarz; zwar ist die Habgier der Menschen
Groß, das ist wahr, und es wächst mit jedem Tag das Bedürfnis,
Doch so verblendet vom Geld, daß ihnen für weibliche Tugend
Wäre verschlossen der Sinn, sind nicht alle, genug noch der Männer
Gibt es, die es verstehn, die herrlichen Gaben zu schätzen,
Welche verborgen ruhn in des Weibes keuschem Gemüte,
Und wo das Herz sich entscheidet, nicht ängstlich bemessend die Mitgift,
Welche das Mädchen erhält. Und lächelnd versetzte der Vater:
Ja, das glaub' ich recht gern! Denn Ausnahmen gibt es wohl immer!
Wären alle gesinnt, wie Ihr, dann stünd' es wohl besser!
Aber nur wenige gibt's! Ich weiß es, ich kenne die Menschen.

Und den ehrlichen Mann, der die Tugend mehr als das Geld schätzt,
Findet man oft unter Tausenden nicht, denn Regel bleibt Regel. —
Aber es hatte das Mädchen sich während des ernsten Gespräches
Einige Schritte entfernt von den beiden Männern gehalten;
Und sie trällerte leise ein Liedchen, als ob sie nicht hörte,
Was der Vater gesagt, und was der Fremde erwidert.
Aber es war ihr kein Wort von dem ganzen Gespräche entgangen,
Denn sie fühlte gar wohl, der Vater sprach mit Beziehung.
Und es stieg in des Mädchens Herzen leise der Wunsch auf,
Den sie bis jetzt nicht gekannt. Sie ward des Geheimnisses inne,
Welches ihr keusches Gemüt sich eben erst selber entdeckt hat.
Mittlerweile kamen sie in die Nähe des Dorfes;
Wenige Schritte nur war's, und auf den Vorschlag des Vaters
Gingen ins Dorf sie hinein, um dort bei einem der Bauern
Sich am Feiertag eine kleine Erfrischung zu gönnen.
Leicht ging's nicht, denn es waren die meisten Bauern des Dorfes
Auf den Fluren zerstreut, und verschlossen die Türen der Häuser;
Und sie pochten an manche Türen vergebens. Doch endlich
Fanden sie gastliches Dach bei einer Bäuerin, welche
Eben am Herde stand, um zu bereiten das Nachtmahl.
Und so treten sie ein in die reinliche Feiertagstube,
Setzten sich an den roh gezimmerten Tisch auf die harten,
Rohen Stühle von Holz, die die Bäuerin eilig herbeitrug,
Und erwarteten so in ergötzlich heitrem Geplauder
Den versprochnen Kaffee; doch der ließ lang auf sich warten.
Und es sagte der Vater: Ich muß der Wirtin doch helfen! —
Stille ging er hinaus, und ließ die beiden alleine.
Aber es wagte das Mädchen das Auge nicht zu erheben
Noch zu öffnen den Mund, der im Rittersaal so beredt war.
Und entschwunden schien auf einmal die Freiheit des Umgangs,
Der ihr gestern so rasch das Herz des Fremden gewonnen.
Sanft nun rückt er den Stuhl dem ihren näher und sagte:
Gutes Mädchen! Warum bist du auf einmal so schweigsam?
Träumerisch aber und leise versetzte das Mädchen und sagte:
Bin ich schweigsam? Fürwahr, das hab' ich gar nicht bemerket!
Bin ich es wirklich, verzeiht! ich kann es ja doch Euch nicht sagen,

Was das Herz mir bewegt und mir die Zunge verschließet.
Und es versetzte hierauf der Fremde ruhig: verdien' ich
Nicht mehr das schöne Vertrauen, das du mir noch heute geschenkt hast?
Und es seufzte das Mädchen anstatt ihm Antwort zu geben.
Aber der Fremde fuhr fort: Du bist so gänzlich verändert,
Und es macht mich besorgt! Ich tat dir doch nichts zuleide?
Ihr mir zuleide? rief ergriffen das Mädchen, und Tränen
Stürzten ihr aus den Augen, und sie bedeckt das Gesicht sich.
Und es faßte der Fremde den Kopf des Mädchens und lehnte
Leise ihn an sein klopfendes Herz; er umfaßte mit sanften
Armen den zitternden Leib und drückte sie fester und fühlte
Sich auch von des Mädchens holden Armen umschlungen.
Aber sie hörten das Klirren der Gläser und Löffel und ließen
Rasch voneinander los, und es öffnet sogleich sich die Türe,
Und es trat der Vater herein, die Bäuerin folgte,
Stellt auf den Tisch den Kaffee, und verläßt dann wieder die Stube.
So ist's recht, begann der Vater, und setzte sich nieder.
Lassen wir es uns schmecken, der Mensch muß essen und trinken!
Und es drehte sich wieder die Rede um dieses und jenes,
Wie es der Zufall fügt und wie ein Wort an das andre
Leicht und zwanglos sich schließt; doch plötzlich wendet der Vater
Sich mit berechnender Absicht gegen den Fremden und fragte:
Sagt mir doch, guter Freund, was für ein Gewerbe denn treibt Ihr?
Ich? — versetzte der Fremde und zuckte bedenklich die Achsel —
Das ist so leicht nicht gesagt. Ich treibe eigentlich gar nichts.
Wie? entgegnet der Vater — Ihr treibt doch ein ehrlich Geschäfte!
Und es versetzte darauf der Fremde mit Laune: Ja freilich
Mein Geschäft ist so recht für ehrliche Leute; denn Lumpen
Bringens darin nicht sehr weit, obgleich man die Diebe nicht aufhängt. —
Nun, ich sehe es wohl, — so spricht hierauf der Verwalter —
Ihr wollt mir es nicht sagen, und warum habt Ihr mich zum Besten.
Freilich hab' ich kein Recht, Euch darüber zu fragen; entschuldigt
Meine Neugier; nur wißt, ich fragte Euch nicht ohne Absicht!
Rasch fiel ihm Anna ins Wort, und sagte: Vater, du wirst es
Nimmer erraten, wenn du auch noch so lange dich anstrengst.
Weißt du, was für Gewerbe er treibt? Der Herr ist ein Dichter!

Dichter! sagte der Vater — ich habe in jüngeren Jahren
Einmal so was gehört, — doch muß ich Euch wahrhaft gestehen,
Daß ich dieses Gewerbe nicht kenne, ich habe noch keinen
Dichter gesehn, Ihr seid der erste, den ich erblicke.
Wollet Ihr mir nicht erklären, was so ein Dichter zu tun hat?
Und es versetzte der Fremde mit Lächeln: Zu tun hat er wenig!
Eigentlich ist der Dichter ein Müßiggänger, er wandert
Ruhig von Ort zu Ort, beobachtet dieses und jenes,
Lernt die Menschen kennen, und sucht die Welt zu begreifen,
Kommt dann die Zeit und es drängt ihn, so setzt er sich nieder und schreibet
Und macht der Welt zum Geschenk, was er im Geiste erschaut hat.
So! versetzte der Vater — da macht Ihr wohl auch den Kalender,
Der uns das Wetter voraussagt, und welches niemals doch eintrifft! —
Nein! — versetzte der Fremde, — das lasse ich anderen Leuten!
Weiter richtet hierauf an ihn der Verwalter die Frage:
Aber Euer Geschäft wird wohl seinen Mann doch ernähren?
Ja! versetzte der Fremde — das ist zuweilen der Fall auch,
Aber gewöhnlich erst dann, wenn man's nicht mehr braucht und genug hat.
Hm! — so brummte der Alte für sich in den Bart und er schüttelt
Sehr bedenklich den Kopf, und sitzt eine Weile verlegen
Schweigend da und sieht bald auf Anna, bald auf den Fremden.
Endlich steht er auf und mahnt die beiden zum Aufbruch,
Und sie machen sich auf, der Gast will die Zeche bezahlen,
Aber sie ist schon bezahlt, und so verlassen das Dorf sie
Und sie kehren schweigend zurück in das Schloß des Verwalters.

Neunter Gesang.

Freundlich begrüßte den Gast die Frau des Verwalters. Und freundlich
Gab den Gruß er zurück; jedoch der Alte war mürrisch,
Alles verdroß ihn; es lärmten die unbefangenen Kinder;
Aber still und in sich gekehrt war das liebende Mädchen.

Bald war das Nachtmahl vorbei, daß die Wirtin zu Ehren dem Gaste
Heute gestellt auf den Tisch, doch war es auch heute nur mäßig.
Und es schob der Vater den Teller zur Seite und sagte:
Anna, bring' mir die Pfeiffe! — Und wieder wollte der Gast ihm
Eine Zigarre verehren, wie er schon zweimal getan hat.
Aber es nahm sie der Vater nicht an; er stopft' sich die Pfeife,
Die ihm Anna gebracht, mit widrig duftendem Tabak
Aus dem gefüllten Beutel; er machte einige starke
Züge daraus und bald erfüllen mächtige Wolken
Ganz die Stube; man sah es ihm an, daß ihm etwas nicht recht sei.
Und es hustet die Frau, da der Qualm ihr kam in die Kehle,
Und es husten die Kinder. Und mürrisch ruft der Verwalter:
Bring' doch die Kinder ins Bett! Sie werden sonst morgen nicht aufstehn!
Husten und pusten die Rangen, als hätten die Lungensucht alle!
Werd' ich im eigenen Haus doch mindestens so viel noch gelten,
Daß ich ungestört und in Frieden die Pfeife mag rauchen.
Aber so geht es fürwahr, wenn der Vater im Hause nicht Herr ist;
Jeder schaltet und waltet im Haus nach eignem Belieben,
Und das Beispiel der Mutter sogar die Kinder verschlechtert! —
Anna brachte geschwind die Kinder zu Bette; der Fremde
Fühlte wohl, daß er nun ein überflüssiger Gast sei,
Und er fand es für gut, sich zurückzuziehen, und schleunig
Stand er auf und ging, bevor sich der Ausbruch entladet,
Den er von seiten der Frau nach dem Angriff des Mannes vorhersah.
Und sie erhob auch sogleich, nachdem sich der Fremde entfernte,
Ihre keifende Stimme und sagte in bissigem Tone:
Bist du doch wahrlich der Mann, der der Herr des Hauses zu heißen
Wenig versteht, es zu sein fürwahr noch wenig verdiente.
Unbeständig bist du, veränderlich so wie das Wetter,
Alles macht dir Verdruß und alles liegt dir im Wege,
Schiltst ohn' Ursach die Frau und ohne Ursach die Kinder,
Und beleidigst den Gast, den du vorher so verehrt hast. —
Und nachdem der erste Zornesausbruch vorbei war,
Setzte sie ruhiger fort in heimlich-flüsterndem Tone:

Unklug ist es von dir, daß so du verkehrst mit dem Gaste,
Denn, er sieht, ich merkt' es gar wohl, das Mädchen nicht ungern.
Aber es sagte darauf der Vater die zornigen Worte:
Morgen muß er mir fort, ich duld' ihn nicht länger im Schlosse.
Denn er ist ein Lump, ein Müßiggänger! Er hat es
Mir ja selber gesagt, da ich ihn nach seinem Geschäfte
Freundlich und höflich gefragt. Und es versetzte die Hausfrau:
Sei nur nicht allzurasch; es wird von ihm wohl ein Scherz sein.
Liebt der Mensch es doch oft, sich selbst herunterzusetzen,
Während er selber sich des eigenen Wertes bewußt ist,
Wie du mit seiner Bemerkung mir sagtest heute zu Mittag.
Doch es versetzte hierauf mit spöttischem Ton der Verwalter:
Wahrlich, ich meint' es auch, ein Kaufmann oder Fabrikherr,
Der die Gegend bereist, hab' uns die Ehre gegeben,
Und ich merkt' es auch, so gut wie du, daß ihm Anna
Nicht gleichgiltig sei; ich dachte wir könnten das Mädchen,
Wenn er's ernstlich meint, auf diese Weise versorgen.
Gerne will ich gestehn, daß ich große Hoffnung mir machte,
Denn sein Aussehn ist vornehm, fürwahr, das kann ich nicht leugnen,
Und er benahm sich so gut, so edel, so klug und verständig
Und er schien mir so ehrlich und von so treuer Gesinnung,
Daß ich mit Ungeduld und leicht erklärlicher Spannung
Schon gewartet, daß er die Hand des Mädchens begehre. —
Ja — versetzte die Frau — daß er ein höflicher Mann ist,
Das erkannt ich sogleich, da er den Gruß mir gesendet
Durch den Schloßknecht, der ihm des Morgens gebracht hat das Frühstück.
Und ich erkannt es noch mehr des Vormittags, da in der Küche
Er mich besucht und viel mir sprach von den Pflichten der Hausfrau,
Und da dacht ich bei mir: Ein Mann, der die Mutter zu schätzen
Weiß, der findet wohl auch an der Tochter Gefallen; und darum
Strebt ich aus Kräften, vor ihm mich als gute Wirtin zu zeigen,
Und ich glaub', ich habe getan, was ich immer nur konnte.
Und es versetzte darauf der stark enttäuschte Verwalter:
Hätt' ich ihn sonst denn auch so freundlich bewirtet, so gastlich
Ihn im Schlosse behalten, wär ich nicht der Meinung gewesen,

Daß er zum Glück des Mädchens ins Schloß gekommen so heimlich.
Wahrlich, ich legt ihm das Wort nur gradehin auf die Zunge.
Aber er sprach es nicht aus. Ich nahm's ihm anfangs nicht übel.
Denn ich meint', es verschließe die Schüchternheit ihm die Lippe.
Sind doch die Männer nicht gleich; der eine wagt, wo der andre
Sich zu reden nicht traut. Ich sprach von den heutigen Zeiten;
Sagt ihm, die Männer liebten das Geld weit mehr als die Tugend
Und so anderes noch, wie das Gespräch es mit sich bringt,
So daß ein Mann, der den Kopf wie das Herz auf dem richtigen Fleck hat,
Deutlich konnte ersehn, wo meine Rede hinauswill.
Und er gab mir darauf auch wirklich verständige Antwort.
Meinte, ich sehe zu schwarz, es seien die Männer nicht alle
So versessen aufs Geld, wie mir es scheinet. — Und darum
Meint' ich, er wäre ein Mann, der ein schönes Vermögen besäße
Oder, ein großes Geschäft, und hab' es deshalb nicht nötig
Bei der Wahl des Weibes zu viel nach der Mitgift zu fragen. —
Aber ich muß dir gestehn, du hast das schärfere Auge.
Und was im ersten Augenblick du vermutet, das muß ich
Jetzt erkennen als wahr. Er ist ein Lump, der die Gegend
Zum Vergnügen bereist und dabei den Mädchen auch nachläuft.
Und ich fürchte, schon hat er zu viel mit Anna geplaudert.
Denn ich ließ sie mit Absicht allein und ging in die Küche,
Da die Bäuerin drüben im Dorf den Kaffee für uns kochte.
Wahrlich ich wünschte, er wäre schon dort, wo der Pfeffer zu Haus ist,
Denn gar leicht wird ein Mädchen verführt, das noch nicht die Welt kennt.
Hat er doch uns auch getäuscht, wie sollt' er das Mädchen nicht täuschen?
Denn es fließen gar leicht die schönen Reden vom Mund ihm,
Spricht so geheimnisvoll, so schwärmerisch und so erhaben,
Tut dabei so fromm als wie auf der Kanzel der Pfarrer,
Und er schmeichelt gar leicht sich in die Seele des Mädchens,
Wenn wir nicht trachten bei Zeiten zuvorzukommen dem Übel.
Und es versetzte die Frau mit überlegenem Lächeln:
Bist du doch gleich in Allem so übertrieben! Wer wird denn

Gleich an das Äußerste denken? Ich hegte freilich auch Mißtrau'n
Gegen den Fremden, allein nur so lang, als ich ihn nicht kannte!
Nun aber, da ich ihn kenne, ist alles Mißtraun geschwunden.
Und ich acht' ihn noch jetzt, wie du vorher ihn geachtet. —
Spöttisch versetzte darauf der Verwalter: Du bist ihm gewogen,
Weil er dich gnädige Frau! tituliert, und dir Komplimente
Über die Wirtschaft gemacht! Er ist gar schlau und versteht es
Abzulauschen den Menschen die Seite, bei der sie zu fangen,
Und so hat er denn rasch auch deine Schwäche erlauschet.
Gänzlich hat er dich schon, und führt dich herum bei der Nase.
Ich aber laß mich nicht täuschen, schon war ich zu oft der Gefoppte!
Darum faß ich mich kurz: früh morgen muß er vom Schloß weg!
Und es schlug die Frau vor Lachen die Hände zusammen:
Ist das dein Ernst? Ich bin begierig, wie du das anstellst?
Hast du denn wirklich den Mut, dem Fremden das selber zu sagen?
Muß ich nicht bei jedem Geschäft und bei jeder Verrichtung
Immer einstehn für dich, wenn du dich schmählich zurückziehst?
Aber erwarte nur nicht, daß ich es diesmal auch tue,
Daß ich beleidigen soll mit groben, schimpflichen Reden
Diesen freundlichen Mann, der mir so höflich begegnet.
Zwar, es wird dir der Gast wohl selber erleichtern die Sorge,
Denn er wird nach dem, wie du dich heut Abend benommen,
Wenig Lust empfinden, noch weiter in deiner Gesellschaft
Zu verbringen die Zeit; doch wenn er wirklich so schlau ist,
Wie du sagst, und wenn er die Kunst, die Schwächen der Menschen
Rasch zu erspähen, besitzt so meisterlich, wie du es meinest,
Dann wird er sicherlich bald auch deine Schwäche erspähen,
Und er bleibt dir zum Trotz und setzt sich fest auf dem Schlosse
Und du bringst ihn nicht weg trotz heimlichem Schimpfen und Schelten.
Mir aber ist er willkommen und wenn er noch Wochen lang bliebe! —
Und es versetzte darauf mit mürrischem Ton der Verwalter:
Gut, so behalt dir ihn da, ich rede kein Wort mehr darüber!
Richtet doch heutzutag der bedächtige Mann bei dem Weibe
Nichts mehr aus und muß in Allem den Willen ihr lassen.
Einmal war es anders, doch diese Zeit ist vorüber.
Mut hab' ich freilich nicht mehr; denn mein Mut wird mir täglich gebrochen.

Aber kann ich als Mann nicht mehr gebieten dem Weibe,
Will ich die Tochter doch vor jeder Wendung des Schicksals
Schützen, die ihr bevorsteht, und dazu fühl' ich die Kraft noch.
Anna soll mir kein Wort mit dem Fremden mehr sprechen. So
will ich's. —
Heftig hatte der Vater die Worte gesprochen, und Anna
Trat, nachdem sie mit Mühe die Kinder zu Bette gebracht hat,
Eben herein, und es schwieg der Vater, es schwieg auch die Mutter.
Anna merkte es wohl, es waren die Eltern verlegen.
Aber sie war es noch mehr, es sagt' ihr's die innere Stimme,
Daß die heftigen Worte des Vaters dem Fremden gegolten.
Und es erhob sich der Vater, um aus der peinlichen Lage
Sich zu befreien, vom Tisch und sagte: ich gehe zu Bette.
Und so tat auch die Mutter. Das Mädchen aber war schwankend.
Gerne wäre sie noch zu dem Fremden hinübergegangen
In den Rittersaal, denn sie bedurfte des Trostes, —
Diesen fand sie allein bei ihm, dem Geliebten der Seele;
Aber es hielt sie die Scheu zurück von dem mutigen Schritte.
Gestern konnte sie noch sich frei seines Umgangs erfreuen,
Konnte dem fremden Mann mit unbefangenem Herzen
Bieten die leitende Hand und bis Mitternacht mit ihm allein sein.
Aber je inniger sie ihr Herz an das seine geknüpft sah,
Desto kleiner ward ihr der Mut, ihn wieder zu sehen.
Eine unbegreifliche Schranke sah sie gezogen
Zwischen sich und dem Fremden, die sie noch gestern nicht kannte.
Unschlüssig ging sie hinaus, und es zog sie die mächtige Liebe
Über den langen Gang hin bis zur Türe des Saales.
Horchte leis' an der Tür, ob drinnen der Fremde noch wach sei,
Aber sie wagte es nicht, die Türe des Saales zu öffnen,
Wie sie gestern getan, da sie ihm gebracht hat das Wachslicht.
Denn es sprachen in ihr sich selbst bekämpfende Reden
Laut und vernehmlich genug. Sie meinte, er wäre im Finstern,
Und so gebiete es ihr die Pflicht des heiligen Gastrechts
Ihn zu versorgen mit Licht; und schon ergriff sie die Klinke,
Aber sie öffnete nicht, es siegte die Scham über alles,
Und sie schlich sich zurück und legte sich traurigen Herzens

Nieder und konnte nicht schlafen, weil Angst das Gemüt ihr beschwerte.
Welch ein herrlicher Traum! — so dachte das liebende Mädchen —
Aber ach nur ein Traum, und morgen ist er entflohen!
Morgen entführt ihn vielleicht die erste Stunde des Tages
Und er geht dahin, um nimmer wieder zu kehren.
Senkte der gütige Gott mich in den ewigen Schlummer,
Eh' ich erwachen soll, ihn niemals wiederzusehen.
Niemals wieder! Er hat mich so lieb! Ich kann es nicht fassen!
Liebt er mich wirklich? Vielleicht! Vielleicht liebt er nur aus Mitleid.
Denn er sah mich traurig gestimmt und wollt' mich erheitern,
Aber er denkt nicht an mich, wie ich an ihn; und sein Sehnen
Gleicht nicht dem meinen. Warum gab er auf die Frage des Vaters
Mit so leichtem Sinn und so unbesonnen die Antwort?
Ach, der Vater schien ihm so gut und so herzlich gewogen,
Und mein armes Herz, es wiegte sich mit der Hoffnung
Ihn zu besitzen, allein er hat's mit dem Vater verdorben.
Deutlich hab' ich's gemerkt auf dem Rückweg, den wir so schweigsam
Gingen, während der Weg nach dem Dorf so fröhlich belebt war.
Aber er tat es mit Absicht! Hat er mir's erklärt doch ganz anders,
Was ein Dichter sei, als dem sorglich fragenden Vater!
Sprach er doch von sich selbst in so verächtlichem Tone,
Daß ich im Innern erschrak. Und dennoch ist er ein guter,
Reiner und edler Mensch, mag er sich wie immer verstellen!
Einmal werd' ich ihn doch noch sehen! und wenn auch der Abschied
Mir das Herz in der Brust zerreißt, so mag es zerreißen!
Werd' ich es aber ertragen? und wär' es nicht besser, ich fliehe,
Ehe die Stunde naht, die ihn mir raubet auf immer? —
Und sie konnte nicht schlafen und harrte mit bangender Seele
Mancherlei im Gemüte bedenkend dem Morgen entgegen.

Zehnter Gesang.

Und es graute der Tag. Da erhub sich leise das Mädchen
Auf dem Lager, auf dem sie die Nacht in Sorgen verbracht hat.

Aber sie war nun entschlossen und mit sich einig geworden.
Nein! Sie konnte nunmehr nicht bleiben im Hause der Eltern,
Wenn der Geliebte geht, und keine Seele daheim ist,
Der sie könnte vertrau'n des innersten Herzens Geheimnis.
Denn sie konnte ihr Herz in des Vaters Brust nicht ergießen,
Nicht ausschütten den Gram, an seinem Busen nicht weinen,
Und die Mutter war tot. Im Hause schaltet die Fremde,
Lieblos und hart. Allein die Gestalt des biederen Oheims,
Der ihr immer so gut und immer so freundlich gesinnt war,
Reicht ihr unsichtbar auch jetzt die liebende Hand dar,
Und es zieht sie zu ihm des Herzens mächtiger Zug hin.
So verläßt sie still und geräuschlos die einsame Stube,
Schleichet leise hinaus, um niemand im Schlosse zu wecken,
Schleichet einmal noch hin auf den Zehen über den langen
Gang zu dem Rittersaal und lauscht mit klopfendem Herzen
Neigend zur Türe das Ohr. Dadrinnen aber ist's stille.
Und sie denkt der drinnen verlebten glücklichen Stunden
In der ersten Nacht und darauf am folgenden Tage,
Und sie danket im Herzen dem Guten, der ihr so manches
Wort zum Troste gesagt, und ihr so liebend erschlossen
Seiner Seele Schwung und seines Herzens Begeistrung.
Und so nimmt sie im Geiste Abschied von dem Geliebten,
Dessen zündendes Wort das Herz ihr so mächtig erregt hat.
Und sie schleicht sich fort auf den Zehen, wie sie hierher kam.
Geht dann sachte die Treppe hinab und über den Hof hin
Bis zu dem kleinen Stübchen, das gleich beim Tore gelegen,
Wo der Schloßknecht wohnt. Sie sieht hinein durch das Fenster,
Aber der Schloßknecht ist zu dem Pferd in den Stall schon gegangen,
Und so geht sie hinein in das Stübchen und nimmt sich den großen
Eisernen Schlüssel herunter, der am Haken dort an der Wand hängt,
Geht dann zum Tor und steckt ihn ins Schloß und drehet ihn leise
Zweimal herum und öffnet mit Vorsicht das mächtige Schloßtor
Nur ein wenig und kaum so weit, daß sie ängstlich hindurchschlüpft.
Lehnet dann von Außen zu das riesige Schloßtor.
So verläßt sie das Haus. Sie geht mit wankenden Schritten
Durch die schöne Allee! Die Morgendämmerung glühte,

Und von rosigem Schein war der östliche Himmel umflossen.
Jetzt stieg die Sonne empor, die feurig leuchtende Scheibe,
Und ergoß den wärmenden Strahl auf die tauige Erde.
Da erglänzten auf tausend Gräsern die perlenden Tropfen,
Frischbelebender Duft des Morgens stieg aus dem Boden,
Und der göttliche Hauch der Schöpfung weht durch die Landschaft.
Neu fühlt sie sich gestärkt, sie fühlt sich im Geiste gekräftigt,
Fühlt sich erfrischt im Gemüt und Mut belebt ihr die Seele,
Und es teilt sich die Kraft der Seele den zitternden Gliedern
Mit, und es wankt nicht mehr der Fuß des flüchtigen Mädchens.
Manchmal sieht sie sich um, ob niemand ihr folgt aus dem Schlosse,
Aber alles ist still; in dem weiten Umkreis der Landschaft
Keine Seele, sie hört allein die eigenen Schritte,
Und den Laut der Natur, der sich im Gesäusel der Blätter
Leise vom Winde bewegt, dem äußeren Sinn macht vernehmbar.
Und sie erinnerte sich der goldenen Worte des Mannes
Von der geheimnisvollen, nicht jedem verständlichen Sprache,
Welche spricht die Natur. Und rüstig schreitet sie vorwärts,
Und so kommt sie ins Dorf, vorbei an dem Häuschen, in welchem
Sie die glücklichste Stunde des Lebens noch gestern genossen,
Und der Geliebte dann mit offenem, fröhlichem Leichtsinn
Unbedächtigen Wort's ihr Glück wie Scherben zertrümmert. —
Heilig wird sie mir stets doch bleiben die trauliche Stätte,
Wo das neu aufblühende Glück so schnelle sein Grab fand,
Heilig mir und wert wie das Grab der verstorbenen Mutter!
Also sprach zu sich selbst das Mädchen beim Anblick des Häuschens.
Aber weiter ging sie mit raschen Schritten das Dorf durch,
Und auf die Straße hinaus, die hinüberführt in das Städtchen,
Wo der Oheim wohnt; denselben Weg, den sie gestern
Mit dem Vater gefahren des Feiertags wegen zum Kirchgang.
O, wie anders ist es ihr jetzt, als gestern, zu Mute
Auf bequemlichem Sitz in dem leichten Wägelchen, neben
Ihr der Vater und vorne der Schloßknecht, treibend das Rößlein.
O, wie ging das flink, wie wirbelt das Rößlein den Staub auf,
Lustigtrabend und stolz die schöne Bürde zu ziehen. —
Gestern im Herzen die Wonne nachklingend vom vorigen Abend

Und die Seele so voll von Hoffnung noch größerer Wonnen!
Heute der Schmerz in der Brust. Allein und flüchtigen Fußes,
Und im Herzen erstorben die Freude, erstorben die Hoffnung
Also eilt sie dahin, schon stand die Sonne hoch oben
Sengend mit ihrem Strahl den glühenden Scheitel des Mädchens,
Endlich erreicht sie das Städtchen, erreicht nach hastiger Wandrung
Endlich der Wanderung Ziel, und tritt in die Stube des Oheims.
Und es begrüßt sie sogleich der Oheim, es grüßt sie die Muhme,
Und es grüßen die Kinder, die Vettern und Basen sie alle
Freundlich und gut. Es bietet die kleine Stube des Ohm's ein
Gegensätzliches Bild zu den weiten Räumen des Schlosses.
Aber nicht nur der Schauplatz allein, die Enge des Häuschens,
Nicht die Ordnung allein, die hier das Auge erfreute,
Während im Schlosse daheim die Wirtschaft verworren und bunt ist;
Auch die Menschen sind hier ganz anders geartet als drüben.
Gütig der Oheim und gütig die Muhme und beide in Eintracht.
Jedes sucht dem andern den Wunsch von der Stirne zu lesen,
Und erfüllt ihn schon, bevor der andre ihn ausspricht.
Und die Kinder nicht durch Schelten und Fluchen verhärtet
Und mit ruhigem Sinn an manche Entbehrung gewöhnet.
Aber es fragte der Oheim: Was führt dich heute herüber?
Kommst du doch sonst zu uns am Feiertag nur und am Sonntag!
Und du bist so erregt, ist daheim dir etwas begegnet?
Und es entstürzten dem Mädchen die Tränen, sie schluchzte und sagte:
Lieber Oheim! Ich kann im Hause der Eltern nicht ferner
Bleiben; ich kann die Qual daheim nicht länger ertragen,
Und so floh ich zu dir. Du wirst die verlassene Waise
Nichst verstoßen, gewiß, du weisest die Tochter der toten
Schwester nicht vor die Tür! Bei dir nur fühl' ich mich sicher! —
Und es erschrak die Muhme und nahm sie sogleich in die Arme,
Und es kamen herbei die Kinder und herzten und küßten
Sie und streichelten sie und baten alle den Vater,
Sie im Haus zu behalten und weinten vor Rührung und Mitleid.
Aber es sprach darauf gefaßt der ruhige Oheim:
Kind! beruhige dich! Zwar klein ist, das siehst du, die Stube,
Aber es wird sich für dich ein Plätzchen immer noch finden,

Und du bleibst bei mir, so lang es dir immer gefällig.
Aber sage mir nur, was hat sich so Schlimmes ereignet?
Was mit einemmal veranlaßt den heftigen Ausbruch?
Hast du doch allezeit, seitdem die Mutter gestorben
Sonst mit ruhigem Sinn und gelassen ertragen die Leiden,
Die die Fremde dir schafft, und die der Vater nicht abhält?
Und es schwieg das Mädchen, sie konnte die Antwort nicht finden.
Aber es fragte sie weiter der ruhig bedächtige Oheim:
Hast du mir was zu vertrau'n? und willst du es mir nur alleine?
Und es entfernten sich auf diesen Wink aus der Stube
Gleich die Muhme, die Kinder und ließen alleine die beiden.
Und es begann der Oh'm: Nun rede Anna! mir kannst du
Alles sagen, was dein Herz dir belastet mit Kummer,
Und ich will, so gut ich vermag, von Herzen dir beistehn!
Und es warf sich das Mädchen mit Leidenschaft ihm in die Arme,
Lehnte an seine Brust den Kopf und weinte und schluchzte,
Und es hob ihr den Kopf in die Höhe der Oheim und schaute
Ihr mit liebendem Blick in die schönen verweineten Augen,
Und er sagte: Kind, ich weiß nicht, ob ich mich irre,
Aber ich glaube, ich kenne den Grund, der vom Hause dich wegtreibt.
Ist dein Herz noch frei? Gesteh' es mir offen — ein Jüngling
Hat dein Herze gerührt, und dich so mächtig ergriffen! —
Ja! — versetzte das Mädchen und senkte die Blicke zur Erde —
Ja, es hat mich ergriffen so mächtig wie niemals im Leben,
Und ich werd' ihn ewig lieben und niemals vergessen. —
Kind! versetzte der Oheim — ich kenne die starke Erregung
Deines Herzens genug! Nun aber sei ruhig, und sprich' mir
Und erzähl' mir von ihm, wer ist der Jüngling, wo lebt er?
Und was sagt der Vater? Warum will er dir ihn nicht geben?
Alles berichte genau; denn oft verirrt das Herz sich.
Wäre der Vater im Recht, der Jüngling deiner nicht würdig,
Stell' ich, so lieb ich dich hab', mich doch auf die Seite des Vaters;
Denn er will ja gewiß dein Bestes, wenn er auch barsch ist.
Ist der Jüngling jedoch derart rechtschaffen und ehrlich,
Daß er ein Mädchen wie du bist, heimzuführen verdienet,
Will ich dir helfen, so gut ich kann, den Vater gewinnen.

Nun aber fasse Mut und trockne die Tränen und schütte
Aus die Seele und sprich! Das wird das Herz dir erleichtern!
Aber versprich mir auch, den Schmerz zu verwinden, wenn er mir
Deiner nicht würdig erscheint. Und droht dich der Schmerz zu erdrücken,
Denk an den Heiland am Kreuz, der für die Menschheit gestorben.
Und es erzählte das Mädchen treulich alles dem Oheim
Wie der Fremde kam bei Nacht und wie sie ihn heimlich
Aufgenommen ins Schloß ohn' Wissen und Willen der Eltern.
Wie der Schloßknecht ihr geholt die Kerze vom Altar
Aus der Kapelle, und was ihr der Fremde für Namen gegeben.
Und was er alles gesagt, und wie schön und gut er gesprochen.
Wie dann andern Tags die Eltern auch ihm gewogen
Und ihm freundlich sich zeigten, wie sie ihn zu Tische geladen
Und was bei Tisch sich ereignet, und wie ihr nach Tische der Fremde
In dem kühlen Saal die schönen Geschichten erzählte
Von den alten Göttern und dem der gestohlen das Feuer,
Wie er ihr ferner erklärt, was ein Dichter heiße, und wie er
So viel teilgenommen an ihren häuslichen Leiden.
Wie dann weiter der Vater ihn einlud zu dem Spaziergang,
Und was endlich geschehen, da die Bäuerin kochte den Kaffee
Und der Vater sie mit dem Gast in der Stube allein ließ.
Alles erzählte sie treu und genau mit herzlichen Worten.
Aber — setzte sie fort — ich weiß nicht, warum er dem Vater,
Da er nach seinem Gewerbe und seinem Geschäfte ihn befragte,
So verkehrte, sich selbst entstellende Antwort gegeben.
Denk' dir, er sagt ihm, er sei ein Müßiggänger. Der Vater
Wurde mürrisch darüber und sprach kein Wort auf dem Heimweg,
Schalt die Kinder dann beim Nachtmahl und zankt mit der Mutter,
Aber es galt, ich weiß es genau, das Schelten und Zanken
Nur dem Gast, der ihm zum Überdruß nun im Schloß ist.
Und es versetzte der Oheim darauf die bedächtigen Worte:
Gib dich zufrieden mein Kind! Noch kann ich dir gar nichts versprechen,
Aber was ich vermag, das will ich sogleich auch vollführen.
Komm, wir gehen hinüber, und ist der Gast noch im Schlosse,

Gut; wo nicht, so geh' ich ihm nach, er kann noch nicht weit sein.
Sehen muß ich ihn und kennen lernen den Jüngling,
Ist er, wie du mir sagst, so sollst du die Tage des Lebens
Nicht in Kummer verweinen um den verlor'nen Geliebten!
Und so goß er Trost in des Mädchens bekümmerte Seele.
Aber das Mädchen versetzte mit klugen, verständigen Worten:
Oheim! Such ihn nur auf, und wenn du ihn findest, so sag mir,
Ob ich seiner auch wert, und ob ich zu viel nicht verlange.
Und es lachte der Oheim, und sagte, so hab' ich dich gerne.
Denn ein Mädchen, das scherzt, ist schon halbwegs geheilet vom Schmerze.
Nein, — versetzte das Mädchen — ich mein' es Ernst! — da bekam sie
Einen leichten Strich auf die schön gerötete Wange:
Lehre die Mädchen mich kennen! Nie hält ein Mädchen so klein sich,
Daß es sich des höchsten Mannes nicht würdig erachtet.
Und er rief herbei die Frau, und sie kam mit den Kindern
Wieder zurück in die Stube. Die Muhme brachte ein Frühstück
Mit für Anna, und lud sie ein zu essen. Doch Anna
Wollte nicht essen, versagt die nötige Nahrung dem Leibe
Freitags, am Tag, an welchem gestorben am Kreuze der Heiland.

Eilfter Gesang.

Während Anna dem Oheim enthüllt des Herzens Geheimnis
Und mit sanftem Trost der gute Oheim ihr zuspricht,
Herrschet daheim auf dem Schloß eine unruhvolle Verwirrung,
Da man des Morgens entdeckt, daß Anna vom Hause entflohn sei,
Nichts besorgend, erhob wie gewöhnlich sich der Verwalter,
Als er des Morgens erwachte vom Lager; so tat auch die Hausfrau.
Und sie setzten sich zu Tische, erwartend das Frühstück.
Aber es herrschte im Schlosse noch ungewöhnliche Stille,
Denn es lagen die Kinder, die fröhlich lärmend am Morgen
Sonst aus einer Stube zur anderen pflegten zu laufen,

Heute noch alle im Bett. Man hörte das Knattern und Knistern
Nicht des brennenden Holzes wie sonst aus der Küche herüber.
Und es erhob sich die Mutter, um in die Küche zu gehen
Und das säumige Mädchen mit tadelnden Worten zu schelten.
Aber sie kam in die Küche und fand nicht das Mädchen am Herde
Und es prasselte nicht, wie sonst, auf dem Herde das Feuer.
Also ging sie hinein in die Stube, wo Anna die Nacht durch
Weinend am Lager gelegen, doch war sie auch hier nicht zu finden.
Und es erschrak die Frau, und sie tritt mit bekümmerter Miene
Ein in die Stube, wo der Vater noch sitzet am Tische,
Wenig Unheil bedenkend, allein das Frühstück erwartend,
Und sie meldet dem Vater, das Mädchen sei nicht zu finden.
Nicht zu finden? — fragt der Vater, vom Sitz sich erhebend.
Nicht in der Küche und nicht in der Kammer! entgegnet die Mutter.
Aber es stampft mit dem Fuß voll Zorn der Vater und rufet:
Dann ist sie drüben bei ihm! im Rittersaal bei dem Fremden!
Wahrlich, schon ist es Zeit, daß ich den vom Halse mir schaffe;
Denn er betört mir das Mädchen und kehrt mir am Ende das Haus um!
Und er gehet hinaus mit starken, polternden Schritten
Über den langen Gang zur Türe des Rittersaales
Poltert hinein; da tritt ihm sogleich der Fremde entgegen,
Bietet ihm freundlich die Hand und Guten Morgen zum Gruße.
Doch der Verwalter erwidert den freundlichen Gruß nicht. Er schiebet
Unsanft beiseite den Gast und dringt in den Saal ein geräuschvoll.
Und es sieht mit Erstaunen der Gast das rohe Gebärden
Des erzürnten Manns, der in allen Ecken und Enden
Sucht', und da er nichts fand, nur immer von neuem erregt ward.
Und es tritt ihm der Gast in den Weg bescheiden, doch männlich:
Sagt mir doch, was so sehr Euch erzürnt, und was Ihr so eifrig
Sucht: Ihr seid so verwirrt, so ratlos! Kann ich Euch beistehn?
Ja! — versetzte hierauf der Verwalter gehässig und spöttisch:
Macht man zum Gärtner den Bock, der weiß es dann freilich am besten,
Wo die Blumen sind, die man aus dem Garten gestohlen.
Dunkel blieb dem Fremden der Sinn der häßlichen Rede.
Aber der Vater fuhr fort, im erhöhten Tone zu sprechen:

Nun aber gebt sie heraus und sagt, wo Ihr sie versteckt habt.
Treibet nicht weiter den Scherz, und mich nicht aufs Äußerste! Wahrlich
Länger duld' ich es nicht, wie ich es gestern geduldet,
Daß Ihr den Vater verspottet, und ihm die Tochter verführet!
Und es versetzte hierauf der Gast mit kräftigen Worten:
Schämt der Vater sich nicht, so schlecht zu denken vom eignen
Kinde, und den Verdacht zu offenbaren dem Fremden?
Und es sah ihn an mit großen Augen der Vater:
Also ist sie nicht hier? — Mehr wagt er nicht zu erwidern.
Aber es gab der Gast nicht mehr auf die Frage die Antwort,
Ließ den Vater stehn, und ging hinüber zur Hausfrau,
Um zu erfahren, was mit Anna geschehn sei. Die Mutter
Hatte indes die Kinder aus den Betten getrieben,
Und in der Küche am Herde beim Feuer das Frühstück bereitend
Traf sie der Gast, es folgt der Vater ihm auf dem Fuße
Traurig und beschämt. Da trat zu ihnen der Schloßknecht,
Meldend, er habe morgens offen gefunden das Schloßtor,
Steckend den Schlüssel im Schloß, und fragte, ob der Verwalter
Selbst geöffnet das Tor. Da rief sogleich der Verwalter:
So ist Anna entflohn! — und sank in die Arme des Fremden.
Aber nachdem er sich von dem ersten Eindruck des Schreckens
Wieder erholt, da sprach der Gast: Ich helf Euch sie suchen!
Und es fragte der Vater mit tiefbekümmertem Herzen:
Sagt mir es offen und frei! Habt Ihr die Flucht nicht veranlaßt!
Und es versetzte darauf der Fremde die ruhigen Worte:
Diesen Verdacht muß ich dem besorgten Vater verzeihen!
Aber, glaubt mir, mehr, als ich von dem Fall überrascht bin
Seid Ihr selber es nicht! Doch Eines scheinet mir sicher:
Anna ist nicht weit; wir werden sicher sie finden;
Sicher ist sie hinüber in jenes Städtchen gegangen,
Wo Ihr gestern wart am Feiertage beim Kirchgang.
Denn sie erzählte mir viel von einem gütigen Oheim,
Den sie herzlich liebt, und von dem sie sich auch geliebt weiß.
Sicher ist sie bei ihm! Ich kann es mir anders nicht denken!
Und es versetzte darauf mit beleidigtem Tone die Hausfrau!
Möcht ich doch wissen, was solch ein Geschöpf für Grillen im Kopf hat.

Wird sie etwa im Haus nicht gehalten, wie sich's gebühret?
Glaubt sie vielleicht, es drüben beim Oheim besser zu haben
Als daheim bei uns? Zwar sind wir selbst nicht vermöglich,
Aber der Oheim ist arm, und ihm gegenüber sind wir noch
Reich und begütert zu nennen! Sie wird es aber erfahren,
Wie es sich lebt in der Fremde bei trockenem Brot und bei Wasser.
Wahrlich, ich ließ sie dort, und holte sie nicht mehr nach Hause.
Mag sie dann selber erkennen, ob hier ihr etwas gemangelt.
Diese Rede verdroß den Fremden, rasch warf ab er die Maske,
Die bisher er getragen, der eitlen Hausfrau zu schmeicheln,
Zeigte sein wahres Gesicht mit unzweideutigen Worten:
Was zur Flucht bewog, den Grund davon glaub' ich zu kennen.
Nicht an Speise und Trank, nicht an Kleidern fehlt ihr's im Hause,
Aber es fehlt ihr daheim an Liebe; es fehlt ihr an Liebe!
Ei! — versetzte gereizt die Frau — Ihr wisset von unsrer
Tochter schon sehr viel. Ich seh', Ihr versteht Euch auf's Fragen!
Und es erwidert hierauf der Fremde mit Gleichmut der Seele:
Ausgeforscht hab' ich sie nicht, doch hat sie mir manches vertrauet,
Und ich kenne ihr Herz. Und hierauf nahm das Wort nun der Vater:
Nicht ist jetzt die Zeit zu verlieren mit müßiger Rede.
Denn es gilt vor Allem, sie wieder nach Hause zu bringen.
Wollt Ihr mir helfen, sie suchen, so kommt. Ich sehe, sie hat Euch
Mehr gesagt, als ein Mädchen dem Manne sonst pflegt zu vertrauen.
Hat der Himmel gesprochen, so werd' ich mich länger nicht weigern
Aber davon nachher; erst müssen das Mädchen wir haben!
Und es rief der Verwalter den wackern Schloßknecht und gab ihm
Auftrag, sogleich das Pferd aus dem Stalle zu führen; der Schloßknecht
Spannte sogleich das Pferd an das Wägelchen, das der Verwalter
Mit dem Fremden bestieg und rasch ging's hinaus zu dem Schloßtor.

Zwölfter Gesang.

Und so fuhren sie hin durch die schön mit Bäumen bepflanzte
Breite Allee; es trieb zu rascherem Trabe der Schloßknecht

An das hurtige Pferd. Und es sprach der Verwalter zum Fremden:
Nehmt mir nicht übel, was Euch ich jetzo werde eröffnen.
Als mir mein Mädchen in voriger Nacht mit heimlichem Flüstern
Eines Fremden Ankunft im Schlosse gemeldet, da tat sie's
Mit so unverkennbarem Zeichen der innigsten Neigung,
Daß ich sogleich erriet, der Gast hat ihr Herz schon gewonnen.
Aber ich schwieg noch still, ich wollte den Fremden erst kennen.
Und es schmeichelte sich mein Herz sogleich mit der Hoffnung,
Daß auch vielleicht in dem Gast für das Mädchen die Neigung
erwacht sei.
Euer Kommen hielt ich für eine Fügung des Himmels,
Und ich wurde noch mehr in diesem Glauben bestärket,
Als ich am gestrigen Morgen, nachdem Ihr den Gruß uns gesendet,
Gleich bemerkte, wie günstig für Euch gestimmt sei die Hausfrau!
Nun muß ich offen gestehn, ich wagte das nicht zu hoffen,
Denn ich trage wohl mehr, als mancher andere, mein Hauskreuz;
Aber Ihr habt sie klug durch gefällige Rede gewonnen.
Und so hoff' ich durch Euch allzeit zu versorgen das Mädchen
Als ich darauf Euch sah, und Euer vornehmes Wesen
Merkte, da schienet Ihr mir ein Kaufmann oder Fabrikherr,
Und ich lud Euch deshalb auch ein, im Schlosse zu bleiben,
Lud Euch deshalb ein des Nachmittags zum Spaziergang.
Auch hab' ich jenes Gespräch von unseren jetzigen Zeiten
Nicht ohne Absicht mit Euch geführt; ich erwartete immer,
Daß Ihr Euch bei mir um die Hand des Mädchens bewerbet.
Seht, da habt Ihr mir dann durch Eure Reden beim Kaffee
Alle Aussicht benommen und alle Hoffnung verdorben,
Denn ich dachte, Ihr seid entweder wirklich ein solcher
Müßiggänger und Lump, oder Dichter, wie Ihr's genannt habt,
Oder Ihr seid es nicht, und sagt es mir bloß zum Scherze.
Ist er's, dacht' ich mir, kann ich ihm das Mädchen nicht geben,
Ist er es aber nicht, und sagt er es bloß in der Absicht,
Um sich auf gute Art aus dem lästigen Handel zu ziehen;
Mir ist auf jeden Fall die gehegte Hoffnung benommen.
Deshalb war ich gestern so grob und mürrisch beim Nachtmahl,

Deshalb hab' ich Euch heute im Saal so verächtlich behandelt.
Aber es hat sich nun das Blatt ganz anders gewendet.
Nun ist das Mädchen entflohn, und der Grund seid Ihr, das erkenn' ich.
Ja, ich hab' es erkannt, da Ihr das wichtige Wort spracht,
Daß es dem Mädchen im Hause der Eltern fehle an Liebe.
Ja, so ist es fürwahr, die zweite, die ich genommen
Ist zwar dem Manne das Weib, doch nicht die Mutter den Kindern.
Richtig habt Ihr's erkannt, sehr habt Ihr damit sie beleidigt,
Und Ihr habt es von nun an bei Ihr für immer verdorben.
Durch das treffende Wort, denn die Wahrheit verträgt nicht ein Jeder.
Aber ich ersah aus dem Worte, daß ich Euch Unrecht
Gestern getan, und daß Ihr für das Mädchen ein warmes Gefühl habt.
Deshalb saget mir nun, was ist Eure Absicht und warum
Zogt Ihr Euch gestern zurück, da nach Eurem Gewerbe ich fragte.
Und es wollte der Gast der offenen Rede des Mannes
Ehrlich und offen erwidern, da aber kamen des Wegs her
Zwei Gestalten, ein älterer Mann und ein jüngeres Mädchen.
Und es sah der Verwalter die beiden von ferne und sagte:
Wahrlich, da kommt uns Anna entgegen, und mit ihr der Oheim.
Tut mir, Freund! den Gefallen und nehmt in Beschlag mir den Alten,
Während ich von Anna, was sie so mächtig beweget
Und zur Flucht gedrängt aus dem Hause des Vaters, erfahre.
Und Ihr ersparet mir und ihm die peinliche Lage
Gleich miteinander zu sprechen. Zwar bin ich sein Feind nicht, und er ist
Ein gar guter Mensch, wenn auch von eignen Manieren.
Aber mir ist er nicht gut. Daß ich nach dem Tod seiner Schwester
Eine zweite genommen, das kann er mir nimmer vergessen!
Seine Gesinnung ist ehrlich, nur allzu strenge und paßt nicht
Mehr für unsere Zeit. Wenn Ihr ihm nicht widersprechet,
Und in seine veraltete Weise Euch wisset zu schicken,
Könnt Ihr bald, und das wünschte ich sehr, seine Meinung gewinnen. —
Also gab der Verwalter dem Fremden treffliche Lehren.
Aber schon waren der Mann und das Mädchen nahe genug, und
Still hielt der Wagen, es sprangen die beiden herunter, der Vater

Eilt auf die Tochter zu, um sie in die Arme zu schließen,
Während der Fremde sogleich zum Erstaunen von Vater und Tochter
Warm wie einem bekannten Freund dem Oheim die Hand drückt.
Denn er erkannte in ihm den treuen, kundigen Führer
Und den trefflichen Mann aus der Wandrung im Alpengebirge.
Und es verlangte der Vater, es solle der Gast mit dem Oheim
Nun den Wagen besteigen; er wollte zu Fuß mit der Tochter
Folgen; so wollt auch das Mädchen; der Führer aber beharret
Auf das Gegenteil. Das Mädchen sei viel schon gegangen
Heut' in der Hitze des Tags, indes er ans Gehen gewöhnt sei.
Und so blieb's. Es bestiegen das Wägelchen Vater und Tochter,
Fuhren langsam voran, und ihnen folgten die beiden
Männer, die sich von Herzen des Wiedersehens erfreuten.
Und so kamen sie denn nach einiger Zeit in dem Schloß an.
Schon hat das Mädchen dem Vater alles ehrlich gebeichtet,
Und sie schöpfte Trost aus der Ruhe, mit der er sie hörte,
Wie der raschen Vertrautheit des Oheims mit dem Geliebten.
Als sie kamen ins Schloß, war mürrisch und unwirsch die Hausfrau.
Aber es sagte sogleich zur Freude des Mädchens der Oheim:
Kind, du hast richtig gewählt, dein Herz hat dich nicht betrogen,
Und ein gütig Geschick — du dankst es der Mutter im Grabe
Die für dich betet am Thron des allerbarmenden Gottes —
Hat dir zugeführt den Jüngling, der dir sein Herz weiht,
Und dir bietet die Hand zum treuesten Bunde auf Erden.
Ihn zu prüfen kam ich hierher, doch das ist nicht nötig;
Denn ich kenne ihn schon, ich hab' sein edles Gemüte
Klar und offen geseh'n, bevor du mir von ihm gesprochen.
Und er erzählte hierauf, wie er den Wanderer geführet
Durch das Alpengebirg, und was sich weiter begeben.
Und es sagte der Vater: Es hat der Himmel gesprochen,
Und was der Himmel vereint, das sollen die Menschen nicht trennen.
Anna! — sagte der Jüngling und streckte begehrlich die Hand aus
Heinrich! — rief das Mädchen mit hochgeröteter Wange,
Und es lagen die beiden Geliebten sich in den Armen.
Aber es sprach hierauf die Mutter in schneidendem Tone:
Hat man es jemals erlebt, daß ein ungehorsames Mädchen

Für den sträflichen Trotz, den sie erweiset den Eltern,
Noch zur Belohnung erhält, daß man sich fügt ihrem Willen?
Ging es nach mir, fürwahr, es sollte sich so nicht beschließen!
Ist sie nicht aus dem Hause gelaufen? und hat sie beim Oheim
Nicht die Eltern verklagt? und der Vater läßt sich erweichen
Durch die Tränen des Mädchens zu solch unmännlicher Schwäche?
Aber es hob sich sogleich von seinem Sitze der Oheim
Und erzählte dem eitlen Weib mit ruhigen Worten
Aus dem Testament die wunderbare Parabel
Von dem verlorenen Sohn. Und es ward ihr Herze getroffen.
Sprachlos stand sie da und beschämt in innerster Seele,
Und sie vermeinte des jüngsten Gerichtes Posaunen zu hören
Bei dem schlichten Ton des ehrlichen einfachen Mannes.
Voll von Rührung reichte die Hand der Vater dem Oheim,
Und es versöhnten sich die feindlich gesinnten Männer,
Und das eitle Weib gelobte Bess'rung im Stillen.
Aber nachdem der Oheim die Sache gebracht nun ins Reine,
Und der letzte Mißton verschwand in dem Kreise der guten
Fröhlichen Menschen, da sagte der Vater lächelnd zum Gaste:
Jetzt aber sagt mir, Freund! Warum Ihr mich gestern so gräßlich
Angelogen und Euch als Müßiggänger bezeichnet?
Sagt mir offen und ehrlich, was treibt Ihr für ein Gewerbe?
Nehmt mir die Frage nicht übel! Ich bin doch am Ende der Vater,
Und ich darf doch als Vater wissen, wem ich die Tochter
Gebe! Sagt, wer Ihr seid! Aber, habt mich nicht wieder zum besten.
Sage mir Muse! Wirst du dem Jüngling hilfreich nicht beistehn,
Ihm, der so ernst und treu dir dient als Jünger im Tempel?
Wirst du gar nichts tun, das Mißverständnis zu lösen,
Welches hier unter Menschen, die herzlich sich lieben, noch waltet?
Wirst du es dulden, daß er, der dich zu verherrlichen strebet,
Gelte als Müßiggänger in den Augen des Vaters?
Nein! das tust du nicht! Hast du doch gesendet den Oheim
Und ihm anvertraut das Amt, die Verwicklung zu lösen.
Schon erhebt sich der Oheim mit folgenden trefflichen Worten:
Wenn Ihr dem Jüngling vertraut, so lasset das weitere Fragen.
Vieles bleibet uns hier in dem einsamen Winkel verborgen

Was in der großen Welt von ganz besonderem Wert ist.
Was ein Dichter ist, das könnt' ich fürwahr Euch nicht sagen,
Aber ich sag Euch gern, als was mir der Dichter erscheint.
Denn ich hab' von manchem Wanderer manches vernommen.
Wie die Propheten des alten Bunds, und wie die Apostel,
Welche unseren Herrn begleitet, und welche die Botschaft
Trugen hinaus in die Welt, in alle Länder und Städte,
Um zu bessern die Menschen, die sündigen, und zu bekehren;
Also erscheint mir der Dichter, und so scheint mir sein Gewerbe.
Und es erwidert darauf dem Oheim bescheiden der Jüngling:
Ihr greift allzuhoch, zu kühn ist Eure Vergleichung;
Und fürwahr, es gibt auch viele falsche Propheten!
Aber es sagte gelassen der Oheim: Ihr seid ein echter!
Denn das Wort, das Ihr redet, das kommt aus lauterem Herzen!
Und es sagte der Jüngling: Ich will es nicht leugnen, daß ich mich
Zu den wirklichen zähle, zu denen, die es verschmähen
Falschen Götzen zu dienen, und daß ich erstrebe das Gute.
Aber, daß zu dem Guten das Nützliche auch sich geselle,
Werd ich dem Vater beweisen; denn hoffentlich werden die Taler,
Die der Verleger mir sendet, ihm keineswegs mißfallen.
Und so sprachen sie fort bedenkend die Zukunft. Da kamen
Zwei Gestalten herein, geführt von dem wackeren Schloßknecht:
Jene Hüttenbewohnerin war es, die ihn geführet
In der Mondscheinnacht hierher zu dem Schloß des Verwalters,
Und ihr Sohn, der Soldat, der heimgekehrt von den Kriegern
Mit dem silbernen Kreuz geschmückt die Brust, nun hereintrat,
Um sich im Schlosse zu zeigen, wo einst so oft er verweilte,
Und sie erfahren sogleich, daß Anna dem Jüngling verlobt sei,
Und es bringen die drei, der Knecht und der Sohn und die Mutter
Ihnen den ersten Wunsch zur glücklichen frohen Verlobung.